<36604816660013

<36604816660013

Bayer. Staatsbibliothek

Hist. antiq.

Jc 523²

H. gen. h. 130ᵐ

Philos. Anthrop. Scr. varia. 1268.

Anthr. 75.

R.

Die Sitten

der

Wilden,

zur Aufklärung
des Ursprungs und Aufnahme
der Menschheit,

von

Jens Kraft,
ehmaligen Königl. Dän. Justitzrath und Professor
der Mathematik und Philosophie auf der Ritter-
akademie zu Soröe.

Aus dem Dänischen übersetzt.

Kopenhagen,
In der Mummischen Buchhandlung,
1766.

BIBLIOTHECA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Die Absicht dieser Arbeit, die ich dem Publico hiermit mitzutheilen die Ehre habe, betrift theils den Umstand, meine Leser mit dem ansehnlichen Theile des menschlichen Geschlechts, den man sich unter dem Namen **der Wilden** bey weitem nicht so wichtig vorstellet, als man sollte, besser bekannt zu machen, theils auch um die Geschichte des Menschen überhaupt aufzuklären, in so weit die Nachrichten von den wilden Völkern dazu Anleitung geben.

In Betrachtung des ersten Umstandes mögten vielleicht verschiedene Leser zwar gewünschet haben, daß ich mich in die Beschreibung der einzelnen Staaten dieser Völker umständlicher eingelassen hätte, weil sie unter sich gar

sehr von einander unterschieden sind; allein, da es meine Absicht war, die allgemeine Geschichte der Wilden und des Menschen beständig mit einander zu verbinden, das Werk auch allzuweitläuftig geworden wäre, wenn ich mich zugleich in die besondere Beschreibung der Staaten der wilden Völker würde eingelassen haben: so habe ich insonderheit nur darauf gesehen, den Leser davon zu unterrichten, was entweder alle oder doch die meisten dieser Völker mit einander gemein haben, ohne ihre einzelnen und besondern Einrichtungen oder Verfassungen weiter zu berühren, als es die zwote Hauptabsicht dieser meiner Arbeit erfodert hat.

In Ansehung dieser letztern, würde mir nichts leichter gewesen seyn; als aus allem, was in diesen Bogen erzählet und erläutert wird, eine grosse und weitläuftige Abhandlung zu machen, zumal wenn ich meine Ausarbeitung auf rednerische Art hätte ausschmücken wollen. Allein ich habe es für besser gehalten, mich größtentheils, so kurz, als es möglich war, bey jedem Punkte insbesondere aufzuhalten, um nachdenkenden Lesern weder Zeit noch Mühe zu verspielen.

Das Werk selbst bestehet aus drey Abtheilungen. In der ersten wird die Beschaffenheit des Menschen ausführlich gezeiget, und zwar in seinem allersinnlichsten und meist unvollkommenen Zustand. Ohne den blossen sinnlichen Menschen über den vernünftigen zu erheben (eine allezeit unerlaubte Freyheit,) habe ich gesucht, zu zeigen, was für besondere Vollkommenheiten und Fertigkeiten der Mensch natürlicherweise besitzen könnte, und womit, wie man glauben muß, viele Völker angefangen haben, so wohl das Sittliche in ihren Einrichtungen als die Schlüsse des Verstandes zu entwickeln.

Nachdem ich auf diese Art den Menschen in seinem unvollkommensten Zustande betrachtet habe; so wird ferner in der zwoten und und dritten Abtheilung aufgekläret, wie und aus welcher Ursache vermuthlich die menschlichen Einrichtungen und Meynungen vielmehr auf diese als auf andere Art anfangen mußten. In allem diesen habe ich bloß den Menschen aus dem Menschen selbst zu erklären gesucht; und dieses ist auch der einzige Vorzug, den ich dieser meiner Arbeit weit vor andern zueigne, die ungefehr diese Materie vor mir bearbeitet

haben; obschon ihre ungleich grössere Belesenheit und scharfsinnige Bemühung jederzeit den Grad der Hochachtung verdienen, den ich meinen Blättern zu erwarten noch lange nicht hoffen kann oder will. Unter diesen meinen Vorarbeitern verdienet keiner mehr gerühmet zu werden, als der sehr gelehrte Lafitau, dessen Werk man gar oft angeführet finden wird. Niemand wäre auch besser im Stande gewesen, diese Materien vollkommen auszuarbeiten, als dieser gelehrte Mann, wenn seine scharfsinnige Feder in den Wilden selbst, in der Natur des Menschen überhaupt, und nicht in fremden Quellen den Ursprung der Meynungen, der Sitten und Gebräuche dieser Völker gesucht hätte. Inzwischen darf man sich nicht darüber wundern, wenn in einer so reichen und schweren Materie, wie gegenwärtige ist, die Meynungen getheilet sind, weil wohl keine andere Sache mehr dazu geschickt ist, aus mehr einander entgegen gesetzten Gesichtspunkten betrachtet zu werden, als eben diese. Gleichwohl aber scheinet die Geschichte des Menschen auf keine andere Art besser aufgekläret werden zu können, als wenn man darinn nach eben derselben Ordnung verfährt, wie in der Naturlehre; nämlich, daß man die

Dinge aus dem, was in ihnen selbst vorkommt, erkläret, und nicht allein die sie betreffende Erfahrungen, die in den gewöhnlichen Vorfällen vorkommen, zum Grunde leget, sondern auch diejenigen, die unter den am meisten seltenen und unbekannten Umständen dazu helfen, das, was sonst in ihrer Natur verborgen liegt, einzusehen. Allein obschon dieser Weg der nächste und beste ist, so ist er doch in der Geschichte des Menschen meistentheils noch gar sehr ungebähnet.

Um ihn aber ferner zu bähnen, dazu ist die Geschichte der Wilden in der That ein sehr grosses Mittel, aber doch nicht das einzigste. Um der Menschheit Schritt vor Schritt zu folgen, um sie in ihrem ganzen Zusammenhange einzusehen, um zu verstehen, wie die Einrichtungen und selbsterdachten Meynungen aus ihrer Natur abstammen, und zwar, so wie sie sich auf verschiedene und gar oft in einander, als Ursache und Würkung, gegründete und verwickelte Umstände schicken, dazu wird nicht allein eine, so viel es möglich ist, vollkommene Kenntniß der alten und neuen Nachrichten erfordert, sondern auch eine eben so glückliche als von allen Vorurtheilen freye Muthmassung

 solcher

solcher Umstände, wovon uns hinlängliche Nachrichten mangeln. Mit einem Worte, es wird dazu mehr erfodert, als was man von einem einzigen Menschen erwarten kann, ja vielleicht mehr, als was man von allen erwarten mögte. Inzwischen ist keine andere Sache unserer Bemühung würdiger, als diese, und es wäre zu wünschen, es mögten sich künftig viele grosse und glückliche Arbeiter derselben unterziehen. Meine gegenwärtige Arbeit ist daher nichts anders, als eine Art eines Versuches, und ich wünsche, sie mögte den Beyfall verständiger und einsichtsvoller Leser erhalten.

Erste Abtheilung.

Abhandlung vom Menschen, in seinem allerwildesten und allerunvollkommensten Zustande betrachtet.

Inhalt.

§. 1-3. Schwierigkeiten, die uns in der Geschichte der wilden Völker aufstossen.

§. 4-5. Ihre Wichtigkeit um den Menschen, die älteste Welt und den ersten Ursprung der menschlichen Einrichtungen kennen lernen.

§. 6-8. Der Ursprung des Menschen mit dem allerältesten Zustande der Erde verglichen.

§. 9-13. Wiefern man dafür halten kann, der Mensch wäre ehmals ein blosses unvernünftiges Thier gewesen.

§. 14. Der Unterschied zwischen dem Menschen und dem wilden Waldmanne oder Oran-Outang.

§. 15. Der Mensch kann ganz unvernünftig seyn.

§. 16. Die Ursache der grossen Unvollkommenheit der ältesten Welt.

§. 17-23. Was für grosse Vollkommenheiten dem Menschen natürlich obschon anitzt unbekannt sind.

§. 24-26. Der allerwildeste Zustand des Menschen mit dem vernünftigen verglichen.

§. 1

§. 1.

Eine Geschichte der wilden Völker könnte vielleicht beym ersten Anblicke für etwas unwichtiges, das weder dem Skribenden noch dem Leser die Mühe belohnte, gehalten werden. Ein Volk, dem man insgemein kaum den Ehrentitel des Menschen zugestehen will, weil man in ihm ausser der Gestalt nichts menschliches zu finden glaubt, scheinet kaum einer ordentlichen Erzählung werth zu seyn, insonderheit da eine jede Reisebeschreibung für mehr als hinlänglich genung angesehen wird, die Leser von einer so geringschätzigen Sache zu unterrichten. Inzwischen ist es doch etwas ganz zuverläßiges, daß die Geschichte der wilden Völker eines der wichtigsten Theile in der Kenntniß der Menschheit ist, und daß man sich niemals stärker irren kann, als wenn man sich darauf verlassen will, was der eine oder der andere Reisende, der ein Land fast eben so schleunig wieder verläßt, als er es gesehen hat, ohne die Landessprachen zu verstehen, ohne Gelegenheit genung gehabt zu haben, die Einwohner kennen zu lernen, oder Verstand genung, demjenigen nachzudenken, was er hat erfahren können, mehr von etwas zu sagen, als um etwas Wahres zu erzählen, in die Welt hinein geschrieben hat.

§. 2.

Ein Handelsmann, der allein auf seinen Vortheil siehet, ein Reisender, der von den Sitten, Meynungen und Gebräuchen seines Landes eingenommen ist, verwirft alles, woran er nicht gewohnt ist; und diese Leute sind es keinesweges, auf deren Aussage man sich verlassen kann. Um eine Zeichnung von einer neuen und unbekannten Welt, von einem Volke, das gleichsam ein Gegensatz von uns andern Völkern ist, zu machen, dazu wird eine gehörige Einsicht in die Menschheit, überhaupt eine gewisse Scharfsinnigkeit, und diejenige gründliche Denkungsart erfodert, die man nicht bey einem jeden Reisenden zu finden erwarten kann. Es ist daher die Beschreibung der Geschichte solcher Völker mit den größten Schwierigkeiten verbunden, die man überwinden muß, wenn man das Wahre in den Erzählungen von dem Falschen und das, was man sich eingebildet hat, von dem Würklichen unterscheiden will.

§. 3.

Noch eine andere Schwierigkeit, die den vorigen nichts nachgiebt, bestehet darinn. Ob man schon damals, als man die wilden Völker, insonderheit die amerikanischen, entdeckte, die schönste Gelegenheit von der Welt hatte, die Geschichte der Menschheit überhaupt aufzuklären, und unzähliche

nützliche und wichtige Anmerkungen zu machen, wozu man vielleicht niemals eine so gute Gelegenheit wieder finden wird: so sahe man damals doch auf nichts weiter als auf seinen Vortheil, und man bekümmerte sich fast gar nicht darum, die Denkungsart dieser Völker zu untersuchen, bis endlich der größte Theil derselben durch die Waffen der Europäer hingerissen war. Diese Unglückseligen fielen in die Hände eines Volks von schlechter Denkungsart, und dem am wenigsten bekannt war, was ein Mensch dem andern schuldig ist, und ein Verdienst darinn suchten, das tugendhafte Volk auf Erden unter dem Titel der Gottlosen auszurotten. Dieses unvernünftige und würklich höchsttadelnswürdige Verfahren der Europäer mit den Wilden war Schuld daran, daß diese Völker uns größtentheils niemals recht bekannt geworden sind, daher man sich in unsern Zeiten, welches nicht genug beklaget werden kann, in der Beschreibung ihrer Geschichte insgemein mit unvollkommenen Nachrichten und mit einigen wenigen zerstreuten Erzählungen behelfen muß, denen man doch meistentheils nicht ohne grosse Behutsamkeit folgen kann.

§. 4.

Man siehet aus allem diesen, daß diese wilden Völker noch lange nicht so verächtlich waren, als sie insgemein dafür angesehen werden. Ob sie sich schon

ungleich

ungleich mehr als wir, dem natürlichen Menschen nahen, nämlich dem Menschen, der sich selbst überlassen ist, und nicht die Hülfe der Wissenschaften und Künste geniesset: so waren gleichwohl die meisten ihrer Anstalten und Einrichtungen sehr merkwürdig; daher, wenn man sie mit den unsrigen in Vergleichung setzen will, wird ohne Zweifel, wenn man sonst unpartheyisch handeln will, der Schluß erfolgen, daß der Fehler unserer Staaten darinn bestehet, daß wir von dem Natürlichen allzu sehr abgewichen sind, der ihrige aber darinn, daß sie selbigem allzu sehr gefolget sind. Die uns von ihnen aufbehaltenen Nachrichten zeigen, daß es sehr schwer zu bestimmen seyn wird, auf welcher Seite der Fehler am größten ist; inzwischen ist es ohne Zweifel unläugbar gewiß, daß der Zustand, den sich die Menschen vernünftiger Weise wünschen sollten, ein Mittelstand zwischen den wilden Völkern und uns seyn sollte. Die Kenntniß des wahren GOttes und verschiedene unserer Wissenschaften sind die grossen Schätze, die wir vor allen diesen Völkern voraus besitzen; allein da sie mit ihren übrigen Einrichtungen ganz gerne harmonieren, und dadurch vielmehr befördert als gehindert werden könnten: so entstehet übrigens diese wichtige Frage: ob Wir, oder die Wilden das meiste von demjenigen besitzen, was die wahre Glückseligkeit des Menschen im Irrdischen ausmachet? Die Menschheit kann auf

viele unter sich sehr verschiedene Arten wohl eingerichtet seyn, obschon am besten nur auf eine einzige Art. Wir gehen in unserm Vertrauen auf uns selbst weit, wenn wir glauben, daß unsere Einrichtungen die bestmöglichsten sind; man handelt aber ohne Zweifel am vernünftigsten, wenn man sagt, daß die Vortheile, die die eine Einrichtung erlaubet, sich oft in einer andern verlieren; nichts ist auf allen Seiten vollkommen; ein Platonischer Staat, der alle Vortheile insgesammt mit einander verbindet, ist ein Staat in der Einbildung, und zu allem Unglück findet man ihn nirgends in der Welt.

§. 5.

Es haben solchergestallt die wilden Völker insgesammten ihren Sitten und Einrichtungen übermäßig Vieles, was ihre Geschichte auf zwiefache Art merkwürdig macht, theils weil es von einer neuen Welt etwas Unerwartetes ist, theils weil es auch in seiner größten Abweichung von unsern Sitten und Gebräuchen noch dieses besondere Verdienst hat, daß es unsern Verfassungen den Preis sehr oft streitig machen kann. Dem ungeachtet findet sich in allem diesen noch nicht die rechte Ursache, warum ich die Geschichte dieser Völker für eines der wichtigsten Stücke in der Kenntniß des Menschen angesehen habe. Wir machen mit allem Recht ein grosses Wesen aus der Geschichte

schichte der Aegyptier, Chaldäer und anderer alten Völker; und eine der größten Ursachen, warum wir sie so hoch schätzen ist diese, weil man daraus einigermassen lernet, wie die Menschheit Schritt vor Schritt von einem geringen Anfange an immer weiter und immer besser ausgebildet geworden ist. Die Menschen sind nicht immer das gewesen, was sie nun sind. Eine lange Kette vieler Jahre hat uns von einem Alter, das wir die Kindheit des menschlichen Geschlechts nennen könnten, durch eine langwierige und, wenn ich so reden darf, unvernünftige Jugend zu dem ersten Grad des männlichen Alters gebracht, worinn sich die am meisten aufgeklärten Völker zu unsern Zeiten befinden. Was Amerika damals war, als es entdeckt ward, das ist in den ältesten Zeiten fast die ganze Welt gewesen. Ein Volk hat sich früher ein anderes später aus der blindesten Unwissenheit heraus gearbeitet, und alle insgesammt haben nach und nach die Augen geöffnet, die Wahrheiten zu sehen und zu kennen. Der prächtigste Theil in den alten Nachrichten ist unstreitig dieser: nämlich man lernet daraus die Ordnung worinn, und die Mittel wodurch der Mensch sich nach und nach aus seiner Unwissenheit gezogen hat; und man kann sich alsdann nicht genung darüber verwundern, wie beschwerlich ein jeder Schritt, den man zur Verbesserung gethan hat, gewesen; was für Zeit zwischen dem

andern Schritte verflossen ist, und was für Glück man dazu nöthig hatte, auch nur die uns anitzt allgemeinen Wahrheiten einzusehen. Was man aber in dieser Betrachtung in den alten Nachrichten, wie durch einen Nebel, siehet, das siehet man mit klaren Augen in der Geschichte der wilden Völker. Man findet darinn ein neues und lebendiges Bild unserer alten und vorlängst erblaßten Vorfahren. Es verdienet daher keine geringe Verwunderung, daß man von allen Dingen, die man in unsern Zeiten von den Wilden erzählet, bey den alten Völkern deutliche Spuren findet, und daraus lernet, zu was für Meynungen und Lebensarten der Mensch von Natur am meisten geneigt ist, weil man ihn unter eben denselben Umständen und immer als denselben bey allen Völkern findet. Man lernet ferner, in welcher Ordnung beyde, die alten und neuen Völker, verändert geworden sind, und wie der natürliche Plan war, nach welchem die Menschheit sich entwickelt hat. Die Betrachtungen über den Menschen überhaupt, wozu uns auf diese Art die Geschichte der Wilden den Weg bahnet, sind der wichtigste Nutzen, den man daraus erwarten kann. Da aber dazu erfodert wird, daß man sich den Menschen solchergestalt vorstellet, wie er von Natur gewesen seyn mögte, wenn er, sich selbst überlassen, mit nichts anders in die Welt tritt, als mit dem blossen Vermögen, zu han-

deln und zu denken, um hernach desto besser urtheilen zu können, auf welcher Stufe die Menschheit in einer jeden Art der verschiedenen Umstände stund, und wie viel die eine vor der andern voraus hatte, um weiter zu sehen, in welcher Ordnung die Menschheit aus dem allerunvollkommensten Zustande weiter fort zu dem andern erst geringern und hernach vollkommenern gerücket seyn mögte; so habe ich, dieses zu untersuchen, für nützlich gehalten, ehe ich zur Geschichte der Wilden in sich selbst schreite, kürzlich von dem Menschen überhaupt zu handeln. Ich will ihn also zuerst solchergestalt betrachten, wie er in seinem blossen natürlichen Zustande seyn mögte, in einem Zustande, der ganz und gar bloß sinnlich, und nicht viel besser als der Zustand der Thiere ist.

§. 6.

Der Ursprung des Menschen ist uns allzuwohl bekannt; die hohen Vollkommenheiten, womit er aus der Hand des Schöpfers kam, sind allzu unwidersprechlich wahr, als daß jemand, den heiligen Nachrichten entgegen, darauf fallen sollte, zu glauben, der Mensch wäre von Anfang an in einem solchen Zustande gewesen, den wir hier annehmen, nämlich wie ein bloß sinnliches Thier, daß seine Vermögenheiten oder Kräfte erst in der Länge der Zeit entwickelt hat. Ist der Mensch unter allen andern Thieren dasjenige

allein, was ganze Jahre hernach, nachdem es auf die Welt gekommen ist, sich nicht selbst zu retten und zu unterhalten vermag, indem es ohne Hülfe anderer kaum einige wenige Tage leben kann; ist es dasjenige was in den ersten und zarten Jahren die wenigste Einsicht, der am wenigsten natürlichen Trieb hat, das, was ihm dienlich ist, zu erkennen und zu wählen; die am wenigsten bequemen Glieder, sich fort zu helfen, sich zu vertheidigen, seinen Feinden zu entgehen, und seine Nothdurft zu suchen; ist es hingegen auch unter allen dasjenige, was die meisten Nothwendigkeiten bedarf; das in sich selbst, in seinen Krankheiten, und so zu sagen in seinen natürlichen Fehlern die meisten und gefährlichsten Feinde hat; und das äusserlich in den Abwechslungen der Luft und des Wetters insonderheit in den zarten Jahren am allerleichtesten seinen Untergang findet; kurz, ist es unter allen Thieren dasjenige, dem die Natur keine andere Waffen zu seiner Vertheidigung in seinem langsamen Wachsthume gegeben hat, als eine unvermögende Thräne, und kein anderes Mittel sich fort zu helfen, als schwache Glieder, die es im ersten Jahre nicht einmal zu gebrauchen im Stande ist: so ist es unläugbar, weil er, der Mensch von seinem ersten Anfange an, die Vollkommenheiten besessen hat, die diesem natürlichen Mangel und allen seinen Schwachheiten Trutz biethen können; daß sich kein Ursprung besser auf den Menschen

schen passet, als der Biblische; zumal da uns die Vernunft so deutlich saget, daß der größte, der beste, der vollkommenste Gebrauch der Dinge dieser seyn mußte, der die nächste Absicht des Schöpfers war. Erfahrung und Natur bezeugen dieses mit der Vernunft zugleich. Alle andere Thiere erreichen gar bald ihre höchste Vollkommenheit, und bleiben auch hernach beständig darinn, weil es nicht in ihrer Macht stehet, sich dagegen zu setzen. Der Mensch allein, ungeachtet er vom Anfang vollkommen war, ward doch hernach unvollkommen, weil er vollkommen genung war, sich selbst zu verderben; denn er war unter allen Thieren von Natur am meisten Meister über seine Handlungen. Kurz: die heiligen Nachrichten vom ersten Ursprunge und Falle des Menschen, sind die einzigen, die, wenn man alles wohl überlegt, mit der Vernunft übereinstimmen könnten. Wenn die Insektenhistorie, diese Schatzkammer unerwarteter und sonderbarer Reichthümer der Natur, zeiget, daß das geringste Insekt in den wunderbaren Einrichtungen, die die Mutter macht, ohne zu wissen warum, alles findet, was zu seinem Unterhalt und zu seiner Sicherheit nöthig ist, wenn die Zeit kommt, da es aus seinem Eye unter der Gestalt eines elenden Wurmes, an dem man beynahe zweifeln mögte, ob er würklich ein Thier wäre, herausbrechen solle; Wenn die ganze Naturhistorie überall zeiget, daß diejenigen

Thiere keine so zarte Sorgfalt in der Natur vor sich finden, welche sich so gleich nach ihrer Geburth selbst helfen können: So wäre es unvernünftig, glauben zu wollen, der Mensch allein, das edelste unter den Geschöpfen, sollte von der hohen schöpferischen Hand der Natur am meisten verabsäumet, und, da dessen rechte Stärke in den höhern Kräften des Verstandes bestehet, in einem bloß sinnlichen Zustande in die Welt gesetzt worden seyn. Diese Wahrheit wird dadurch nicht verringert, wenn wir sagen, daß wir in den jungen Jahren so schwach sind, weil wir das Natürliche verlassen haben, und, an statt uns auf Händen und Füssen weiter zu bewegen, aufgerichtet gehen. Die Geschichte der wilden Völker zeiget, daß verschiedene von ihnen ihren Kindern in den ersten Jahren diese Freyheit erlauben, ohne daß sie sich doch dießfalls selbst helfen können.

§. 7.

Wenn etwas gemisbraucht wird: so ist es die Freyheit im Denken. Wir wollen das Unendliche mit einem endlichen Verstande ausmessen, und den Anfang einer Zeit einsehen, von welcher unser ganzes Leben ein unmerklicher Punkt ist. Wir wollen den Ursprung der Dinge verstehen, ohne sie selbst zu kennen. Der Mensch, aus einem besondern und ihm angebohrnen Fehler, fürchtet das Unmögliche, und

verlanget es, da er inzwischen das, was ihm am dienlichsten ist, und was sich am besten zu seinen Kräften schickt, geniesset und versäumet. Der Verstand, welcher glaubet, es müsse alles seiner Herrschaft unterworfen seyn, inzwischen aber selbst in unzähligen falschen Meynungen unzähliche Tyrannen findet; der Verstand, der unter allen am meisten frey, und am meisten Sklave ist, hat durch eine unüberwindliche Finsterniß dringen, und den ersten Ursprung der Dinge klar einsehen wollen. Ohne veralterter Meynungen zugedenken, so bald die Erfahrung zeigte a), daß die Berge mit Muschelschalen und Ueberbleibseln von Seethieren angefüllet waren, daher man dießfalls, wie auch aus andern Ursachen daran gar nicht zweifeln konnte, daß sie ehmals weich, und daß die nun bewohnte Erde ehmals der Grund des Meeres gewesen wäre: so theilte man sich gleichwohl in zwo verschiedene Meynungen, die gewissermassen beyde falsch sind; die eine, daß alles dieses Muschelwerk sich von der Sündfluth herschriebe; die andere, daß das feste Land auf unserer Kugel der Grund der See gewesen, von welchem sich das Wasser nach und nach verloren hätte; und weil dazu eine undenkliche Zeit erfordert würde:

a) Man sehe unter andern Skribenten insonderheit Scheuchzeri itinera per Helvet. Æp. Regiones; ejusd. querel. et vindic. piscium. Memoir. sur les Petrifications des quatre parties du monde. Buffon Theorie de la terre. Leibnitii Protogaea.

so müßte in diesem Falle die Erde nothwendig von einem unglaublichen Alter seyn. Ein Woodward fand nämlich gegen alle natürliche Begriffe, die Sündfluth hätte die Berge wie Zucker zerschmolzen, nachdem die Schwere der Dinge erst durch ein Wunderwerk aufgehöret hätte. Woodward b), der nicht einsahe, daß die Kräfte, womit die Dinge zusammen hangen, ganz und gar nichts mit der Schwere zu schaffen haben, und der eingesehen haben sollte, daß die Erde nach dem, was er voraus setzte, durch ihre tägliche Umdrehung sich in Staub weit über die Himmel müßte zerstreuet haben, dachte einer Sache weitläuftig nach, deren Ursache man vielleicht mit drey Worten sagen kann; nämlich, daß die Linie, um welche sich die Erde wälzet, ehmals eine andere Richtung bekommen hat. Die andere Meynung, daß das feste Land unserer Kugel der Grundsatz des Meeres gewesen, und zwar (welches aber vielleicht nicht allzu glücklich gedacht ist) aus einem Meere, bedeckt mit Sargasso c), scheinet eine wichtige Absicht auf die Abhandlung vom Menschen zu haben. Was für eine unendliche Zeit aber scheinet dazu nöthig gewesen zu seyn, bis die Gewässer so weit fallen konnten, daß die Erde werden konnte, so wie sie anitzt ist? Ist die

b) Siehe Geographie Physique, ou Essai etc. de Mr. Wodward.

c) Siehe Linnaei Syst. Nat. Observ. in tria Regna.

die älteste Erde nicht ohne Spitzen der Berge gewesen, deren Giepfel man kaum sehen kann, welche Länge der Zeit ward nicht dazu erfodert, ehe die See das Land verließ, das wir anitzt bewohnen? Verloren sich die Gewässer solchergestalt, wie man ihre Abnahme in Norden bemerket haben will d), da man inzwischen dafür hält, sie wären hingegen im Mittelmeer gewachsen e) (zwo Meynungen, die eben nicht mit einander streiten; kann aber dießfalls die eine aus der andern folgen?): so könnte man daraus auf das Alter der Erde schliessen, wenn man sonst für rathsam fände, auf solche unsichre Gründe zu bauen f).

§. 8.

Ohne mich in diese und andere hieher gehörige gelehrte Gedanken, die ihren Erfindern Ehre machen, die Welt aber in ihrer vorigen Unwissenheit lassen, weiter einzulassen, will ich meine Materie fortsetzen. Ist das feste Land nach und nach geworden, hat der erste Mensch zugleich mit der ersten Erde, die die Menschen aufnehmen konnte, angefangen, zu werden:

d) Celsius von der Verminderung des Wassers in den Stockholm. Actis vom Jahr 1741. im ersten Quartal.

e) Eustachii Manfredi Abhandlung in den Actis Bonon. Tom. 2. p. 2. Moro neue Untersuchung der Veränderung des Erdbodens. 2. Th. 25. Hauptst.

f) D. Browals Untersuchung von der Verminderung des Wassers.

den: so kann man nicht läugnen, es habe das menschliche Geschlecht; wie vollkommen man es auch im ersten Ursprunge denken will, Zeit genung gehabt, sich zu entwickeln, um aus einem bloß sinnlichen Thiere ein Vernünftiges zu werden. Ein Tieljamed g), der, vermuthlich mehr aus Scherz als aus Ernst, in seiner Fantasie sah, wie der Mensch, als ein Seethier, aus der See heraus kam, und hernach auf dem festen Lande sich veränderte, und eine weit andere Natur annahm (der Ordnung der Natur entgegen, die niemals einem Thiere erlaubet, sein Element, wozu es erschaffen ist, beständig zu verlassen, wenn es auch in einem andern zugleich leben könnte), könnte in der angemerkten langen Zeit mehr als zu viele Gelegenheiten finden, durch eine Folge von unzähligen unmerklichen Abwechslungen zu sehen, wie sein Thier, nachdem es sein Element verändert, endlich seine Natur verwechselt, und aus einem unvernünftigen durch tausend sonderbare Muthmassungen, zuletzt ein Mensch wird. Allein ohne eine Menge von Dingen zu berühren, die, nach Anleitung des bereits gesagten, angeführt werden könnten, wird es vollkommen genung seyn, um zu beweisen, wie sehr man sich, aber auch vergebens, bemühet, dergleichen besondere Meynungen vom Ursprunge des Menschen zu erdenken,

g) *Tieljamed*, ou Entretiens d'un Philosophe Indien avec un Missionaire.

erdenken, wenn man überlegt, daß solches, so wie alles übrige, wie lang auch der Umweg und die Folge von Abwechslungen sind, die eine spielende Einbildung sich ausdenket, doch zuletzt seinen ersten Ursprung in einer Schöpfung ganz unwidersprechlich finden muß; in einer Schöpfung, die das Vermögen ertheilet hat, vernünftig zu werden, weil das Veränderliche in den Dingen niemals daraus, was in den Dingen selbst ist, verstanden werden kann. Weil dießfalls die Befolgung und Ausübung dieses Vermögens ungleich weniger beschwerlich ist, als das Vermögen selbst: so ist es etwas sonderbares, in der Zugestehung des einen Schwierigkeiten zu suchen, wo man das andere mit beyden Händen zugiebt. Ueberhaupt ist es uns keine Ehre, auf der einen Seite zu behaupten, vernünftig zu denken, und doch auf der andern Seite den Dingen ein Vermögen, die größten und vortreflichsten Unternehmungen auszuführen, beyzulegen, ohne daß sie gleichwohl in einer undenklichen Zeit sollten so weit kommen können, sie in Uebung zu bringen. Es ist daher um so viel gewisser, daß sich kein Ursprung besser auf den Menschen schickt, als dieser, worinn alle seine Kräfte auf das Vollkommenste entwickelt waren. Die Dinge sind unfehlbar dazu geschaffen, um ihren größten Nutzen zu haben, nicht aber, den geringsten und verächtlichsten.

§. 9.

Es ist daher dem ersten Ursprunge des Menschen ganz und gar nicht gemäß, daß er ehmals durch seinen eigenen Fehler so sehr gefallen ist, daß seine Lebensart von der Lebensart der Thiere nicht sehr verschieden geworden ist. Es kommen in der That alle weltliche Schriftsteller darinn einstimmig überein, daß ehmals eine Zeit gewesen sey, da der Mensch überhaupt ganz unvernünftig und nur ein Kenner des Sinnlichen gewesen ist, nämlich als er in der Welt nach Art der Thiere herum schweifte, bloß um Lebens Unterhalt zu suchen. Sie beschreiben uns die ersten Menschen in lauter kleine Gesellschaften zerstreuet, welche fast ohne bürgerliche Verfassung, ohne Gottesdienst, ohne Wissenschaften und Künste, ohne Begriffe von Recht und Unrecht lebten. Kein anderer Begriff von den alleraltesten Menschen, von denen man etwas weiß, ist zufolge der weltlichen Historie zuverläßig, welche berichtet: es hätten die Völker, lange hernach, da sie zahlreicher geworden wären, gelernt, sich in Städte zu versammlen, das Land zu bauen, an GOtt zu denken, nach gewissen Gesetzen zu leben, nützliche Künste zu erfinden.

§. 10.

Die chinesische Historie, die unter allen weltlichen Geschichten in den ältesten Zeiten am wenig-

sten fabelhaft und folglich am zuverläßigsten zu seyn scheinet, versichert h), die alten Chineser wären mehr als 2000 Jahre vor Christi Geburth in diesem Zustande gewesen. Fohi, der erste Lehrer oder Schöpfer dieses mächtigen Volks, soll alle seine Landsleute als unvernünftige Thiere befunden haben; sie lebten zerstreut in den Wäldern, ohne sich um etwas anders als um Lebens Unterhalt zu bekümmern. Fohi fieng an, seine Landsleute in eine Gesellschaft zu versammlen, er lehrte sie den Fisch- und Vogelfang, ordentliche Eheverbindungen, und die ersten bürgerlichen Verfassungen. Man berichtet ferner, die Chineser hätten sich nach dieser Einrichtung so stark vermehrt, daß sie ihren Unterhalt nicht länger an den Pflanzen, Früchten und Thieren finden konnten, von denen sie damals gelebet hatten. Sein Nachfolger in der Regierung, Chin-Nong, half diesem Mangel damit ab, indem er mehrere Arten des Getraides und durch den Ackerbau ein Mittel, sie in Menge zu vermehren, erfand.

§. 11.

Nach der persischen Historie i) lehrte Keiomaras, der erste König der Perser, sein Volk, Häuser

h) Du Halde Description de la Chine T. I. und Martini Histor. Linicae. Decar I.

i) Siehe die allgemeine Welthistorie, Th. IV. Hauptst. XI

Häuser zu bauen und sich in Städte zu versammlen. Sein Nachfolger, Hushang, war der erste, der sein Volk lehrte, in den Bergwerken zu arbeiten, das Land zu bauen, und sich der Feldfrüchte zu bedienen. Unter ihm wurden die ersten Gesetze gegeben, und Persien ward nunmehr ein ordentlicher Staat.

§. 12.

Die Aegyptische k), wie auch die Geschichte der meisten alten Völker will den ältsten Menschen nicht einmal die Kenntniß des Feuers zugestehen. Vulkan war der erste, der diese wichtige Sache erfand, und Saturn derjenige, der die Aegyptier zu einen ordentlichen Umgang unter einander bewog. Sein Sohn Osiris war der grosse Schöpfer oder Lehrer seines Volks. Vor seiner Zeit, sagt man, verzehrte ein Mensch den andern; Osiris aber schaffte diese unmenschliche Gewohnheit ab. Seine Köninginn Isis erfand allerhand Arten von Getraide, und er selbst die Werkzeuge, die Erde zu bauen und zu bearbeiten. Er lehrte überdieß die Aegyptier Häuser zu bauen, in Städten zu wohnen, Weinstöcke zu pflanzen und zu beschneiden, ordentlich Gottesdienst zu halten, Metalle zu bearbeiten, sich einer gewissen Art der Schrift zu bedienen; er erfand die Musik, und, was man am wenigsten denken sollte, er ordnete die

k) Diodori siculi Biblioth. L. I.

die Rede, die vor seinen Zeiten mehr in einer Menge unverständlicher Töne, als in einer ordentlichen Sprache bestanden haben soll.

§. 13.

Die griechische Geschichte l) giebt uns von den ältsten Einwohnern Griechenlands keine vortheilhaftere Nachricht; denn dieses Land war an den ältsten Zeiten ein Wald, worinnen die Menschen sich versteckten, und vollkommen nach Art der Thiere lebten. Sie assen die Kräuter auf dem Felde, und es daurete lange, ehe sie Eicheln in Vorrath sammlen lernten. Pelasgus lehrte sie zuerst, sich Hütten zu bauen, die Thiere zu fangen und sich der Felle derselben zu ihrer Kleidung zu bedienen. Ceres und Triptolem lehrten sie, sich des Korns zu bedienen, und die Erde zu bauen, und Baochus lehrte sie den Weinbau. Cecrops stiftete zuerst zu Athen den Ehestand und die Anbetung der Götter. Dennoch aber dauerte es lange Zeit, ehe sie Gesetze bekamen, und durch die Gesetze ein ordentliches und vernünftiges Volk wurden. Das Recht bestund sehr lange in der Macht. Die Menschheit war den Menschen noch größtentheils unbekannt.

§. 14.

l) Pausanius in Arcadicis, C. 1. 2. et Atticis, C. 14. Plutarchi quaestiones Romanae. Diodor. Lic. Biblioth. L. I.

§. 14.

Ich will die Leser nicht länger mit dergleichen Nachrichten aufhalten. Man weiß, daß Janus den Lateinern dasselbe gewesen seyn soll, was Osiris den Aegyptiern war; und es ist zuverläßig, daß fast alle diese Völker eine Art der Erinnerung ihrer ersten Herkunft beybehalten haben, und zwar entweder in Versen, oder in mündlich überlieferten Erzählungen, aus welchen mit der Zeit insgemein Fabeln geworden sind; oder in hieroglyphischen Charakteren; oder auf welche andere Art es auch geschehen sey, genug, daß sie alle darinn überein kommen, ihre ersten Vorfahren ungefehr auf eben dieselbe Art zu beschreiben, wie sie sich nämlich der Dinge und der Welt bedienten, ohne zugleich zu wissen, oder einmal sich darum zu bekümmern, was es für eine Beschaffenheit damit gehabt hat. In allem diesen aber ist nichts sonderbarers, als daß die Peruaner und Mexikaner m), die einzigsten unter allen Völkern in Amerika, die eine ordentliche Historie ihres Landes halten, mit einer eben solchen Erzählung von dem uralten Zustande ihres Volkes anfangen, ohne daß man sie dießfalls in Verdacht haben könnte, sie hätten dergleichen Nachrichten von andern ausgeschrieben oder gelernt; welcher Verdacht vielleicht ganz reimlich den größten Theil der

m) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. 2ter Theil.

der vorbemeldten Völker treffen mögte. Allein obschon alle diese Erzählungen insgesamt darinn übereinkommen, daß sie die alleraltsten Menschen als bloß sinnliche Thiere beschreiben; so kann man dennoch (obschon dieser Zustand der Menschen, wie wir hernach sehen werden, nicht unmöglich war) nicht ohne grosse Mühe glauben, die Menschen hätten einigermassen in Menge beysammen leben können, und sich doch unter sich selbst so tief erniedriget, daß sie ohne den geringsten Gebrauch der Vernunft hätten leben können; denn man müßte sonst ohne Zweifel noch itzt einen Ort in der Welt oder ein Volk gefunden haben, welches einem solchen Volke ähnlich wäre. Es ist zwar wahr, daß uns nicht alle Bewohner unserer Erde bekannt sind; das Innerste von Afrika und Amerika nebst allen Südländern sind, vielleicht zum Glücke derselben, von den Europäern noch nicht besucht geworden; allein zu glauben, daß in diesen Gegenden Völker ohne alle bürgerliche und vernünftige Verfassung gefunden würden, das ist ein Satz, dem wir um desto weniger Beyfall zu geben berechtiget sind, da unter den in so grosser Menge bereits bekannten so genannten wilden Völkern noch kein einziges gefunden worden ist, welches nicht einen ansehnlichen Gebrauch des Verstandes, der den Menschen so unendlich weit über die Thiere erhebet, gehabt hätte. Der Unterschied zwischen den am wenig-

sten aufgeklärten unter ihnen und den wilden Waldmännern oder Oran-Otangs ist jederzeit so groß gewesen, wie er zwischen einem Menschen und einem unvernünftigen Thiere seyn muß, obschon die Gestalt eines Oran-Otangs einem Menschen vollkommen ähnlich ist; woran man um so viel weniger zweifeln kann, weil man dieses Thier zur See aus Afrika nach Europa n) gebracht und hinlänglich beschrieben hat. Daß es die Negern o) für eine Art von Menschen halten, beweiset eben so wenig, als wenn man in Canada die Bieber unter die vernünftigen Geschöpfe rechnet; denn daß diese Oran-Otangs aufrechts gehen, sich auf den Bäumen eine Art eines Daches, worunter sie schlafen, machen, schaarenweis gehen, mit Stecken die Elephanten und Menschen anfallen, ihre Todten mit Laub und Zweigen bedecken, aus Gefässen, die man ihnen giebt, trinken, und wenn sie getrunken haben, den Mund, wie ein Mensch, abwischen: alles dieses beweiset keinesweges, daß sie Menschen auch nur im geringsten Grade sind, bey denen sich die Kräfte des Verstandes noch nicht entwickelt haben. Die Seebären p) und

n) Dappers Afrika und Beschreibung von Nieder-Aethiopien und des Königreichs Quoja. Salmons Staat der Sundaischen Inseln.

) Labat Afrique occid Tom. 3. Ch. 11.

p) Steller in Nov. Commentar. Petropolit. Tom. 2.

und Seelöwen haben in Betrachtung des Vernünftigen weit mehr Aehnlichkeit mit dem Menschen als die Oran-Otangs. Die Begierde dieser Thiere, sich mit den Menschen zu vermischen, sollte zwar dasjenige seyn, was dießfalls das meiste beweisen sollte; da man doch vielmehr daraus am besten schliessen könnte, zu welcher Art von Thieren sie gehörten. Daß aber diese Oran-Otangs dem ohngeachtet noch bleiben was sie sind, nämlich unvernünftige Thiere, die bloß dazu dienen, den Zwischenraum zwischen dem edelsten und weniger edlen Thiere auszufüllen, nach der beständigen Regel, die die Natur überhaupt in Acht nimmt, indem sie jederzeit von einer Klasse der Dinge zu einer andern durch Mitteldinge fortgehet, die sich den Beschaffenheiten beyder näherte, solches siehet man vollkommen daraus, daß so bald einer Art von Thieren ein Vermögen zu etwas gegeben ist, die natürliche Absicht dessen ist, daß es gebrauchet, und die Umstände überhaupt solchergestalt abgepasset werden sollen, damit es sich gehörig äussern muß. Die Natur scheinet zuweilen zu irren. Misgeburthen und eine Menge solcher Dinge, die niemals ihre Absichten erreichen, die sie, wie wir glauben, haben, und die sich die Natur gleichwohl niemals vorgesetzt gehabt, scheinen zwar die Einwürfe zu bestärken; allein man muß wohl bemerken, daß, wenn auch das, was wir einen Irrthum nennen, eintrifft, solches doch nur

 selten

selten und nur in einzelnen Theilen niemals aber in einer ganzen Art geschiehet; daher ist jederzeit nur sehr wenig dazu nöthig, das, was den Dingen natürlich ist, in Gang zu setzen; dann dazu finden sie in sich selbst einen beständigen Trieb, und alle Gegenstände können eine Gelegenheit dazu geben. Wären die Oran=Otangs von Natur geschickt, wie Menschen zu handeln, zu leben und zu denken, so könnte es auch nicht anders kommen, sie müßten endlich mitten unter den Menschen lernen, vernünftiger zu denken, zu reden und zu handeln.

§. 15.

Diese Thiere beweisen also keinesweges, daß man noch ganze Schaaren bloß sinnlicher und unvernünftiger Menschen findet; inzwischen ist es doch zuverlässig gewiß, daß der Mensch solchergestalt seyn kann. Es ist unläugbar, daß man verschiedene male q) wilde Kinder gefunden hat, die nach Art der Thiere auf allen vieren gelaufen sind. Man weiß, daß sich einige Thiere gar leicht irren, und fremde Jungen für ihre eigene halten können. Die Bärinnen sind insonderheit willig dazu, stillende Kinder aufzuammen. Diese solchergestalt aufgefütterten Wilde, aber Wilde von

q) Connor Beschreibung des Königreichs Pohlen, 6tes Sendschreiben. Ejusd. Evang. Medici, Art. 15. und Rousseau von dem Ursprunge der Ungleichheit der Menschen, in den Anmerkungen.

von einer andern Art, als von denen wir hernach handeln wollen, haben vollkommen das Ansehen unvernünftiger Thiere gehabt; Sprache, Verstand, selbst das Gedächtniß oder das Andenken des vergangenen mangelte ihnen, da sie sich doch inzwischen ihren nothdürftigen Unterhalt zu verschaffen gar wohl wußten. Eben diese, nachdem sie bereits einen glücklichen Anfang gemacht hatten, Menschen zu werden, bezeigten doch noch immer grössere Lust zu ihrem vorigen wilden Leben, als vernünftig zu leben; eine Gesellschaft Bären war ihnen weit lieber, als eine Gesellschaft Menschen; so groß ist die Herrschaft der Gewohnheit. Es ist also unläugbar, daß ein Mensch, der ohne alle Erziehung sich selbst und der Wildheit überlassen wird, in seiner Natur würklich nichts anders wird, als ein sinnliches Thier mit höhern Vermögenheiten oder Kräften, die es aber nicht zu gebrauchen weiß.

§. 16.

Sollte daher der Mensch jemals so beschaffen gewesen seyn, wie ihn die weltlichen Geschichtbücher abschildern, so muß er solches nothwendig zu einer Zeit gewesen seyn, da die Menschen noch nicht gesellschaftlich beysammen lebten. Da nun zufolge der heiligen Geschichte selbst eine solche Zeit gewesen zu seyn scheinet, so werden die Erzählungen der weltlichen Skribenten dadurch um so viel glaubwürdiger. Die Verwirrung

wirrung der Sprachen (wenn man sonst die hebräische Zeitrechnung annehmen, und zugleich festsetzen will, es wäre diese Zerstreuung bey der Geburth Phalegs vor sich gegangen,) fiel nach der Sündfluth zu einer Zeit ein, da sich die ganze Anzahl der damals lebenden Menschen reimlicher Weise nicht über 3000 Personen belaufen konnte. Wenn man nun annimmt, daß sich zu unsern Zeiten ungefehr 4000 Millionen Menschen auf unserer Erde befinden, so kann niemand daran zweifeln, daß sich diese 3000 Personen, als sie auf der Erde zerstreuet wurden, damals in viele sehr kleine und fast einzelne Gesellschaften müssen vertheilet haben. In diesem Zustande fanden sie an den Kräutern, auf dem Felde und Baumfrüchten, ohne die Erde zu bauen, und also ohne Mühe, so viel, als sie nöthig hatten. Da es folglich die Auferziehung und die Noth ist, was den Menschen arbeitsam und scharfsinnig macht: so ist es höchstreimlich, daß man sich in diesem Zustande einem müßigen Leben überließ, die Wissenschaften und Künste für unnütz ansahe, erst vergaß, was man bereits wußte, und hernach auch sich selbst. So lange also die Menge noch nicht grösser war, als daß sie sich ohne Mühe und Kunst unterhalten konnte, so lange ist es höchstreimlich; daß sich die Menschen immer mehr und mehr verschlimmert haben; da aber mit der Zeit ihre Anzahl so ansehnlich zunahm, daß sie zu ihrer

Unter-

Unterhaltung etwas mehr, als eine sinnliche Kenntniß, nöthig hatten, so ist daran nicht zu zweifeln, daß nicht die Vernunft sich gar bald wieder zu äussern anfangen mußte, wenn sie auch sonst jemals völlig verloren gewesen seyn sollte. Wenn bey einer Kreatur eine Gabe der Natur sich äussern soll, so wird nichts anders dazu erfodert, als daß man sie nöthig hat; und muß nicht also dieses eben die Epoche oder der Zeitpunkt seyn, da die weltliche Historie ihren Anfang nimmt?

§. 17.

Will man inzwischen annehmen, daß der Mensch ehmals in einem bloß sinnlichen Zustande gewesen seyn sollte, und dann ferner untersuchen, ob er darinn länger bestehen konnte, wie auch, wie er sich darinn ohne alle durch die Vernunft ausgedachte und anitzt bey uns gebräuchliche Hülfsmittel ernähren, vertheidigen und unterhalten konnte: so ist es nothwendig, zuerst zu bemerken, daß wir im Körper natürlicher Weise Vermögen oder Kräfte zu tausenderley Fertigkeiten besitzen, die wir in unserer gegenwärtigen Verfassung nicht mehr kennen, und die wir durch unsere künstlichen Anstalten größtentheils verloren haben. Die Geschichte der Wilden macht diese Wahrheit unwidersprechlich. Alle diese Völker besitzen in den Sinnen und im Körper ungleich grössere Vollkommenheiten,

ten, als wir. Sie sehen mit blossen Augen weiter und schärfer, als wir mit unsern besten Seheröhren. Sie können, wie man berichtet, die Thiere in ihrem Lager auf mehr als auf eine Viertelmeile riechen r); im Laufen sind sie so unermüdet, ein Reiter wird eher mit seinem Pferde stürzen, als daß er einen Hottentotten oder einen andern Wilden im Laufen einhohlen sollte s); ein Weg von hundert Meilen ist den meisten Amerikanern kaum so beschwerlich, als uns einige wenige Meilen

r) Siehe im dritten Theile der Göttingischen Sammlung neuer Reisen des Diereville Reise nach Port-Royal, S. 241. Das, was daselbst angeführt ist, scheinet fast unglaublich zu seyn, daher kann ich nicht unterlassen, die eigenen Worte des Verfassers einzurücken. Er spricht: Um itzo ihre Thaten auf der Jagd zu erzählen, will ich mit einem gewissen Streiche den Anfang machen, darüber ich erstaunte, und welcher vielleicht diejenigen, welche ihn lesen werden, in nicht geringere Verwunderung setzen wird. Ein Wilder gieng mit seinen Gefährten auf die Jagd. Da er auf ein Stück Eis kam, womit der Winter einen grosen See beleget hatte, blieb er auf einmal stille stehen, zog mit den Nasenlöchern die ihn umgebende kalte Luft an sich, und sagte zu dem ihm folgenden Haufen: ich spüre einen Bären, er ist auf jenen Hügeln. Es war aber eine Viertelmeile weit davon, wo er den Ort angab; seine Gesellschaft verwunderte sich höchstens darüber; allein er führte sie endlich unter dem Winde so gerade darauf zu, daß man würklich daselbst das Thier in seinem Loche antraf, u. s. w.

s) Kolbe von dem Vorgebürge der guten Hofnung. 2. Th. 17. Brief. Choderoix in seiner Beschreibung von Paraguai, Tom. I. Liv. 1.

Meilen sind. Ueber die Flüsse ohne Boot oder Fahrzeug zu setzen, auch mit ansehnlichen Lasten beschwert t), daraus machen sich die Wilden sehr wenig, denn ihre Fertigkeit im Schwimmen ist nach den Berichten aller Reisenden unbeschreiblich, daß man auch beynahe glauben sollte, es wäre unter allen Landthieren keines geschickter im Wasser zu leben, als der Mensch. Auch vierzehn Tage Hunger auszuhalten u), solches ist

t) Kolbe am angeführten Orte. Gotfrieds westindianischer Hist. 2ter Theil, S. 407. Relation des Nouvelles Philippines. Dampiers Reisen 16. Kap. Rochefort des Isles Antiller, L. 2. Ch. 17. Seine Worte sind diese: Die Caraiben schiessen die Fische mit Pfeilen, so wie die Brasilier. Da sie vortrefliche Schwimmer sind, so werfen sie sich so gleich, nachdem sie den Pfeil abgeschossen haben, ins Wasser, um ihren Fang heraus zu holen. Ueberdiß verstehen sie auch, an den Klippen unter Wasser zu tauchen, und den Fisch aus den Löchern, worinn er sich verbirget, heraus zu ziehen. Darinn sind sie den Floridanern ähnlich, welche nicht so lange warten, bis sich der Fisch zeiget, sondern ihn unter dem Wasser auf dem Grunde selbst suchen, wo sie ihn mit ihren Keulen erschlagen, und zwar so fertig, daß man sie im Augenblick darnach wieder aus dem Wasser heraus kommen siehet, mit der Keule in der einen und mit dem Fische in der andern Hand. Es ist den Wilden etwas gewöhnliches, solche gute Schwimmer zu seyn. Man versichert von den Brasiliern, von den Bewohnern der Maldivischen Inseln, von einigen Peruanern und von den Einwohnern der Räuberinseln, daß sie für Thiere angesehen werden könnten, die eben so gut im Wasser als auf dem Lande leben. So weit Rochefort.

u) Champlain Vojage, Part. I. Liv. 2. Lafitau im ersten Theile der Geschichte von Amerika, I. Hauptst. §. 20.

ist den Wilden nicht sehr beschwerlich. Kälte und die Veränderung des Wetters thun ihrer Gesundheit keinen Schaden v). Die meisten Krankheiten sind ihnen unbekannt; in einem Alter von sechzig Jahren halten sich die meisten dieser Leute noch für jung, weil es unter ihnen etwas gewöhnliches ist, über hundert Jahre zu leben x). Man sollte also daraus schliessen, daß unser Körper von Natur zu tausend Fertigkeiten geschickt ist, welche, weil sie versäumt worden sind, sich so sehr verloren haben, daß es uns, die Möglichkeit derselben zu glauben, Mühe kostet. Wir haben in der That grosse natürliche Gaben aufgeopfert, um andere künstliche, gar oft aber uns weniger nützliche, zu gewinnen.

§. 18.

Ich will davon nicht reden, was alle Reisende einstimmig versichern, nämlich, wie leicht sich die Wilden der Thiere bemächtigen; Krokodile, Löwen, Tyger, und Elephanten sind diesen Völkern keinesweges gewachsen. Die Wilden fällen sie gleichsam im Scherz, und auf die Löwenjagd gehen sie wie zum Tanze.

v) Vojage de Norbrough à la mer du Sud. T. 3. Vojage de Coreal, p. 82. et 106. Pelloutier Hist. des Celter, L. 2. Ch. 6.

x) Freziers Reise nach der Südsee, im 10ten Kap.

Tanze y). Alles dieses wird durch eine solche Erzählung glaubwürdig gemacht, wie uns in der Geschichte der Mademoiselle le Blanc vor Augen liegt z). Dieses wilde Mädgen soll man im Jahr 1731. bey Chalons in Champagne gefunden haben, ohne daß man wissen konnte, woher es gekommen war. Es war, als es gefunden ward, so weit man urtheilen konnte, in einem Alter von 9 bis 10 Jahren, und gab im Laufen auf die Bäume keiner Katze etwas nach, noch einem flüchtigen Eichhörnchen im Springen von einem Zweige auf den andern, und von einem Baume auf den andern. Die Bäume waren ihre natürliche Wohnung, und die Zweige ihr Bette. Sie

y) Siehe Kolbe am angeführten Orte. Florida von le Moine. Insonderheit eine Anmerkung in des Charlevoix Historie von Paraguai, Th. 2. im andern Buche beim Jahre 1608. Er spricht: dieses Land war so besetzt mit Tygern, daß man fast keinen Schritt thun konnte, ohne wohl bewafnet zu seyn, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, von diesen grimmigen Thieren, die gewohnt waren, Menschenfleisch zu fressen, verschlungen zu werden. Vor der Ankunft der Spanier legten sich die Einwohner fast ganz allein darauf, sie zu jagen, und zwar auf diese Art. Sie bewafneten sich mit einem langen Stocke, den sie an beyden Enden mit beyden Händen fest hielten; und solchergestalt hielten sie ihn dem Tyger in der Qveere vor, wenn er auf sie los schoß. Der Tyger biß alsdann in den Stock, und der Jäger riß ihn durch eine schleunige Bewegung von der rechten Seite zur Linken um, und, ohne ihn Zeit aufzuspringen zu lassen, schnitt er ihm den Bauch auf.

z) Histoire d'une jeune fille sauvage a Paris, 1755.

Sie besaß eine so ungemeine Fertigkeit im Laufen, daß kein Wild ihr entfliehen konnte; und in dieser Bewegung waren ihre Füsse so schnell, daß es schien, als ob sie über der Erde wie über dem Eso fort glitschte. Sie war nicht weniger fertig im Schwimmen, im Untertauchen, und die Fische bloß mit den Händen zu fangen a), um sie ans Ufer zu bringen, wo sie ihren Fang verzehrte. Ihr Vertheidigungsgewehr war bloß ein Zweig, der am Ende dicke war. Als sie einsmals von einer Docke angefallen ward, so betrachtete sie diese Gefahr mit Verachtung und ohne Schrecken; sie erwartete ihren Feind festen Fusses, in demselben Augenblicke aber, da der Hund ihr zu treffen nahe genung war, bediente sie sich ihres Vortheils, schwang ihren Stock seitwerts, und traf das beißige Thier so wohl, daß es nach dem Schlage todt vor ihr auf der Stelle lag. Diese Erzählung trift damit vollkommen gut überein, was man sonst von den Wilden versichert, nämlich, daß ihr Wurfgewehr und ihre übrigen Waffen jederzeit auf ein Haar treffen und niemals fehlen b). Je weniger der Mensch seine Gefahr kennet, desto leichter überwindet er sie. Uebrigens gestund sie selbst, als sie, vernünftig zu reden

a) Dieses soll bey den Othomaers, einem Volke in Gviana ein allgemeiner Gebrauch seyn. Siehe P. Gumilla Hist. de l'Orenoque, T. I. Ch. 12.

b) Rochefort im angeführten Werke Liv. 2. Chap. 17. Kolbe im angeführten Werke, Brief 17.

reden und denken, gelernet hatte, daß sie in diesem Zustande niemals an eine verständige Ueberlegung gedacht, sondern bloß das Gefühl ihrer Nothwendigkeiten und eines immerwährenden Triebes, ihm Genüge zu leisten, empfunden hätte. Sie war es so gewohnt, rohes Fleisch zu essen und Blut zu trinken, daß sie nicht ohne Lebensgefahr, und nachdem sie verschiedene gefährliche Krankheiten ausgestanden hatte, dahin zu bringen war, sich endlich von einer uns so eckelhaften Speise zu entwöhnen.

§. 19.

Diese Erzählung von der Mademoiselle le Blanc stimmet vollkommen mit den Gedanken überein, den man sich von einem bloß sinnlichen Menschen machen muß, dessen Neigungen nur allein dahin gehen, sich von dem ersten dem besten Baume satt zu essen, seinen Durst bey der ersten der besten Quelle zu löschen, um hernach ruhig und vergnügt zu schlafen, ohne sich weiter um etwas in der Welt zu bekümmern. Man kann, wenn man will, tausend Glückseeligkeiten für einen solchen Menschen in diesem Zustande erfinden; er besitzet würklich alles, was wir uns in dem unsrigen alle Augenblicke vergebens wünschen. Der größte Fehler in unsern gegenwärtigen Einrichtungen ist dieser, daß wir uns an so viele Nothwendigkeiten gewöhnt haben, da es doch allezeit ein weit

grösseres

grösseres Glück ist, nichts nöthig zu haben, als Mittel ausfindig machen zu können, dem Mangel derselben abzuhelfen. Der wilde Mensch scheinet in der ganzen Welt eine offene Speisekammer, und ohne Mühe alles, was er braucht, zu finden, weil er nur wenig nöthig hat; es scheint, er habe nur nöthig, zu suchen, um es zu bekommen; da wir hingegen auf alle mögliche Arten einen Vorrath einsammlen, und bey der Menge uns doch nur kümmerlich durchhelfen müssen. Der wilde Mensch kennet in diesem Zustande nichts, was wir schlechte Jahre, Landesplagen, theure Zeit, Hunger und dergleichen nennen, weil er nicht sucht, die Natur einzurichten, sondern sich von ihr einrichten lässet. Alles dienet ihm zur Nahrung, alles schmeckt ihm gut, eins ist ihm so gut, wie das andere; daher man gewissermassen mit Recht sagen kann, daß der Mensch nur wenig durch die Veränderung gewonnen hat, die er durch die Erfindung künstlicher Gerichte ausgedacht hat, ohne welche der Geschmack sich itzt nicht mehr behelfen kann, weil er unnatürlich geworden ist, insbesondere, da wir dadurch weder ein Mittel gefunden haben, das Leben zu verlängern, noch in der Zeit, so lange wir leben, eine bessere und gewissere Gesundheit zu geniessen; hingegen kann daran kein Zweifel seyn, daß der Mensch in diesem Zustande weit gesünder und frischer seyn müßte, als in dem unsrigen. Sind nicht die zahmen

Haus-

Hausthiere weit schwächer, als die wilden von eben derselben Art? und ist dieses richtig, daß die Thiere überhaupt bestimmt sind, sechs bis siebenmal so lange zu leben, als die Zeit dauert, in der sie wachsen: wie kurz ist also nicht unser Leben gegen die Zeit, wie lange es der Ordnung der Natur nach dauren sollte? Doch dieses ist es nicht eigentlich, worauf ich am meisten sehen will, weil wir, je mehr wir die Natur kennen lernen, desto weniger finden, daß sie sich an allgemeine Regeln bindet; ich gedenke insonderheit den Vortheil dieses Zustandes darinn zu finden, daß man, berechtiget durch die Schlüsse, die man reimlicher Weise von dem wenigern auf das mehrere, von einem gewissen Grade des wilden auf den allerwildesten Menschen machen muß, dafür halten muß, daß dieser von den unzähligen Krankheiten, die unsere Glieder martern, fast gar nichts wissen muß, theils weil sie nicht gebrauchet werden, wie es die Natur verlanget, theils weil sie gemisbrauchet werden. Man muß solches in der That als eben so viele Früchte einer vernünftigen Unordnung ansehen, und als nothwendige Folgen von tausend heftigen Gemüthsbewegungen. Der Mensch in seinem wildesten Zustande schläft dafür ruhig, da hingegen der sittliche alle Augenblicke auf neue Art und Weise davon geängstiget wird.

§. 20.

Wie sicher der Mensch in dem allerwildesten Zustande vor den andern Thieren seyn könnte, dieses siehet man, wie ich glaube, aus dem, was ich angeführt habe, vollkommen. Er hatte ganz zuverläßig zu seiner Vertheidigung unserer künstlichen Waffen gar nicht nöthig, welche mehr darum erfunden zu seyn scheinen, weil der eine Mensch sich in der betrübten Nothwendigkeit befindet, immer gegen einen andern auf seiner Hut zu stehen, als weil wir sie zur Vertheidigung gegen die Thiere nöthig haben. Der allerwildeste und allerunvernünftigste Mensch bleibet dem ungeachtet allezeit das allerlistigste und gefährlichste Thier; daher würde man mit Unrecht glauben, er wäre den übrigen Thieren dießfalls gewachsen, weil er nicht weniger ein Raubthier wäre, wie sie sind; weder Zähne noch Klauen noch Eingeweide berechtigen uns, den Menschen in die Klasse der Raubthiere zu setzen. Die ganze Affenart bekümmert sich wenig um den Anfall der übrigen Thiere, ungeachtet sie nicht den tausenden Theil so gut geschickt ist, sich zu vertheidigen, als der allerwildeste Mensch seyn müßte; ich glaube eben so leicht, der Mensch würde eben so gut durch einen freundschaftlichen Vertrag mit den Raubthieren, als dadurch, daß er beständig gegen sie zu Felde liegt, in dem allerwildesten Zustande ihr Meister werden. Die Thiere, wie unvernünftig sie auch

sind

sind, sind von Natur gescheut genung, den natürlichen Vorzug einzusehen, den das eine vor dem andern haben kann. Es ist zuverläßig, daß sie insgesamt sich aus diesem Grunde vor dem Menschen fürchten, und zwar, wenn ich frey reden darf, mehr vor natürlichen, welcher die Fertigkeiten des Leibes im höchsten Grade besitzet; daher auch in dem alten Zeiten die gesitteten Völker, ihm dieß alls insgemein den Namen der Riesen c) gaben; als vor dem künstlichen, welcher sie größtentheils verloren hat.

c) Pelloutier Histoire des Celtes, Liv. 2. Chap. 1. Dem ungeachtet scheinet es, es habe die natürliche Stärke den Menschen nicht so sehr zum Herrn über die Thiere gemacht, als vielmehr seine List, weil er die Schwäche der Thiere sehr leicht einsiehet, und weiß, auf welche Art er sie am besten fangen kann. Ungeachtet die wilden Pferde, die man in Amerika in Menge findet, übrigens aber von Europäischer Herkunft sind, erstaunlich geschwind laufen: so wissen doch die Wilden sich ihrer zu bemeistern, und zwar dadurch nicht allein, daß sie eben so schnell laufen, sondern auch, daß sie sie zu gleicher Zeit in die Büsche jagen, worin sie sich verwikeln, worauf sie ihnen einen Strick über die Füsse werfen, ihnen in einem Augenblick auf den Rücken springen, sich an der Mähne fest halten, und sie solchergestalt ganz unvermerkt zähmen. Man sehe Charlevoix Tom. I. Liv. I. Ich will nicht davon reden, wie leicht die Hottentotten die Löwen, Tyger, Rhinoceros und die Elephanten durch vergiftete Wurfspiesse fällen, weil dazu ein künstliches Gewehr gebrauchet wird, wie man beym Kolbe am angeführten Orte sehen kann. Hingegen gehört die Kloppjagd der Nordamerikaner, wenn sie nämlich die Hirsche in eine Art eines

§. 21.

Wenn alles dieses seine Richtigkeit hat: so kann man nicht läugnen, daß der Mensch im allerwildesten Zustande äusserlich weniger zu befürchten hatte, als anitzt, theils weil er weit besser geschickt war, der Gefahr zu entgehen, theils weil er würklich nicht so viel Gefährlichkeiten ausgesetzt war, theils auch weil er damals sein Uebel weit weniger empfand, als anitzt.

Unser

eines mit Pfählen, wie Tab. I. Fig. 6. zeiget, eingehegten Platzes jagen, zu den ältsten und simpelsten Arten, die Thiere zu fangen, wie man beym la Hontau, Tom. I. Lett. II. sehen kann; dann sind die Thiere erst darinn eingeschlossen, so können sie sie mit Steinen todt werfen. Die Einwohner in Florida fangen die Krokodile dadurch, daß sie ihnen eine Stange in den Mund stecken, und sie hernach damit auf den Rücken wälzen, weil sie in diesem Zustande die Kräfte verlieren und leicht getödtet werden. Siehe Florida durch le Moine. Die wilden Ochsen fürchten sich vor dem Feuer, die Wilden zünden daher das hohe und dürre Gras an, worinn sie grasen. Die Ochsen stehen in der Mitten bestürzt, und lassen sich mit Steinen todt werfen. Hennepin Nouvelle decouv. d'un tres grand païs, Chap. 30. Ein Bieber wird auf dem Lande leicht gefangen, im Wasser aber schwerlich. Die Wilden zerstören daher die Dämme, die diese Thiere über die Flüsse machen, um das Wasser zurück zu halten, und darauf werden die Bieber auf dem trocknen Lande gefangen, la Hontau Tom. I. Lettr. 16. Es würde allzu weitläuftig werden, wenn ich aus der Geschichte der Wilden alle Beweise anführen wollte, die diese Wahrheit bestätigen, daß der am wenigsten aufgeklärte Mensch ein gefährliches Thier ist, und zwar aus der Ursache, weil er das Listigste unter allen Thieren ist.

Unser geringstes Unglück ist, daß wir sterben, die Furcht vor dem Tode ist ein würkliches Uebel. Die Kreatur, welche umfällt, ohne zu wissen, was ihr wiederfahren wird, fühlt die Schmerzen, die allezeit erträglich sind, weil sie der Natur gemäß sind, niemals aber Beängstigungen. Wenn man alles dieses erwäget, so kann man sagen, daß ein recht wilder Mensch weit grössere und ansehnlichere Vortheile besitzet, als der sittliche und vernünftige. Wenn man Lust hat, einen theatralischen Held aus einem Menschen aus dem wildesten Zustande zu machen: so kann man hinzufügen: daß er unter einer Thierhaut, bedeckt mit Baumblättern, unter dem Schuß und Schatten der Bäume eben so gut gegen Hitze, Kälte und alle Veränderungen der Luft verwahret war, wie wir in unsern wärmsten oder kühlsten Stuben und in aller der zärtlichen, prächtigen und künstlichen Kleidertracht sind, über welche wir niemals mit uns selbst recht einig werden, wie sie seyn soll, weil wir unsere Vollkommenheiten von dem äusserlichen, nämlich nicht von dem, was eigentlich das Unsrige ist, entlehnen. Der recht wilde Mensch, der keinen Werth auf andere Vollkommenheiten setzet, als auf diese, die er bey sich selbst findet, würde eine weit grössere Glückseligkeit darinn finden, in kurzer Zeit unermüdet viele Meilen zurück zu legen, an allen Orten zu wohnen, und, so oft es ihm beliebte, neue und fruchtbare Gegenden

gegen die verbrauchten, deren er müde ist, zu vertauschen, als in diesen gewissen Wohnplätzen, die wir nach unserer gegenwärtigen Denkungsart so hoch schätzen. Unsere Häuser würden ihm nach seiner Denkungsart enge Gefängnisse, unsere Zierrathen Kinderwerk gegen die Schönheiten der Natur werden, von denen er alle Augenblicke durch die Veränderung seines Aufenthalts neue antreffen würde. Er würde, wenn er sonst denken könnte, in unserm vielfältigen Hausgeräthe eine Menge Beweise unserer Laster und unnothwendiger Nothwendigkeiten finden, deren wir uns sie zu besitzen, schämen sollten. Ein Wilder, der seine Glückseligkeit darinn suchet, nichts zu besitzen, und doch an nichts Mangel zu leiden, findet in unsern Gütern eben so viele Bürden, die sich die Menschen aufgelegt haben, und hält uns für thörigt, weil wir, um einer Menge von Nichtswürdigkeiten willen, die wir für etwas wichtiges halten, und um eingebildete Herren eines geringen Raumes Erde zu seyn, uns eben so wenig um die ganze übrige Welt bekümmern, als wenn sie niemals vorhanden wäre. Könnte dieser wilde Mensch unsere bürgerlichen Gesellschaften gehörig betrachten, wie unnatürlich würde es ihm vorkommen, zu sehen, wie Menschen, die von der Natur am wenigsten dazu erschaffen sind, Lastthiere und Sklaven zu seyn, bald sich mit knackenden Gliedern unter einer Last krümmen: bald über Vermögen

arbeiten,

arbeiten, um am Abend kaum so viel zu gewinnen, wovon sie des folgenden Tages leben kann; oder wenn er bald einem begegnen würde, der mit tausend sklavischen Gebärden sich vor seinem Nebenmenschen bis auf die Erde demüthigte, der vergessen hatte, wie sehr die Menschen alle einander gleich sind; bald einem Stolzen, der alle andere kaum über die Schultern ansiehet, weil er ein Kleid trägt, das er, zu verdienen, nicht im Stande ist. Kurz, ein Wilder, der in seiner Freyheit die höchste Glückseligkeit findet, würde glauben, daß wir uns durch unsere vernünftige Bemühung nichts anders als unvernünftige Fesseln erwerben, womit wir selbst immer härter und härter gefesselt werden sollten.

§. 22.

Will man noch weiter gehen: so kann man sagen: daß alle diese angeführten Vortheile, die mit dem wildesten Zustande des Menschen verknüpft sind, nämlich, Freyheit, natürliche Stärke, Gesundheit, wenige Nothwendigkeiten, frey und überall alles in der Natur geniessen zu können, vollkommen sein eigener Herr zu seyn, und so weiter, daß alle diese Vortheile doch nur noch sehr geringe zu schätzen sind gegen das grosse Glück, das der wilde Mensch frey von einer Menge Gemüthskrankheiten ist, die das würkliche Unglück des vernünftigen Menschen sind. Wie sehr

ist der wilde Mensch, in so fern er nichts verlanget, als was die Natur fodert, nicht glückseliger, als der vernünftige Mensch, der den natürlichen Gebrauch der Dinge mit Fleiß verlässet, um niemals länger Vergnügen daran zu finden, als so lange er sie wünschet; der tausend Dinge verlanget, die er eben so gut entbehren kann, so selten er sie erhalten kann; inzwischen da er in beständigen neuen Begierden nichts als beständige Unruhen und Beängstigungen eines aufgebrachten und zerstreuten Gemüthes empfindet. Bedenket man, wie sehr der gesittete Mensch alle andere, wo nicht eben für Feinde, doch für Mitbuhler, ansiehet, vor denen er sich niemals genug in Acht nehmen kann; bedenket man, wie selten es ist, unter tausend Bekannten einen Freund zu finden, eine Person, die uns würklich Gutes gönnet, gegen eine Menge, die so lange ein grosses Wesen aus uns machen, als es ihr Vortheil mit sich bringet, und uns hingegen verachten, so bald sie können; überleget man, welche Bitterkeit, welche Selbsterhöhung insgemein unter unsern Redensarten des Mitleids, unter unsern Ehrenbezeugungen und guten Werken verborgen liegen; wie wenig in der Welt um anderer Willen aus gutem Herzen und ohne Absicht auf uns selbst verrichtet wird; wie sehr ein Mensch dem andern im bürgerlichen Wesen hinderlich ist, welches doch eine gemeinschaftliche Hülfe zur Hauptabsicht hat; daß es uns

kein

kein geringer Verdruß ist, andere im Besitze gewisser Güter zu sehen, die wir doch selbst nicht haben können; daß Tugend und würkliche Verdienste oft nur bloß dem Namen nach Mode sind; daß hingegen die Laster, die sich mit der Vernunft zu gleicher Zeit äussern, das Leben in unsern Unternehmungen und die Seele in der bürgerlichen Maschine sind. Erwäget man alles dieses: so scheinet es ohne noch mehr aufzunehmen, allezeit eine Frage zu seyn, die ein jeder Vernünftiger Gelegenheit genug hat, sich selbst zumachen, nämlich: hat der Mensch durch die Vernunft am meisten gewonnen oder verloren? hat er diese grosse Gemüthsgabe bloß darum ausgearbeitet, um sie zu misbrauchen, bloß um zu begehren und niemals zu geniessen, um vom Anfange seines Lebens an bis auf seinen letzten Abschied aus der Welt seine Gefahr und sein Elend voraus zu sehen, um mehr aus Angst als von dem Uebel selbst, das er, nur zu kennen, ihm aber nicht abzuhelfen gelernet hat, gemartert zu werden?

§. 23.

Da ich aber den Leser so lange aufgehalten habe mit der Betrachtung des wilden Menschen in seinen Vortheilen: so ist es nun auch nöthig, auf der andern Seite kürzlich auch das Unglück, das sein Zustand mit sich bringet, anzusehen. Wenn man

annimmt, es könne der Mensch ohne Gesellschaft fortkommen, so bedenket man nicht, wie lange er seine Aeltern nöthig hat; daß er vermuthlich, wenn man auch die kürzeste Zeit annimmt, nicht eher als in einem Alter von acht bis zehen Jahren für sich selbst sorgen kann; daher es, wenn er schon im zweyten Jahre nach der Gewohnheit der Thiere von seinen Aeltern verlassen würde, ohnfehlbar seinen Untergang verursachen würde. Und man kann nicht vermuthen, daß diese Regel der Natur, nach welcher unter allen Thieren das Weibchen einmal im Jahre den Trieb empfindet, Junge zur Welt zu bringen, auch im allerwildesten Zustande dem Menschen eben solche Gesetze vorgeschrieben habe; es kann also nicht angenommen werden, er hätte, um das folgende Kind zur Welt zu bringen, die Zeit abgewartet, bis er sein erstes Kind bereits groß und im Stande gesehen, für sich selbst zu sorgen. Man muß daher nothwendig gestehen, entweder, daß allezeit eine Gesellschaft zwischen Aeltern und mehrern Kindern gewesen sey, oder daß diese leztern so gleich in ihrer ersten und zarten Jugend umkommen müssen; das lezte ist nicht geschehen, weil das menschliche Geschlecht noch bestehet; folglich ist nichts gewisser, als daß der Mensch zu allen Zeiten in einiger Gesellschaft gelebet, und dießfalls in allen Zeiten einigen Gebrauch der Vernunft gehabt haben.

haben. Ueberdieß muß man bemerken, daß kein Thier von Natur mehrere Gemüths- und Leibesgaben zu seinem Antheil erhalten hat, als diejenigen, welche es zu seiner Unterhaltung, so lange es leben soll, und zur Hervorbringung seines Gleichen nöthig hat. Obschon im Menschen die grossen Gemüthskräfte unstreitig höhere Absichten haben, als schlechthin zu leben, und Nachkommen auf der Erde zurück zu lassen: so ist dieses letzte doch bloß in Ansehung des Grades zu verstehen; an sich selbst sind alle Kräfte von der Natur so künstlich mit einander verbunden, daß sie auch bloß nach der vorigen Betrachtung alle nöthig sind, und der Mensch könnte ohne den Gebrauch der Vernunft, insonderheit in ansehnlicher Menge, keinesweges leben und fortdauern. Ich will aber auch gestehen, daß dieser Gebrauch der Vernunft, der solchergestalt nothwendig erfordert wird, gegen das, was der Mensch durch ihre Kräfte verrichten könnte, für nichts zu rechnen ist, und daß dieses letzte eben der genaue und richtige Begriff ist, den man sich von dem Menschen in dem allerwildesten Zustande machen muß. Daher ist in dieser Betrachtung noch ferner zu bemerken, daß, so lange der Mensch auf solche Art lebte, allezeit die Anzahl der Personen, die also auf Erden ihren Aufenthalt finden könnten, sehr geringe seyn würde, gegen die Menge, die sich darauf ernähren könnte, wenn sie auf die bey uns gebräuch-

liche

liche Art gebauet und bearbeitet würde; Folglich, wenn man auch annehmen wollte, daß sich eine jede einzelne Person in diesem Zustande besser sehen würde; so würde doch das ganze menschliche Geschlecht dabey unendlich verlieren. Ein Japan d), ein China e), Länder, in welchen die Einwohner, so zu reden, die Erde bedecken, wären ohne Hülfe der Kunst, die sonst an Statt des ersten Landes eine Menge Steingruus und scharfe Klippen fand, und wo nun das letzte ist, einen unglaublich grossen Morast, kaum im Stande gewesen, eine Handvoll Bewohner zu unterhalten. Wenn es also wahr ist, daß das edelste Thier, der Mensch, allein Herr und Meister der Erde seyn muß; daß ein jeder der gebohren wird, ein gleiches Recht zum Leben und zum jährlichen Wachsthum hat; daß die Erde unbearbeitet nicht in demselben Verhältniß so viele Menschen ernähren kann, als sich das menschliche Geschlecht vermögend ist zu vermehren und auszuwickeln; wenn nun dieses wahr ist: so wird es auch eben so gewiß seyn, daß die Vernunft dem Menschen das grosse Hülfsmittel ist, wodurch er größtentheils sein Leben unterhält, und daß ohne dieselbe nur eine sehr geringe Anzahl von Menschen die grossen Wohlthaten der Natur geniessen könnten.

§. 24.

d) Kämpfer von Japan B. I. Kap. 8.

e) Du Halde chinesische Historie.

§. 24.

Auf diese Art kann man mit Wahrheit sagen, daß der Zustand des völlig wilden Menschen derjenige ist, worinn das menschliche Geschlecht bis auf die geringste Anzahl verringert wird, und folglich auch der schlechteste. Was die Vortheile betrift, die aus dieser wilden Lebensart zu fliessen scheinen, so siehet man sehr leicht, daß sie nicht so wohl in einem würklichen Gut bestehen, welches die Wilden vor uns voraus geniessen, als vielmehr in einem Mangel vieler Verdrieslichkeiten, die wir nach unsern Einrichtungen insgemein zu empfinden pflegen. Ich will mich itzt nicht damit abgeben, zu untersuchen, ob es möglich sey, daß bürgerliche Gesellschaften überhaupt ohne grosse bürgerliche Unbequemlichkeiten bestehen könnten; ob Gesellschaften, die gänzlich nach unserer Art eingerichtet sind, zufolge ihrer Einrichtung nicht mehrern Unfällen unterworfen sind, als andere. Ich will nicht davon reden, wie wenig man von dem Menschen fodert, an sich selbst und ohne Umstände betrachtet, und was von dem Menschen, unter allen seinen Umständen betrachtet, gefodert werden kann; wie wenig wir die moralischen Stufen, handeln zu wollen, und handeln zu können, einsehen; kurz, ich will einmal setzen, daß, weil der gesittete und vernünf-

vernünftige Mensch nothwendig in alle diese Unbequemlichkeiten fallen müßte, welche verursachen, daß, nachdem in der Welt alles versucht und durchgegangen worden ist, alle und jede nach geschlossener Rechnung das Leben für etwas geringes halten müssen: doch, dem allen ungeachtet, das vernünftige Leben weit glücklicher seyn wird, als das bloß sinnliche. Bestehet man darauf, daß das letzte die meisten Uebel nicht kennet, so kann man mit allem Recht fragen: ob es das meiste Gute nicht auch eben so wenig kennet? Es ist keiner der geringsten Fehler, daß wir aus dem Guten, das wir geniessen, so wenig machen, und hingegen das Uebel, das uns begegnet, so hoch anrechnen. Das sinnliche Leben ist bloß eine Verwirrung, und folglich eine Art eines beständigen Leidens. Die Vergnügungen desselben bestehen in nichts anders, als von unangenehmen Empfindungen getrennet zu werden. Ein Thier stillet darinn seinen Hunger, seinen Durst, sein Verlangen nach dem andern Geschlecht mit Freuden, bloß weil es dadurch von einer Plage und von einer Unruhe befreyet wird. Die wenigen Augenblicke im Leben, da wir eine würkliche Empfindung eines wahren Vergnügens geniessen, da das Gemüth, so zu sagen, etwas höhers als die Menschheit schmecket, sind allein diejenigen, in welchen es ruhig ist, die Gedanken rein

sind, und die Seele von keinem merklichen sinnlichen Verlangen und Abscheu beschweret wird. Daher ist in einem sinnlichen Leben, in einem Leben, worinn man sich nicht selbst kennet, ohne in so weit, als man eine Begierde, sich von etwas entledigen zu wollen, empfindet, keine würkliche Glückseligkeit; diese letzte ist allein ein Geschenk der Vernunft.

§. 25.

Es ist unstreitig einer unserer größten Irrthümer, daß wir allzu sehr ausserhalb uns selbst leben, und daß wir von dem Aeusserlichen allzu sehr eingenommen sind. Der sinnliche Mensch ist darinn uns entgegen gesetzt: eingeschränkt in sich selbst, geniesset er fast nichts von der Welt, da er das meiste zu geniessen scheinet. Der vernünftige Mensch, der in einer beständig fortdauernden Vorstellung und daher in sich selbst etwas dergleichen, wie die Dinge ausserhalb ihm sind, besitzet, kann allein sagen, die Welt mit ihren Herrlichkeiten zu besitzen, und sie zu dem Seinigen gemacht zu haben; daher der rechte und wahre Reichthum in der Vernunft bestehet. Will man sagen, die rechte Herrlichkeit bestünde darinn, sein Gut zu geniessen: so geniesset unstreitig der bloß sinnliche Mensch das meiste. Er allein geniesset die Empfindung der Dinge in einem

Augen-

Augenblick, und einen Augenblick darnach vergisset er wieder, was sie waren; indem der Vernünftige im Genusse des Gegenwärtigen den Grund zum beständigen Gebrauche der Dinge im Künftigen leget; und überdieß ist die Empfindung des Sinnlichen selbst im vernünftigen und unvernünftigen Zustande keinesweges eben dieselbe; daher der vernünftige Mensch allein recht geniesset, allein der Herr der Welt ist, und dieses insonderheit voraus hat, daß, da man, indem man sich der Dinge bedienet, sonst gar leicht andern darinn hinderlich seyn kann, hingegen ein jeder in Ansehung der Vernunft für sich gleichgut der Besitzer, der Herr der Welt seyn kann, ohne daß einer dem andern im Wege ist. Allein auch der Besitz der ganzen Welt ist doch nur etwas geringes, gegen diese Herrlichkeit des vernünftigen Menschen, indem er allein GOtt kennen und anbeten, und sich dieses kurzen und vergänglichen Lebens zur Vorbereitung zu einem vollkommenen glückseligen und ewig dauernden Leben bedienen kann. Daher der Vernünftige, wenn er den Tod kennet, auch das, was grösser als dieser ist, ein Leben nach diesem Leben kennet. Kennet er sein Uebel, so kann er es auch ohne Angst kennen, weil er zugleich wissen muß, sich auf die göttliche Vorsehung zu verlassen, und von

der

der erhabenen Hand, vor welcher die ganze Natur zittert, Hülfe zu erwarten.

§. 26.

Es ist unläugbar, daß der vernünftige Mensch in Gesellschaft mit andern von tausend Gemüthskrankheiten geplaget ist, die uns würklich Schande machen, und die man bey uns in weit geringerer Anzahl finden sollte. Inzwischen haben sie doch ganz gewiß ihren Nutzen. Es ist besser, daß der Mensch von dem Leidenschaften beständig aufgemuntert wird, als daß er einschläft, und sich in sich selbst verlieret. Wenn alle Gemüthsbewegungen aufhörten, so fände sich nichts, worauf unsere Begierden gerichtet wären, wir würden gar bald unser selbst müde werden, und das Leben wäre alsdann eine weit grössere Last, als anitzt. Ein Mensch, der auf eine sinnliche Art nichts liebet, und nichts hasset, der weder ein sinnliches Vergnügen noch Misvergnügen empfindet, fällt gar bald darauf, das Leben zu verachten, und würde sich selbst und der Welt unnütze seyn. Es würde vielleicht ein sehr schlech-

tes Mittel seyn, die Menschheit vollkommener zu machen, wenn man alle menschliche Fehler ausrotten wollte. Ein bloß vernünftiger und so zu sagen fast unsinnlicher Mensch würde vielleicht auf der einen Seite eine eben so besondere Kreatur seyn, als auf der andern Seite ein bloß sinnlicher. Kann wohl etwas unreimlicher unter der Sonnen gedacht werden, als ein indianischer Büssender, der sich bestrebet, alles Sinnliche zu dämpfen f)? Wir sind in unserm gegenwärtigen Zustande bestimmt, theils vernünftig, theils sinnlich zu seyn; beydes in einem gewissen Verhältnisse gegen einander, nicht aber eins von beyden allein, macht einen vollkommenen Menschen aus. Die unendliche Weisheit hat ohnfehlbar die menschlichen Schwachheiten geduldet und zugelassen, um unsere Vollkommenheiten zu befördern. Wir leiden durch unsere innerlichen Fehler, und der Mensch ist die schärfste Ruthe des Menschen; kann man aber glauben, daß wir glückseliger

f) Coutumes Religieuses par Picard. Tom. I. und Tavernier Vojages, P. 4. L. 3. Ch. 6.

liger wären, wenn wir kein Uebel versuchet hätten? Es mangelt nicht an Beyspielen von Leuten, die sich selbst umgebracht haben, weil sie einer ununterbrochenen Glückseligkeit müde waren, so wie andere ihr Leben beschlossen haben, um eine immerwährende Widerwärtigkeit zu endigen. Beständige Glückseligkeit und beständige Widerwärtigkeit machen vielleicht den Menschen gleich mißvergnügt; eine gewisse Abwechslung von beyden mache das Glück dieses Lebens aus, und man geniesset die guten Stunden doppelt, weil man die bösen verfluchet hat.

Die höhern Gemüthskräfte machen daher allein die wahre, die große Glückseligkeit des Menschen aus, aller Unfälle ungeachtet, die zugleich von ihnen unzertrennlich sind. Der allerwildeste Zustand, der, worinn der Mensch von den Thieren nicht sehr verschieden ist, ist möglich. Der Mensch besaß darinn noch Kräfte, sich zu ernähren und zu unterhalten; er war aber nichts desto weniger der Unvollkommenste in sich selbst, der Unvollkommenste in Ansehung des ganzen menschlichen

Geschlechts; und dennoch ist es reimlich, daß weder eine Zeit gewesen sey, da der Mensch ganz und gar ohne Gesellschaft lebte, noch auch eine, da die Vernunft ganz und gar aufgehört hatte. Die älteste Welt hat in einer grossen Unwissenheit gelebet; war sie aber dießfalls ganz unvernünftig? Wir werden Gelegenheit haben, die Lebens- und Denkungsart dieser alten Zeiten besser einzusehen, und zwar durch Hülfe der neuen, nämlich, durch das, was von den noch itzt in der Welt befindlichen Wilden bekannt ist. Dieses wird der Inhalt der folgenden Abtheilung seyn.

Zwote

Zwote Abtheilung.

Von den vornehmsten Gebräuchen, bürgerlichen Einrichtungen und Lebensarten der wilden Völker, verglichen mit der ältsten Welt.

Inhalt.

§. 1 : 2. Beschreibung der wildesten Völker, die bisher entdecket geworden sind.

§. 3 : 7. Schluß von ihnen auf die würkliche Beschaffenheit der ältesten Welt und auf den Ursprung der ersten Gesellschaften;

§. 8 : 11. Ferner auf die ältesten menschlichen Einrichtungen mit ihren Ursachen.

§. 12 : 13. Die Beschaffenheit der ältesten Sprache aus der Sprache der Wilden aufgeklärt.

§. 14 : 16. Beschreibung anderer mehr gesitteter Wilden, die in dem alleräl testen Zustande der grössern Staaten der alten Welt leben.

§. 17. Grundregeln, wornach die Staaten der Wilden und der Ursprung der Regierungen entstanden und eingerichtet worden sind.

§. 18. Ursprung des Krieges.

§. 19. Warum die Wilden die Menschen fressen, und wie- weit diese Gottlosigkeit in der ältesten Welt Statt ge- funden hat.

§. 20. Das schlechte Schicksal der alten Abgelebten bey einigen Wilden auch in der ältesten Welt.

§. 21. Der Staatsrath der Wilden.

§. 22. Mittel, dem Verlust an Volk zu ersetzen, den sie im Kriege erlitten haben.

§. 23 - 24. Reimlicher Ursprung der erblichen Regierun- gen.

§. 25. Wilde Staaten, in welchen die Weiber regieren, und deren Ansehen in der ältesten Welt.

§. 26 - 28. Sitten und Gebräuche verschiedener Wilden und anderer Völker, und woraus sie ihren Ursprung erhalten haben.

§. 29. Eigenschaften der Wilden.

§. 30. Wie das Feuer erfunden worden ist.

§. 31. Die Bauart der Wilden und der ältsten Welt;

§. 32 - 33. Ihre Kleidertracht und Werkzeuge.

§. 34. Die Art und Weise, wie Bogen und Pfeile erfun- den worden sind.

§. 35. Zahme Thiere sind den Wilden unbekannt,

§. 36. Und auch einigen von ihnen der Ackerbau,

§. 37. Welcher älter zu seyn scheinet, als die Kunst, die Kreaturen zahm zu machen.

§. 38 : 39. Was für Arten Getraide und Wurzeln die Wilden säen und pflanzen und von den ältsten bekannten Arten des Getraides.

§. 40. Die Art der Wilden das Land zu bearbeiten.

§. 41. Ihre Kenntniß von Metallen, und wie diese erfunden worden sind.

§. 42. Folgen des Ackerbaues in den bürgerlichen Gesellschaften.

§. 43 : 44. Die glückliche Einfalt und Unwissenheit der Wilden.

§. 45 : 47. Ihre Tracht und Art und Weise, sich zu malen.

§. 48 : 49. Ihre Zierrathen und deren Ursprung in der Menschheit.

§. 50. Ihre besondern Gedanken von der Schönheit.

§. 51 : 53. Ihre Küchenanstalten, ihr Tisch, ihre Speise und Getränke.

§. 54 : 55. Ihre Schiffarth und Handlung.

§. 56 : 58. Ihre Hieroglyphen, ihre Art zu schreiben, zu rechnen und sich des Vergangenen zu erinnern.

---

§. 1.

Ich habe im vorhergehenden gezeigt, daß der Mensch im allerwildesten Zustande nur allein in seiner Person ohne künstliche Hülfsmittel einigermassen alles finden konnte, was er nöthig hatte, zu leben, und sich zu vertheidigen, nämlich wenn er erwachsen

 war,

war, oder die Kindheit und die erste Jugend überlebt hatte. Allein ehe er so weit aufwachsen konnte, scheinet es unläugbar zu seyn, daß er in dieser langen Zeit die Aeltern nöthig gehabt habe, und daß folglich zwischen diesen und den Kindern zu allen Zeiten eine Art einer fortdaurenden Gesellschaft statt gefunden haben müsse. Diejenigen, welche glauben, der Mensch liebe natürlicherweise die äusserste Unordnung im Umgange unter beyden Geschlechten, und die von den Lastern, die der Verstand eingeführt zu haben scheinet, auf die Natur schliessen, und daher meynen, die allerältesten Menschen hätten, ein jeder für sich, herum gestreift, diese haben nicht gehörig überlegt, was für eine Menge von Thieren in einer ordentlichen Ehe mit einander leben; in einer Ehe, die nicht gebrochen wird, so lange die Kinder oder die Brut die Aeltern nöthig haben. Mit was für Recht wird also dem vollkommensten der Thiere ein natürlicher Trieb abgesprochen, da man in den Unvollkommenern so viele, so augenscheinliche Beweise davon findet? am meisten, da die Kinder der Menschen die Aeltern weit nöthiger haben, als andere Thiere, die ordentlich vereinigt mit einander leben, nämlich das Männchen mit seinem Weibchen; und überdieß lässet es die Natur niemals an einem Instinkt oder an der Art des natürlichen Triebes mangeln, welcher einer Kreatur unaufhörlich sagt, was sie zu ihrer eigenen und ihrer Nachkommen,

kommen Erhaltung vornehmen muß und soll. Eine ordentliche Gesellschaft von Mann und Weib, von Aeltern und Kindern, scheinet daher die Stimme der Natur zu fodern, daher man nicht nöthig hat, einige andere Ursachen zur Stiftung der ersten Gesellschaft aufzusuchen. Thut man nur einen Blick auf die allerwildesten Völker, von denen man etwas wissen kann, diese, die in den Wäldern zerstreut leben, ohne ordentlich in Städten beysammen zu wohnen, ohne eine ordentliche bürgerliche Vereinigung zu kennen; kurz, betrachtet man diese, die in der allergrößten natürlichen Unwissenheit und Freyheit, worinn ein Mensch nur leben kann, zu leben scheinen; so findet man sie doch niemals ohne ordentliche Ehen. Zu dieser Klasse der Wilden gehören die so genannten Caaigvas in Paragvai a), deren Sprache eine Art des Pfeifens ist, und in keinem Stücke einer ordentlichen Rede ähnlich kommt. Sie kollern die Worte so wunderlich aus dem Halse, daß man das, was sie sagen, kaum für den Ton oder Laut eines Menschen halten sollte. Sie wohnen in Hütten, die sie von Zweigen machen; sie leben meistens von Gewürme, von Ameisen, von Schlangen, und scheinen bloß dadurch, daß sie sich der Bogen und Pfeile bedienen, zu zeigen, daß sie nicht im alleräussersten

a) Charlevoix Hist. de Paraguai. Tom. 2. Liv. 8. beym Jahre 1630:31.

Grade der Unwissenheit sind, worinn ein Mensch nur leben kann. Sie laufen so hurtig auf die Bäume, wie Affen, und bereiten sich eine Art des Getränks von dem Honig, den sie in dem Walde, aus welchem sie niemals kommen, finden. Ihre Haut soll so dicke werden, daß sie ohne die geringste Empfindung, mitten durch die Dornbüsche laufen können. Sie lassen sich nicht zahm machen; werden sie gefangen, so sind sie nicht zu überreden, etwas zu geniessen; sie beissen und schlagen um sich wie wilde Thiere, bis sie endlich vor Hunger und Verzweiflung sterben. Werden sie auch endlich mit vieler Güte und Mühe gewonnen, daß sie den Umgang mit Fremden vertragen können, so sterben sie doch aus Gemüthskrankheit gar bald. So unerträglich ist es ihnen, in einem Orte eingeschlossen zu seyn. Dennoch aber leben sie in ordentlichen Ehen, ob man schon kaum glauben kann, daß Menschen jemals in einem elendern Zustande, wie sie, gelebet haben.

§. 2.

Wenn sonst die Nachrichten von so unbekannten Ländern, wie einige im südlichen Amerika sind, richtig sind; so findet man darinn eine Menge Völker, die von bürgerlichen Verfassungen gar nichts wissen, dennoch aber alle ordentliche Ehen unter sich haben. Die Luller, ein Volk in Chaco zum

Exempel b), die aber nicht in einem so hohen Grad unmenschlich waren, wie die vorigen, lebten doch, ein jedes Haus so zu sagen für sich, Vater und Mutter in Gesellschaft mit ihren Kindern, ob sie schon keine Obrigkeit hatten, sondern sich bloß, so oft sie von ihren Nachbarn überfallen wurden, einen Kriegsobersten erwählen. Sie schätzten nichts anders hoch, als ihre Freyheit, suchten auch nicht andere zu beunruhigen. Die Hausväter waren in ihren Hütten den andern gleich, nicht aber Herren. Die Kinder thaten ungefehr was sie wollten. Mann und Frau trennten sich nur, wenn sie nicht mit einander einig leben konnten. Starb die Muter eines zarten Kindes, das sich nicht selbst helfen konnte, so begrub man das Kind mit der Mutter zugleich. Kurz, es mangelte ihnen in allen Dingen an ordentlichen Einrichtungen, und sie waren im höchsten Grad Wilde; gleichwohl aber lebten die Aeltern und die Kinder in einer ordentlichen Gesellschaft beysammen. Man wird also kein Volk in der Welt ohne diese Bande finden, mit welchen die Natur und die Liebe, Mann und Weib, Aeltern und Kinder vereinigen.

§. 3.

Ist also der Mensch von Natur dazu geneigt, in Vereinigung mit andern zu leben, wie wir mit Recht

b) Charlevoix ib. Tom. I. Liv. 4. beym Jahre 1589/90.

Recht glauben können; so kann man ohne Schwierigkeit einsehen, wie die ersten Gesellschaften gestiftet geworden sind. Wozu die Natur antreibet, dazu ist keine andere Ursache nöthig; sie befiehlet, und verlanget Gehorsam, ohne Widerstreben. Dennoch aber ist daran nicht zu zweifeln, daß nicht der älteste Zustand in der Welt ungefehr dem Zustande der vorbemeldten Wilden ähnlich gewesen, einem Zustande, worinn eine jede Ehe einen eigenen freyen Staat ausmachte; daher in der Welt damals eben so viele verschiedene freye Völker waren, als Väter, und eben so viele sich selbst regierende Staaten als Haushaltungen. Die Geschichte der Wilden scheinet auch zu zeigen, was die älteste und recht natürliche Ursache des Ursprungs der grössern Gesellschaften gewesen sey. Bey vielen dieser Völker wohnen alle, die zu einer Familie gehören, so lange in einem Hause beysammen, als sie darinn Raum haben können c). Ein jedes Ehepaar hat seinen eigenen Platz, seinen eigenen Heerd so zu sagen, und niemand von den Einwohnern des Hauses unterstehet sich, darüber zu gebieten. Die natürliche Triebe unter den nächsten Verwandten scheinet in der ältesten Welt nicht erlaubt zu haben, sich von einander zu trennen, sie müßten denn ein-

c) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Erster Theil, 6tes Hauptst. Egede von Grönland 8 Kap. Hennepin nouv. Decour. Chap. 31.

einander wegen ihres zahlreichen Zuwachses zur Last geworden seyn. Hingegen ist es zu vermuthen, daß ein jeder, der sich genöthiget sahe, die Gesellschaft zu verlassen, einen neuen Staat anlegte. Es scheinet aber gleichwohl sehr lange gedauert zu haben, ehe sich verschiedene Häuser vereiniget haben, zusammen in einem Flecken und unter einer gemeinschaftlichen Obrigkeit zu leben, weil der Mensch natürlicher Weise nach einer unumschränkten Freyheit verlanget, und überhaupt gerne Herr und Meister aller seiner Handlungen seyn will.

§. 4.

Je wilder der Mensch ist, desto mehr ist er von seiner Freyheit eingenommen. Er findet darinn seinen einzigen grossen Reichthum und seine rechte Herrlichkeit. Gehet man in der Geschichte der wilden Völker weiter zurück, um von den allerwildesten und am wenigsten eingerichteten anzufangen, und hernach auf die wenig oder mehr gesitteten fort zu gehen: so wird man finden, daß der Mensch von Natur ein stolzes und trotziges Thier ist, das ein unendliches Vertrauen auf seine Kräfte setzet, das sich für den Herrn eines Ortes, wo es auch sey, hält, und den äussersten Abscheu gegen alles, was man Sklavenarbeit und Unterwürfigkeit nennet, bezeiget. Die

Wilden

Wilden in Neuholland d), die man mit Recht unter die allerwildesten Völker, die man irgendwo gefunden hat, rechnen kann, konnten auf keinerley Weise dahin gebracht werden, einen Anker mit Wasser zu heben und fort zu tragen, man mögte ihnen auch so viel zur Bezahlung dafür anbiethen, als man wollte. Die weit gesittetern Wilden sind ebenfalls so gesinnt, und suchen, so viel es möglich ist, aller schweren Arbeit auszuweichen. Die Ursache liegt in der Natur des Menschen, dann er ist nicht geschaffen, ein Lastthier zu seyn, er wird bloß durch den künstlichen Gebrauch des Körpers, nach und nach zu den meisten dergleichen Verrichtungen geschickt gemacht. Hingegen besitzen alle diese Völker die natürlichen Fertigkeiten des Leibes im allerhöchsten Grad, wie ich bereits in der ersten Abtheilung angemerket habe.

§. 5.

Der bereits angegebene Begriff von den allerältesten und allerwildesten Völkern ist unstreitig der einzige richtige. In der allerältesten Welt, war, wie noch itzt unter den allerwildesten, der Zustand ungefehr dieser: Man hatte überaus wenig nöthig, man aß Früchte und Wurzeln, wenn man sie haben konnte, und wenn sie mangelten, Thiere. In diesem Zustande dachte man auf nichts weniger als Vorrath einzusam-

d) Dampier Reise um die Welt, I. Th.

einzusammeln; ein jeder Tag hatte seine Plage; man hungerte aus frohem Herzen, wenn man nichts zu essen hatte. Die Vorstellung des Vergnügens der ersten künftigen Mahlzeit war selbst mitten im Hunger ein Vergnügen; hingegen gab man der Natur desto überflüßigere Nahrung, so bald man auf der Jagd oder Fischerey glücklich gewesen war. Auch die gesittetern Wilden leben noch grossentheils auf diese Art e); daher ist es unnöthig, viele Beyspiele von noch wildern anzuführen. Dennoch ist es etwas besonders, daß, wie elend ein Volk auch ist, wie sehr es auch an überflüßigen Lebensmitteln Mangel leidet, man es doch jederzeit im höchsten Grad lustig und vergnügt findet. Alle Nachrichten stimmen darinn überein. Die Wilden, die man zuweilen aus ihrem Vaterlande, Länder, die wie man glauben sollte, bloß ein unglücklicher Aufenthalt für Bären und die wildesten Thiere wären f), weggeführet hat, haben doch jederzeit, auch wenn sie die beste Verpflegung genossen haben, ihren Verlust für so groß gehalten, daß sie darüber bis an ihren Tod untröstlich geblieben sind. Ihre lieben Klippen und scharfen Sandbänke, wo kaum im ganzen Jahre ein wenig Gras zu sehen war, Länder,

e) Allgemeine Geschichte der L. u. V. von Amerika, 7tes Hauptstück.

f) Göttingische Reisen, Ister Theil, von den Esquimaux. Vojage du Nord, Tom. I. Relation du Groenland, Chap. 2.

Länder, worinn ein so unerträglicher Winter herrschte, daß selbst die Steine springen mußten, hatten in den Augen dieser Leute Schönheiten, gegen welche die angenehmsten Gegenden der Welt für nichts zu rechnen waren; denn sie waren ihre Heimath. Bey dem Menschen kommt entweder alles bloß auf die Gewohnheit an, oder die Natur scheinet nirgends so arm und unfreundlich zu seyn, daß sie nicht noch für denjenigen grosse Schönheiten besitzen sollte, der sie einsehen kann. Man darf sich inzwischen nicht wundern, wenn man diese Völker mitten in so schlechten Umständen allezeit ruhigen und vergnügten Gemüths gefunden hat. So lange der Mensch beständig etwas hat, das er sucht und verlanget, welches er zugleich durch seine Arbeit und Mühe erhalten kann, so lange findet er beständige Aufmunterungen in seinem Gemüthe, welche verursachen, daß er sein Leben doppelt lebet; zumal wenn er zugleich nach Art der Wilden von einer Menge Gemüthskrankheiten befreyet ist, welche die Einrichtungen der sittlichen Völker fast nothwendig mit sich bringen. Eine jede Frucht, die sie auf einem Baume finden, ein jedes Thier, das sie fangen, ist ihnen ein neues Vergnügen, und da sie es nicht voraus sahen, wo es zu erhalten war, so wird ihr Gemüth dadurch in einem jeden Augenblicke in diese angenehme Empfindungen gesetzt, die ein neues und unerwartetes Gut mit sich bringet. Im größten

Ueber-

Ueberflusse kann man daher am wenigsten glücklich seyn, weil man sein Gutes voraus weiß. Insgemein sind die menschlichen Vergnügungen zu Ende, wenn man erreichet hat, was man haben will. Wir sind insgemein glücklicher im wünschen, als im besitzen.

§. 6.

Was die übrigen Einrichtungen in diesem Zustande betrift: so hat man, um sie zu verstehen, nur nöthig, diese vorbemeldten wilden Völker und alle aus dieser Klasse zu betrachten. Mann und Weib, Aeltern und Kinder, eine zahlreiche Nachkommenschaft eines Vaters machten einen Staat aus, worinn alle frey waren, der Vater war zugleich König und ihres Gleichen, Herr und Wohlthäter der Seinigen. Man kann nicht daran zweifeln, daß nicht ein solches Haus, worinn alle von einer Familie, so wie ich schon bemerkt habe, wohnten, volkreich gewesen sey. Es ist etwas besonders, daß die Historien der meisten Völker darinn übereinstimmen, ihren ältesten Vorfahren ein hohes Alter beyzulegen. Die Wilden beweisen, daß das was andere dießfalls sagen, vollkommen glaublich ist. Die meisten dieser Völker haben von der Natur, weil sie sie weniger verlassen haben, als wir, die Belohnung erhalten, daß sie insgemein

ausserordentlich lange leben g), und ihre Nachkommen oft bis mehr als ins fünfte Glied sehen. Ein Vater konnte daher vor seinem Tode sein Haus volkreich sehen, und vermuthlich hat man sich nicht erst nach seinem Tode in mehrere kleine Staaten vertheilt, da eine solche Trennung nothwendig gewesen zu seyn scheinet; denn die ältesten Menschen liebten nichts höher, als eine unumschränkte Freyheit.

§. 7.

Es ist in einem sehr hohen Grade reimlich, daß diese solchergestalt abgesonderten Familien unter sich als Freunde gelebet haben, und daß sie dadurch den Grund zu den mit der Zeit entstandenen Städten und Dörfern geleget haben. Man hat dießfalls keinen weitern Beweis nöthig, wenn man die Beschaffenheit der wilden Staaten insgesamt übersiehet. Sie sind alle klein; einer, der einige wenige tausend Seelen enthält, ist über die Massen groß, und das, was sie zu vereinigen scheinet, das ist insonderheit die Sprache h). Alle, welche eine andere Sprache reden, werden von diese Wilden als ganz fremde Leute ange-

g) Allgem. Gesch. d. L. u. V. in Amerika. 12 Hauptst. Rochefort Hist. des Antilles, Part. 2. Ch. 24. Leti Histor. Navig. in Bras. Cap. 8. Freziers Reise nach der Südsee, 1 Th. 10 Kap.

h) Pere Gumilla am angeführten Orte. Tom. I. Ch. 8. Garcilasso Histoire des Yncas, L. I. Chap. 14.

angesehen. Da sich aber die Sprachen, wie die Erfahrung zur Genüge lehret, unglaublich bald verändern, so kann man nicht leicht vermuthen, es werden in der ältesten Welt mehrere, als die nächsten Verwandten, Freundschaft mit einander gehalten haben; weil man damals, nach der Weise aller herumstreifenden wilden Völker, die Gezelte und Hütten beständig fortrückte, und in dem einen Jahre in solchen Gegenden lebte, die zuweilen wohl hundert Meilen von der Gegend entfernt waren, wo man im vorigen Jahre gewohnet hatte. Die Völker, mit denen man in Freundschaft lebte, nahmen gar oft einen ganz andern Weg. Es ist also in einer Zeit, da ein jeder bald hier bald da herumstreifte, nicht zu vermuthen, daß mehr als ein einziges Haus oder eine Familie einen Staat ausgemacht haben.

§. 8.

Inzwischen fiengen die Menschen in diesem Zustande an, die ersten Gesetze anzunehmen; und man kann augenscheinlich sehen, daß die meisten Gebräuche der Wilden damals ihren Ursprung erhalten haben. Unter einigen Wilden, als zum Exempel, bey den Karaiben, ist es ein Gesetz, daß sich Geschwister Kinder mit einander verheyrathen i). Diese Einrichtung scheinet just nach der Lebensart damaliger Zeiten ge-

 wesen,

i) Rochefort am angeführten Orte, Chap. 11.

wesen zu seyn, und obschon es nicht an einigen Exempeln mangelt, unter denen die Aegyptier k) unter die wichtigsten gehören, indem diese Völker insonderheit, die ältesten Gebräuche aufrecht erhalten zu haben scheinen; ich sage, ob es schon nicht an Exempeln mangelt, welche zeigen, daß es die uralten Völker den Brüdern als eine Pflicht auferlegt haben, ihre leiblichen Schwestern zu heyrathen: so findet man doch diese Gewohnheit unter den Wilden so wenig eingeführt, daß man glauben muß, die Menschen wären in dieser Betrachtung von Anfang an überhaupt ziemlich wohl eingerichtet gewesen; da hingegen auch das Exempel der heiligen Patriarchen l) selbst deutlich genung beweiset, daß man sich in der ältesten Welt mit seinen nächsten Verwandten weit eher als mit andern verheyrathet habe. Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen, anzuführen, was für Gedanken, wie es sehr reimlich zu seyn scheinet, die älteste Welt sich von den Müttern gemacht habe, nämlich, daß ihnen die Kinder, der Ordnung der Natur nach, am meisten zugehörten. Darinn liegt ohne Zweifel die Ursache, warum einige Wilde glauben, mit allen in der Hütte ihrer Mutter befindlichen Personen bis in das

k) Diodorus Siculus, L. I.

l) 1 Mos. 20 Kap. 12 V. und 24 Kap. 4 und 15 V. Siehe Crag. de Republ. Lacedæm. Lib. 3. Instit. 1. auch 1 M. 30 Kap. 12 V.

das späteste Glied m) verwandt zu seyn, und grosse Schwierigkeiten machen, eine Person aus selbiger zu ehlichen; da sie sich hingegen in Ansehung der Hütte des Vaters kein Bedenken daraus machen, sondern würklich glauben, das Geschlecht und die Blutsverwandschaft wäre auf des Vaters Seite noch lange nicht so verbindend und wichtig, als auf der Mutter Seite. Was sonst den Umgang beyder Geschlechter mit einander in der ältesten Welt betrift, so darf ich, ob ich schon nicht glaube, der Mensch wäre damals mehr engelrein gewesen, als itzt, doch sagen, daß man am richtigsten urtheilet, wenn man behauptet, man wäre damals nicht in einem so hohen Grade unordentlich gewesen. Zu einer Zeit, da diejenigen, die einander liebten, nichts hinderte, ihrem natürlichen Triebe so gleich zu folgen, um ein ordentliches Eheverbündniß einzugehen, scheinen alle Ursachen gehoben gewesen zu seyn, welche diese Unordnung verursachen könnten, die in dieser Betrachtung in den gesitteten Staaten herrschet. Ueberhaupt war es in der ältesten Welt für ein Frauenzimmer nicht weniger, als itzt bedenklich, eine ansehnliche Nachkommenschaft um sich zu sehen. Es kam darauf an, den Kindern den nothwendigen Unterhalt zu verschaffen; denn ob es schon etwas unstreitiges ist, daß man in der ältesten

m) Allgem. Geschichte von Amerika 5 Hauptst. des ersten Theils.

sten Welt sich zum Herrn über das Leben der Kinder machte, sie nach Gefallen erschlug, oder leben ließ: so war die natürliche Liebe damals doch eben so heftig, als anitzt. Man brauchet nur einen Blick auf die Wilden zu thun, um von allem, was ich gesaget habe, überzeugt zu seyn. Alle Skribenten bezeugen einstimmig, daß sie eine unbeschreibliche Liebe für ihre Kinder haben; einige gehen darinn so weit, daß, wenn ein Kind krank wird, die Mutter kein Bedenken trägt, einem Aberglauben zufolge mit einem spitzigen Knochen ihre Zunge zu durchstechen, um mit einem ganzen Munde voll Blut das Kind zu bespritzen, und solchergestalt mit ihrem eigenen Schmerz ihm das Leben zu erkaufen n). Bey allen wilden Völkern finden Personen, die einander lieben, keine grosse Schwierigkeiten, ihren Wunsch zu erreichen. Stand, Reichthum, Nahrung verhindern sie nicht, indem alle einander gleich sind, und ein Wilder, der Bogen und Pfeile zugebrauchen verstehet, hat damit sein Glück gemacht. Das einzige, worauf man siehet, ist dieses, ob der Bräutigam ein guter Jäger ist o), Schönheit und die Person selbst werden am wenigsten in Betrachtung gezogen. Ich weiß mehr als zu wohl, daß je wilder man ein Volk beschreibet, desto ruchloser malet man es insgemein im Umgange unter beyden

n) Pere Gumilla, Part. I. Chap. 11.

o) Allgem. Gesch. von Amerika. 1 Th. 5. Hauptst.

den Geschlechten ab; allein ob ich schon allerdings glaube, daß der Mensch überall Mensch ist, folglich überall lasterhaft, doch mehr an einem Orte als an dem andern; so kann ich doch, zufolge dessen, was die besten und zuverläßigsten Skribenden p) in dieser Betrachtung erzählen, deutlich sehen, daß die Wilden in ihrer Liebe weit ordentlicher sind, als die meisten gesitteten Völker. Sie heyrathen meistens nach dem Gutbefinden ihrer Aeltern und Freunde. Schamhaftigkeit wird bey allen für eine Haupttugend gehalten, Untreue im Ehestande insonderheit auf Seiten des Weibes hingegen für höchstschändlich. Wie viel sie aus einem ehrbaren und eingezogenen Wesen machen, dieses kann man am besten aus ihren Gewohnheiten und Gebräuchen sehen. Wenn in Neufrankreich sich eine Person verheyrathet, so wird es für die größte Schande gehalten, wenn die neuverheyrathete Frau im ersten Jahre nach der Hochzeit schwanger wird: So lange dieses erste Jahr dauert, muß der junge Ehemann sich zu seiner Braut stehlen, und sie nur allein des Nachts sehen. Die Ehrbarkeit verbiethet den Neuverheyratheten sich eins dem andern in Gegenwart anderer Leute ein zärtliches Wort

p) Histoire de la Virginie, Liv. 3. Ch. 2. Allgem. Geschichte von Amerika Th. 1. Hauptst. 5. Rochefort am angeführten Orte, Chap. 22. La Hontan Tom. 2. amours des sauvages. Wafers Reise in Darien, Kap. 7.

zu sagen: sie sind also verbunden, einander nicht allein als Fremde anzusehen, sondern auch als eine Art von Feinden. Bey den Wilden in Darien darf sich das Frauenzimmer nicht öffentlich sehen lassen, wenn es Mannbar ist.

§. 9.

Ebenfalls findet der Gebrauch, der fast allen wilden Völkern gemein ist, alle Lebensmittel, welche ein und eben dasselbe Volk vorräthig haben kann, als ein gemeinschaftliches Gut anzusehen, seinen Ursprung in dem uralten Zustande, da ein jedes Haus ein Volk ausmachte, und ein ganzes Volk aufs höchste aus einigen wenigen sehr nahe mit einander verwandten Haushaltungen bestund; obschon hernach andere Ursachen ihn bestärkt haben, wovon wir hernach reden werden. Die unbeschreibliche Liebe aller Wilden in einem Staate gegen einander, da sie alle sich als nahe Verwandte ansehen, sich einer den andern zu vertheidigen, zu Hülfe zu kommen und zu rächen, für verpflichtet halten, sollte es ihm auch das Leben kosten, scheinet aus der uralten Einrichtung entsprungen zu seyn, und zugleich zu beweisen, daß alle Wilde eines Staates nur eine einzige Verwandschaft ausmachen. Die Wilden haben, vollkommen wie die alten Gallier q), und unsere alten nordische Vorfahren ihre mit einan-

q) Cæsar de bello Gall. L. 3.

einander brüderlich verbundene Gesellschaften, worinn die jungen Kriegshelden sich gegen einander durch einen feyerlichen Eid verbindlich machen, einer den andern nicht zu überleben, ohne zugleich einer des andern Tod gerächet zu haben. Mit einem Worte, sie schwören sich ewige Huld und Treue. Ihre Verbindlichkeit gegen einander gehet so weit, daß, als man einsmals einen bekehrten Wilden in seiner Todesstunde bat, für seine Seele zu sorgen, und an den Himmel zu denken, selbiger den Geistlichen, den er bey sich hatte, fragte, ob er meynte, daß sein verstorbener ehmaliger mit ihm verbundner Freund im Himmel wäre? Zu allem Glücke antwortete der Geistliche: Ja! Nun wohl, sagte der Sterbende, so will ich thun alles, was ihr verlanget; denn ohne meinen Freund wollte ich nicht glücklich seyn r). Man sollte glauben, es müsse sich diese Art der Freundschaft in den alleraltesten Zeiten angefangen haben, insonderheit als Krieg und Streit unter den Menschen einriß, weil damals nichts nöthiger war, als ein muthiger und im höchsten Grad aufrichtiger Freund, wenn sonst ein Staat, der aus so wenig Personen bestund, sich sollte vertheidigen können.

§. 10.

Was für Fehler auch diejenigen, die die Wilden beschrieben haben, ihnen beygemessen haben, sie mögen

r) Charlevoix, Nouv. France, Tom. 3. Lettre 21.

sie nun entweder würklich haben, oder ihre Sitten mögen mit den Vorurtheilen der Skribenden nicht übereinkommen: so ist doch nichts gewissers, als daß alle Nachrichten von diesen Völkern einstimmig gestehen, daß alle, die zu einem und demselben Staat gehören, einander mit einer würklichen und aufrichtigen Neigung lieben; daß man unter ihnen niemals von Schlägerey, Uneinigkeit, Misgunst, Hinterlist, Verachtung anderer, Lügen, Betrug, Dieberey höret, kurz nichts von allen den Lastern, die den sittlichen Völkern so grosse Schande machen. Sie theilen was sie haben mit einander bis auf den letzten Bissen, und sollten sie auch selbst des Tages darnach Noth leiden. Sie gehen mit einander aufrichtig um, erzeigen sich ehrerbietig gegen einander, daher wird man nicht leicht von einem ein Wort hören, daran sich der andere stossen, oder eine Miene sehen, die den andern verdriessen kann. Diese herrliche Einrichtung der wilden Staaten scheinet ebenfalls eine Folge davon zu seyn, daß sie alle von einem Stammvater abstammen, und sie bereits schon damals, als sie noch beysammen unter einem Dache lebten, angenommen haben. Man hat also grosse Ursache zu glauben, wenn man sonst aus den Einrichtungen dieser wilden Völker vernünftig schliessen will: daß ihre und der ältesten Welt Gebräuche und Gewohnheiten ihren Ursprung aus den Umständen genommen haben, worinn in diesen

allerersten

allerersten und einfältigsten Zeiten die Menschen sich befanden.

§. 11.

Man erkennet dieses letzte noch besser, wenn man den grossen Unterschied überlegt, wie diese Wilden von den Fremden und von sich selbst denken. Fremde werden als Fremde angesehen, nämlich, als Leute, die ihnen gar nichts angehen, und man saget nicht zu viel, wenn man hinzusetzet, als Feinde. Dieser einzige Umstand ist davon ausgenommen, wenn die Fremden Gäste sind, und bey einem andern Volke Aufenthalt, Unterhalt und Hülfe suchen. In diesem Vorfalle wissen sie fast nicht, was für Gutes sie ihnen erzeigen sollen. Man speiset sie, einige stopfen ihnen auch wohl den ersten Bissen in den Mund s); nichts im Hause ist zu gut, das sie ihnen nicht bringen sollten. Die Wilden suchen würklich eine Ehre darinn, gute und freygebige Wirthe zu seyn. Einige waschen den Neuangekommenen Fremden die Füsse; andere schmieren sie ihnen mit Oel und Fett, und andere gehen würklich in ihrer Gewogenheit und Höflichkeit gegen Fremde von grossem Ansehen so weit, daß sie t), nachdem sie sie mit Tänzen und Musik ergetzet haben, ihnen das schönste junge Frauenzimmer auszu-

s) Hennepin Nouv. Decouv. Ch. 31.

t) Histoire de la Virginie, Liv. 3. Ch. 5.

aussuchen, welches verpflichtet ist, den Fremden des Nachts mehr als gewöhnliche Gefälligkeiten zu erzeigen. Diesen einzigen Umstand ausgenommen, macht man sich nichts daraus, den Fremden, wo man sie auch antrift, als Feinden zu begegnen; und für einen Fremden gehalten zu werden, ist es genung eine andere Sprache zu reden.

§. 12.

Da nun also eine jede Familie für sich wohnte, und ohne sich an gewissen Orten aufzuhalten, hin und wieder herumstreifte; so mußten nothwendig vielerley Sprachen entstehen. Dieses findet sich noch itzt unter den Wilden, wo ein ganzes grosses Land zuweilen von vielerley Völkern bewohnet wird, die alle ihre eigene Sprache reden, ob man schon auch unter ihnen eine Sprache findet, die sich weit erstreckt, weil das Volk, das sie redet, lange Zeiten Herren des Landes, das sie bewohnen, gewesen sind, und sich in eine weitläuftige und zahlreiche Nachkommenschaft ausgebreitet hat. Es ist würklich etwas besonders, was für einen hohen Geist diese Völker haben. Man hat Exempel, daß, wenn sie auch von ihren Feinden so gänzlich zerstöret worden sind, daß nicht mehr als etwa drey streitbare Leute übrig geblieben, oder der allgemeinen Zerstörung entgangen sind, diese Wenige dennoch den Namen ihres Volks beybehalten, und sich bestreben,

einen eigenen freyen Staat auszumachen, ohne sich andern zu unterwerfen u). So lange die älteste Welt auf diese Art dachte, so lange mußten sich die Sprachen allerdings vervielfältigen, daher kann man für gewiß annehmen, daß, so lange eine Familie einzeln für sich lebte, die Sprachen höchst unvollkommen gewesen sind. Man siehet es würklich, daß ein Volk, je wilder und weniger zahlreich es ist, desto unverständlicher in seiner Aussprache, seine Sprache aber desto ärmer an Wörtern ist. Daß sich die Sprache jemals ganz und gar unter den Menschen sollte verloren haben, das ist unglaublich; allein wenn es auch geschehen wäre: so ist nichts begreiflicher, als wie sie wieder entstanden seyn könnte; weil die grosse Menge von Sprachen, die man in der Welt findet, deutlich genung beweiset, daß der Mensch von Natur vollkommen geschickt ist, Wörter zu erfinden, und, wenn ich mich eines Gleichnisses bedienen darf, einen eben so grossen natürlichen Trieb zu reden bey sich fühlet, wie die Vögel zu singen. Was natürlich ist, dazu ist nichts weiter nöthig, um zu entstehen, als durch die Umstände dazu aufgemuntert zu werden. Keine gewisse Sprache ist dem Menschen eigentlich natürlich; die Aegyptier, die das Gegentheil glaubten, machten aus einem unreimlichen Versuche einen noch unreimli-

u) Siehe das brittische Reich in Amerika, und darinn die Beschreibung von Virginien, Kap. 3.

reimlichern Schluß v); nichts ist dem Menschen leichter, als seine Sprache auszuarbeiten, wie wir denn finden, daß die Sprache verschiedener wilden Völker in dieser Betrachtung unsern meist ausgearbeiteten nichts nachgeben x).

§. 13.

Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen, zu bemerken, daß einige wilde Sprachen eine höchstsonderbare Eigenschaft haben, wodurch sie sich von denen bey uns bekannten sehr weit unterscheiden. Da in andern Sprachen insgemein zween Theile der Rede gefunden werden, nämlich das so genannte Nomen und Verbum, oder das Ding und was damit vorgenommen wird, oder wie man im Deutschen sagt, das selbstständige Nennwort und das Zeitwort: so enthalten einige wilde Sprachen nur das eine, nämlich das sogenannte Verbum oder Zeitwort y). Ohne Zweifel muß man daraus schliessen, daß diese Sprachen uralt sind; denn daran kann man nicht zweifeln, daß nicht die Menschen der ersten und ältesten Zeiten auf eine mehr sinnliche Art gedacht und geredet, folglich jederzeit in ein einziges Wort eine ganze Gedanke

v) Herodotus L. 2.

x) Charlevoix Nouv. France, Tom. 3. Lettr. 12. von den Huronischen und Angolqvinesischen Sprachen.

y) Allgem. Gesch. von Amerika im 14 Hauptst. des ersten Theiles.

Gedanke und folglich auch eine ganze Rede eingeschlossen, oder dadurch ausgedruckt haben sollten. Sprachen, wie die unsrigen, sind zum Ausdrucke der Gedanken allzu sehr ausgearbeitet, als daß wir glauben sollten, sie wären die ältesten. Man kann also auf diese wichtige Muthmassung fallen, daß diese letzten, nämlich die ältsten Sprachen, so wie sie im ersten Ursprunge oder Anfange gewesen, noch itzt unter den Wilden gefunden werden, wenn inzwischen unsere gegenwärtigen vielleicht von andern abstammen, die in einer langen Reyhe von Jahren sich verloren, und den neuern Platz gemacht haben.

§. 14.

Um aber ferner zu sehen, wie der Mensch von dem allerunvollkommensten Zustande, worinn er würklich ehmals gewesen zu seyn scheinet, nach und nach in einen vollkommenern Zustand gekommen ist, und was für Umstände ihm dazu insonderheit behülflich gewesen sind: so scheinet ein Uebel, das auf nichts weniger, als den Menschen vollkommener zu machen, zielet, nämlich der Krieg, diese Verbesserung in einem hohen Grade verursachet zu haben. Bey allen angeführten guten Eigenschaften, die die Wilden äussern, zeiget ihre Geschichte beständig, daß kein Laster den Menschen natürlicher seyn muß, als die Rache; daher diejenigen diese gefährliche Gemüthsbewegung nicht übel abgeschil-

geschildert haben, welche gesaget haben, sie enthielte etwas so überaus angenehmes, daß daher die Götter selbst sich die Rache vorbehalten hätten. Alle Wilde sind unendlich rachgierig, und sie wissen in dieser Raserey weder Ziel noch Maaße zu halten. In ihren Kriegen suchen sie die Feinde nicht zu bezwingen, sondern auszurotten, damit nicht ein einziger aus dem ganzen Volke übrig bleiben möge, der den Namen überleben, und fortpflanzen könnte. Ihre Kriegsgefangenen martern sie auf unbeschreibliche Art, und sie sind also eben so unmenschlich und tadelnswürdig in Ansehung ihrer Feinde, als sie unter sich selbst gute Bürger und liebenswürdige Freunde sind. So lange nicht ein Volk dem andern im Wege war, und alle und jede alles, was sie zu ihrem Unterhalt nöthig hatten, im Ueberfluß fanden, so lange, wie zu vermuthen ist, haben die Menschen friedlich gelebt, ohne Krieg, ohne daß eine Haushaltung sich um die andere bekümmerte. Da aber die Menge ansehnlich zunahm, und man die Nothwendigkeiten nicht ohne Mühe finden konnte: so erschien der Gedanke vom Unterscheid zwischen Mein und Dein in der Welt, begleitet von der Sorgfalt, Vorrath auf den folgenden Tag zu sammlen, obschon keines von beyden dem Menschen natürlich zu seyn scheinet; indem eine so übermäßig grosse Menge wilder Völker sich doch nur übermäßig wenig um beyde Theile bekümmert. So bald zwo verschiedene Haus-

haltungen

haltungen anfiengen, sich eins und eben dasselbe zu zueignen, so war von einem angefangenen Zanke kein weiter Weg zur Schlägerey und zum Kriege; ob man schon eben so wenig in diesem als in andern Zufällen sagen kann, die Menschheit habe etwas aus einer Ursache allein angefangen. Man weiß z), daß einige wilde Völker einander aus blossem Aberglauben bekriegen, und zwar, weil das eine Volk das andere für Hexenmeister ansiehet, und ihm die Schuld an allem Bösen, was ihm widerfährt, zuschreibet. Untersuchet man die rechte Ursache eines solchen Verdachts, so kommt es bloß darauf an, daß das eine eine andere Sprache, andere Gewohnheiten und Gebräuche hat, als das andere. So sehr ist der Mensch von sich selbst eingenommen, und bereit, alles gottlos und abscheulich zu nennen, was nicht mit seinen Meynungen übereinstimmt.

§. 15.

So lange war reimlicher Weise noch kein Krieg in der Welt, so lange man noch für nöthig fand, mit den Haushaltungen, die eben dieselbe Sprache redeten, und folglich mit einander nahe verwandt waren, in guter

z) Göttingische Reisen 1 Band, 2. Theil von den Esqvimaux und den nordlichen Wilden an der Hudsons-Bay.

guter Vereinigung zu leben. Solchergestalt sind vermuthlich die alleraltesten Völker in einen Staat zusammen getreten, ohne noch in Städten beysammen zu wohnen, ohne noch eine andere Regierung gehabt zu haben, als der Väter in den Haushaltungen, welche unter sich abgeredet haben, was gethan werden sollte. Die Geschichte der Wilden bringet uns auf diese Gedanken. Ein grosser Theil dieser Völker, auch einige der zahlreichsten und tapfersten unter ihnen, leben auf diese Art. Die in Chili, zum Exempel, welche von den Spaniern niemals bezwungen werden konnten a), wohnen, eine jede Haushaltung für sich; die Väter derselben treten zusammen, so oft ein Krieg oder sonst etwas wichtiges beschlossen werden soll. Da sie in ihren Versammlungen nicht auf einzelne Vortheile sehen, sondern allein auf das Beste des Vaterlandes und des ganzen Volks; eine Tugend, die alle Wilde zu ihrem grossen Ruhme im allerhöchsten Grad besitzen: so werden sie bald einig; führen das Beschlossene mit einer unbeschreiblichen Geschwindigkeit, und mit einer so grossen Verschwiegenheit aus, daß man Exempel findet, wie dieses ganze grosse und ansehnliche Volk sich gegen die Spanier zusammen verschworen hat, ohne daß ein einziger sich etwas hat merken

a) Don Ulloa Reise nach Peru, im neunten Bande der allgemeinen Historie aller Reisen, 2 Abth. 2 Brief, 9tes Kapitel. Freziers Reise nach der Südsee 1. Th. 10. Kap.

merken lassen, bis das Ungewitter auf einmal losbrach. Die nordlichen Wilden in dem andern Theile von Amerika gegen den Nordpol hinauf folgen eben diesen Lebens- und Staatsregeln. Die Bewohner der Gegenden um die Hudsonsbay leben ebenfalls zerstreut unter ihren Gezelten; ein jeder Hausvater ziehet mit Weib und Kind an den Ort, wo er den benöthigten Lebensunterhalt am leichtesten zu finden glaubet. Man findet bey ihnen eben so wenig, wie in Chili, eine ordentliche Regierung. Hingegen erwählen sie sich, so oft sie einen Krieg oder eine besonders wichtige Unternehmung gegen ein fremdes Volk zu unternehmen beschlossen haben, gewisse Anführer unter sich, die sie für die tapfersten, listigsten und geschicktesten, ihr Vorhaben auszuführen, halten. So lange diese solchergestalt Gewählten ihren Ehrenposten bekleiden, wird ihnen von allen, denen sie zu befehlen haben, mit der vollkommensten Unterthänigkeit Gehorsam geleistet; hingegen so bald sie ihr Amt verrichtet haben, werden sie wieder von denen, die sonst unter ihnen gestanden haben, für ihres Gleichen angesehen, obschon diesen Wilden die Tugend einer besondern Hochachtung gegen ihre gewesene Anführer niemals mangelt; und es ist dieses insonderheit etwas grosses bey diesen Völkern, daß ihnen alle ungerechte und schlechte Arten, wodurch man in gesitteten Staaten in Ehre und Ansehen kommt, gänzlich unbekannt

sind. Ein verdienstvoller Mann überhaupt zu seyn, das ist bey den Wilden ein beständiger Ehrentitel, alle suchen so grossen Mustern ähnlich zu seyn; die innerliche Hochachtung ist es, wofür man arbeitet, und die man allezeit geniesset, ob schon inzwischen die äusserlichen Vortheile mangeln.

§. 16.

Dieser Schritt scheinet, so zu sagen, der erste grosse Schritt gewesen zu seyn, den der Mensch in der uralten Welt zu einer bürgerlichen Vereinigung gethan hat. Diese grosse Freyheit, die der Mensch von Natur so sehr liebet, ward dadurch aufrecht erhalten, da man inzwischen in dieser Einrichtung ein Mittel fand, sich und das Seinige zu vertheidigen. So wie die Gesellschaften solchergestalt grösser, die Lebensart beschwerlicher, die gemeinschaftliche Hülfe nothwendiger wurden, so hatte man auch immer mehrere Wörter nöthig. Die Sprachen wurden also an Benennungen fruchtbarer in demselben Verhältnisse, als der Mensch selbst reicher an Gedanken ward. Weil inzwischen die Sprachen bey einigen wilden Völkern weit unvollkommener sind, als bey andern: so kann man daraus einigermassen schliessen, welche von ihnen am längsten in der bürgerlichen Gesellschaft gelebet haben. Einigen mangelt eine grosse Menge Wörter,

viele können nur bis auf drey zählen b), und diesen allen fehlen fast größtentheils die Benennungen der Dinge, die nicht in die Sinne fallen, aus der Ursache, weil die Rede sich nicht weiter als auf die Gedanken erstrecken konnte, und der allgemeine Begriff unstreitig sehr langsam zunehmen mußte; so bald aber die Gedanken erst gedacht waren, so war die natürliche Fertigkeit des Menschen, die Zunge und die Stimme zu gebrauchen, allezeit so groß, daß nicht viel Zeit dazu gehörte, ein Wort zu finden, wodurch man seine Meynung andern zu erkennen geben konnte. Wozu eine Kreatur von Natur geschickt ist, das thut sie jederzeit gerne, und sie fängt dieselbe Sache ohne Misvergnügen wohl zehnmal an, um sie das eilfte mal besser zu machen. Sonst zeiget diese grosse Ungleichheit in den Sprachen der Wilden, daß die Rede nach unzählichen Stufen nach und nach vollkommener geworden ist, daß zu diesem letzten nichts anders erfordert wird, als daß die Menschen in einer einigermassen ansehnlichen Gesellschaft zusammen leben, und daß man nicht wohl glauben kann, was die weltliche Geschichte saget, nämlich, es habe nur eine Person allein die Sprache gebildet. Weil verschiedene Völker, als die Hottentotten und andere c) durch

b) De la Condamine Südamerikanische Reise.

c) Charlevoix Paraguai, Tom. 2. Liv. 8. von den Caaiguas. Vojage de Narbrough.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

die Gurgel und unverständlich reden: so kann man folglich auch sagen, daß die Verbesserer der allerältesten Sprachen die Aussprache in Ordnung gebracht haben. Da man aber denken muß, um zu reden, und neue Gedanken langsam kommen: so hat dazu allerdings ein langer Zeitraum gehört, bis die Sprachen ihre gegenwärtige Vollkommenheit gleichsam unvermerkt erreichet haben.

Nach den unvortheilhaften Gedanken, die man sich insgemein von den Wilden macht, wird man vielleicht Mühe haben, zu glauben, daß die Sprachen einiger Wilden den zierlichsten, nettesten und am meisten ausgearbeiteten von den unsrigen wenig nachgeben, zumal da andere hingegen, wie ich bereits bemerket habe, noch sehr unvollkommen sind; inzwischen ist doch sichern Nachrichten zufolge nichts zuverläßiger d). Man muß daher gestehen, daß unter allen natürlichen Fertigkeiten des Menschen die Sprache und die Ausarbeitung derselben diejenigen sind, die am leichtesten erworben werden, und es scheinet, als ob man in keiner andern Sache weniger Regeln nöthig hätte, um die Vollkommenheit zu erreichen, als just in dieser. Homer, der bey der ganzen Nachwelt unnach-

d) Charlevoix Hist. de la Nouv. France, Tom. 3. Lett. 12. und die allgemeine Gesch. von Amerika im 14 Hauptstück.

unnachahmliche Homer, schrieb, da Griechenland noch eine Barbarey war, da man vielleicht kaum an Sprachregeln gedacht hatte, da diese Kunst ein einfältiger, aber reizender und ungezwungener Schüler des wahren Witzes und der Natur war. Ein Homer, der ein Zeuge war, wie die grossen Helden sich ihre Zepter aus dem ersten geschlanken Zweige, den sie antrafen, schnitten e), und wie der Ursprung des Königlichen Mantels eine Thierhaut war, die sie um sich warfen, deren Rauchwerk an statt des Hermolins den äussersten Rand derselben schmückte. Homer, der die Götter auf den Spitzen der Berge sitzen, und sie den himmlischen Nektar, im Ueberflusse trinken sahe; kurz: Homer, der in den grossen Wahrheiten höchst unwissend war, redete die Sprache der Götter, ohne dasjenige lesen zu können, was sie dem Menschen in der Natur vorgeschrieben hatten.

§. 17.

Um aber wieder auf den Menschen in dem Zustande zu kommen, worinn wir ihn verliessen; in einem Zustande, da ein jeder Hausvater sein Haus regierete, dessen König und einziger Herr er war: so kann man aus der Verfassung der Wilden ungefehr schliessen,

e) In der Ilias im ersten Buche der Unterredung Achillens mit Agamemnon.

schliessen, nach welchen Grundregeln diese kleinen Staaten sich damals regieret haben. Die meisten wilden Völker sehen eine jede einzelne Person in ihren Staaten für frey an, für einen Meister seiner Handlungen, der von keinem andern zur Rechenschaft gezogen werden darf. Wie weit diese Freyheit gehet, dieses siehet man am besten daraus, daß eine jede einzelne Person f) allezeit im Stande ist, entweder auf seine eigene Hand allein, oder in Gesellschaft mit andern, ohne daß der Staat daran Theil nimmt, Krieg zu führen, und entweder seine Feinde oder andere fremde Staaten und mit dem seinigen nicht verbundenen Völker anzufallen. Weit entfernt, daß die andern dieses für unerlaubt halten; sie sehen dabey durch die Finger, und alle rühmen ein solches Unternehmen als ein Zeichen eines grossen Muthes g). Ihren Kindern lassen sie alle mögliche Freyheit, sagen ihnen niemals ein böses Wort, und lassen sie thun was sie wollen. Daher muß man es mit einer Art der Verwunderung ansehen, daß nicht alle menschliche Ein-

f) Allgem. Gesch. von Amerika, im 8ten Hauptst.

g) Vollkommen wie Cäsar von den alten Deutschen erzählet, in Bel. Gall. L. 6. Ist die Freyheit bey unsern alten nordischen Völkern nicht eben so groß gewesen: so haben doch wenigstens die jungen Prinzen Erlaubniß gehabt, einen Staat im Staate zu errichten, und sich einen Anhang zu machen, womit sie insgemein nach der vorbemeldten Wilden Weise auf der See Kaperey trieben.

Einrichtungen eigene Gesetze und eine scharfe Einsicht nöthig haben, sondern nur allein solche Länder, worinn bereits bestimmte Besitzungen fest gesetzt sind, und wo bereits alles, was dem Menschen nützlich seyn kann, eingetheilt, und so zu sagen von einigen im Voraus in Besitz genommen ist; daher auch andere der Einrichtung des Staates nach weder würkliche noch eingebildete Güter so leicht für nöthig finden können. Aus allem, was wir in der Geschichte der Wilden lernen, erhellet, daß der Mensch von Natur nichts weniger als ein böser Bürger, hingegen in allen wilden Staaten dieses der allergrößte Fehler ist, daß der eine sich des andern Unfall und Widerwärtigkeit allzu sehr zu Herzen nimmt. Einer einzigen einzelnen Person in einem Volke etwas zuwider zu thun, das heisset jederzeit eben so viel, als sich mit dem ganzen Staate auszulegen; und es würde etwas seltenes und sonderbares seyn, bey uns unter den allernächsten Anverwandten einer zahlreichen Familie eine so feste und würkliche Freundschaft zu finden, als man bey den Wilden unter einem ganzen Volke findet. Es scheinet daher nichts reimlicher zu seyn, als daß es lange Zeit gedauret habe, ehe man in der Welt sich gewisse eigenthümliche Besitzungen, insonderheit von unbeweglichen Gütern, zueignete, folglich auch eben so lange, ehe man Gesetze nöthig hatte. Was Taci-

tus h) von den Deutschen saget, daß bey ihnen gute Sitten mehr thaten, als bey andern Völkern gute Gesetze, das ist ein Ausspruch, worinn alle Reisende in Ansehung der Wilden übereinzustimmen scheinen; und ist dieses wahr: so kann es überhaupt von der ganzen uralten Welt gesaget werdeu. Es scheinet daher, daß die Regierungsform und die Obrigkeit nicht so wohl um eine bürgerliche Vereinigung unter den ältesten Völkern zu stiften, und aufrecht zu erhalten, oder um das Gute zu belohnen und das Böse zu strafen, entstanden sind, als vielmehr um die auswärtigen Angelegenheiten der Staaten zu besorgen, um Kriege zu führen, und das allgemeine Beste bey den Friedensschlüssen, wie auch in andern wichtigen Vorfällen in Acht zu nehmen. Verschiedene wilde Völker wählen sich daher, wie schon bemerket worden, bloß zu den Zeiten einen Oberherrn, wenn sie es für nöthig halten, Krieg zu führen i). Dieses macht es glaublich, daß in der ältesten Welt die Könige allein Kriegsobersten oder Generale waren, deren Verrichtung mehr darinn bestund, den Commandostab im Felde zu führen, als das Zepter im Staate. Da man hingegen hernach das allgemeine Beste besser verstehen lernte, und verständig genung ward, um einzusehen,

daß

h) In Germania C. 19.

i) Vojage de Narbrough à la mer du Sud. p. 114. in der Fortsetzung von Coreals Reise.

daß die Wohlfarth eines Staates nicht weniger auf einen vernünftigen Umgang mit seinen Nachbarn in Friedenszeiten, als auf eine tapfere Anführung im Kriege ankäme: so unterwarfen sich die Völker größtentheils einem beständig regierenden Herrn; wie man aber aus den Verfassungen vieler wilden Völker schliessen kann, so war dieser in den ältesten Staaten der erste unter seines Gleichen. Je mehr die wilden Völker sich der Lebensart der sittlichen nähern, desto grösser ist auch die Macht des Regenten in Ansehung der innerlichen Verfassung des Staates, weil solches aus dieser Ursache nunmehr nöthig ward, da die Fehler unter den Menschen sich in derselben Anzahl vervielfältiget zu haben scheinen, als die eigenthümlichen Besitzungen und die Nothwendigkeiten in der Lebensart sich vermehreten. Die Gesetze fiengen nicht eher an, als da die Laster in den Gesellschaften öfters Unordnung stifteten. Die Laster wurden im Schooße der Wollust wieder auferzogen, und durch die Menge von Eitelkeiten eigenthümliche Besitzungen und unnatürliche Lüste in die Welt gebracht.

Die Geschichte der wilden Völker scheinet solchergestalt zu zeigen, nach was für einem Plane und in welcher Ordnung die Menschen in dieser Betrachtung sich eingerichtet haben. Die Himmelsgegend ist zuverläßig nicht die Ursache, sie macht aber nur die Mög-

lichkeit

lichkeit grösser oder geringer. Man kann sagen, daß, je glücklicher die Länder sind, die ein Volk bewohnet, desto mehr sich die Regierungsart und die bürgerlichen Verfassungen zuweilen den sittlichen Völkern nähern. Ich sage aber nicht ohne Ursache zuweilen. Solchergestalt haben die Regenten in Virginien und in Luisiana weit mehr zu sagen, als in den nordlichern amerikanischen Ländern. In den erstern ist man verpflichtet, eine Art Abgaben zu erlegen, und der Regierung einige Schatzung zu bezahlen. Die Landesherren, die unter den nördlichern Völkern durch keine äusserliche Ehrenzeichen von dem übrigen Theile des Volks unterschieden werden, geniessen daselbst besondere Hochachtungszeichen; da man hingegen in Südamerika, in eben so glücklichen und fast in noch bessern Ländern, z. B. Brasilien und Gviana, von der Obrigkeit fast weniger zu sagen weiß, als in dem nordlichsten Amerika. Hingegen ist es zuverläßig gewiß, daß ein Volk, so bald es seine Wildheit verloren, und angefangen hat, einigermassen sich an einem gewissen Orte fest zu setzen, und ferner Gelegenheit findet, auf gemächlichere Art zu leben, einer noch wichtigern Veränderung nahe ist. Schon haben sich damit die Laster eingefunden und folglich ist dem Staate eine Regierungsform auch in Ansehung der innerlichen Angelegenheiten nothwendig geworden, und zwar immer mehr und mehr, nachdem das Volk zahlreicher

wird,

wird, und die ganze Gemeine überhaupt nicht mehr so gut übersehen werden kann, wie zuvor. Auf diese Art sind die südlichen Nordamerikaner lasterhafter, als die nordlichern. Es ist daher kein Wunder, wenn die Regenten mehr Macht in Händen haben, da solches das Beste des Staates erfodert. Bey einigen dieser letzten Völkern, die nämlich zahlreicher sind, findet man auch Unterbeamte, welches sonst unter den Wilden etwas sehr seltenes ist; weil ein jeder allen andern in seinem Staate bekannt ist, und daher eben so viele Aufseher als Mitbürger hat. Da die südlichern gesittetern Staaten zuweilen mehr als eine Stadt enthalten: so können sie nicht so leicht übersehen werden, wie die nordlichern, und werden daher durch Beamte regieret. Bey den Apalachiten, die einen ansehnlichen Staat ausmachen, sollen alle Städte oder Dörfer insbesondere mit ordentlichen Amtleuten versehen seyn k); daher es etwas besonders ist, daß die Wilden eine Einrichtung unter sich haben, die ehmals Rom selbst in seinen weitläuftigen Ländern nicht einmal kannte, und deren sich die östlichen Länder auch zu unserer Zeit noch nicht recht zu bedienen wissen. Uebrigens ist die Freyheit doch überall überaus groß, und die eben angeführten Grundregeln der wilden Staaten werden überall in acht genommen, welches auch nothwendig ist; weil das, was ein jeder zu verlieren

k) Rochefort von den Apalachiten.

lieren hat, auch unter den reichsten und am besten eingerichteten Staaten dieser Völker so geringe ist, daß ein jeder Mißvergnügter das Seinige ohne Schaden verlassen kann, wenn es ihm einfällt, und weil er bey einem jeden andern Volke, wenn er sich darum bemühet, jederzeit auf- und angenommen wird. Es würde, nicht zu gedenken, daß eine strenge Regierung unter diesen Völkern nicht nöthig seyn würde, dieses auch verursachen, daß ein jeder Staat sich auf einmal zertrennte, und in kleinen Partheyen anderwerts hin zöge. Es ist daher unläugbar, daß die eigenthümlichen Besitzungen und der nach und nach verursachte Verlust an den natürlichen Fertigkeiten dasjenige sind, was diesen von Natur so freyen und stolzen Menschen Fesseln angeleget hat.

§. 18.

Ich habe gesagt, daß verschiedene wilde Völker, ungeachtet sie ordentliche Regenten hielten, keine Schatzung bezahlten. Gleichwohl kann man auch mit Wahrheit sagen, daß in keinem Lande in der Welt eine grössere Schatzung bezahlet wird, als just bey diesen, die keine Schatzung bezahlen. Ein jeder Einwohner in diesen Staaten, so bald er auf der Jagd oder Fischerey glücklich gewesen, bringet den Regenten des Staates gutwillig, und ohne dazu verpflichtet zu seyn, das Beste was er bekommen hat. Die

Regenten

Regenten wenden dieses freywillige Geschenke dazu an, das Volk damit zu traktiren und zu ergötzen. Behält einer hernach etwas übrig, so verehret er etwas davon aus gutem Herzen der allgemeinen Schatzkammer, das übrige wird meistentheils in Gesellschaft mit den andern Einwohnern des Ortes verzehret. Es ist nicht zu beschreiben, was diese Leute aus einem frohen Herzen, so lange sie etwas haben, weggeben: daher muß man glauben, daß die Freygebigkeit dem Menschen natürlich ist. Entstehet eine allgemeine Ausgabe, entweder weil man die Freundschaft eines andern Volks durch Geschenke gewinnen, oder ein öffentliches Gastmahl geben will; denn in diesen beyden Dingen bestehen insgemein alle allgemeine Ausgaben dieser Völker: so bestrebet sich ein jeder nach seinem besten Vermögen, zu geben, was er kann. Man kann also mit Wahrheit sagen, daß das gemeine Wesen nirgends so reich ist, als bey diesen Völkern, wo es doch, dem Ansehen nach, ganz und gar ohne Einkünfte ist. Es besitzet die Herzen und dem guten Willen aller Unterthanen; diese einem Prinzen so grossen und unschätzbaren Güter; und durch die Herzen besitzet es auch alles übrige.

Da die älteste Welt so wenig Staat auf eigenthümliche Güter machte, daß man überhaupt alles, was man hatte, als einen zum Dienste des allgemei-

nen

nen Besten zurückgelegten Schatz, ansahe: so lieget ohne Zweifel darinn die Ursache der grossen Macht, die man sich hernach mit der Zeit in verschiedenen Theilen der Welt über das Vermögen der Unterthanen genommen hat, indem man alles, was man über das Nothwendige erübriget hatte, als dem Staate gehörig, betrachtete. In der ältsten Welt hat man sich am wenigsten darum bekümmert, mehr, als man gebrauchte, zu besitzen; und man gebrauchte damals so wenig, daß es unnöthig gewesen wäre, sich darum zu bekümmern. Weit entfernt, daß man den Regenten dießfalls Schwierigkeiten würde gemacht haben, es ist vielmehr reimlich, daß man sich würde gefreuet haben, wenn sie sich der mühsamen Aufsicht über das Ueberflüßige hätten unterziehen wollen. Es ist etwas sehr sonderbares, wie diese wilden Völker in dieser Betrachtung denken: diese unter ihnen, welche eine Menge Getraide jährlich einärndten können, bekümmern sich niemals darum, etwas mehr, als nur das Benöthigte, einzusammlen. Die alten Indianer dachten eben so, sie verbrannten daher alles überflüßige Getraide. Der Mensch, der von Natur die Arbeit scheuet, hat auch natürlicher Weise einen Abscheu vor Gütern, denn nur die Gewohnheit und zum Theil die Noth, die aus gewissen Umständen entstehet, verursachen, daß sie nicht für Bürden angesehen werden. Solchergestalt kann man glauben, daß

Schatzun=

Schatzungen und Auflagen den Menschen in der ersten Welt eigentlich darum unerträglich gewesen sind, weil viele Mühe und Arbeit, sie zu erwerben, erfodert werden. Die Geschichte der Wilden scheinet noch ein grössers Licht darinn zu geben, nach welcher Ordnung, und wie, man sich in den Besitz jährlicher gewisser Abgaben gesetzet hat; indem bey verschiedenen gesittetern Wilden alles in eine gemeinschaftliche Vorrathskammer eingesammelt wird, woraus hernach einen jeden das, was er nöthig hat, von den Regenten wieder ausgetheilet wird. Es war also nach der Denkungsart der Menschen in den ältesten Zeiten nichts leichter, als Herren über alles, was ihre Unterthanen besassen, zu werden; hingegen aber hat es im Anfange der prächtigen und ansehnlichen Staaten würklich grosse Mühe und Arbeit gekostet, durch eine vernünftige Anlage und Bemühung eine solche Einrichtung zu treffen, wodurch der Mensch, ein von Natur faules und nachläßiges Thier, fleißig und arbeitsam gemacht werden konnte. Dießfalls war es nöthig, ihn mit einer unnatürlichen Krankheit, durch die Begierde nach Hab und Gut, anzustecken. Fleiß und Arbeitsamkeit würden sonst bald aussterben, die doch unendlich nothwendig sind, so bald ein kleines Land eine Menge Volks ernähren und unterhalten soll. Die Länder, worinn durch Fleiß nichts gewonnen werden kann, sind daher insgemein nur schlecht bewohnt,

und ihre Einwohner ohne Lust und Lebhaftigkeit; da hingegen in den Ländern, wo ein jeder durch seine Mühe sich glücklich machen kann, alle Hände in Arbeit sind; denn eine glückliche Hofnung macht den Fleiß unermüdet.

§. 19.

Die beständigen und unaufhörlichen Kriege, worinn die wilden Völker insgesamt gegen einander verwickelt sind, bekräftigen diese Meynung, daß der Krieg unter den Menschen eben so alt ist, als die Menschheit im Menschen selbst, nämlich von der Zeit an zu rechnen, da die Menschen den Erdboden in einer ansehnlichen Menge zu bewohnen anfiengen. In den meisten Ländern brachten es die Umstände mit sich, daß sich ein Volk von dem andern für beleidiget halten mußte, wenn beyde sich der jährlichen Früchte des Landes zu ihren Nothwendigkeiten zu bedienen suchten; wo hingegen dieser Stein des Anstosses nicht im Wege lag, da kann es möglich seyn, daß man, wie in unsern Zeiten die Grönländer, die Einwohner von St. Domingo und einige wenige andere Völker, in Einigkeit mit einander gelebet haben. Im ersten Zufalle hingegen beschuldiget man die Menschen der ältsten Zeiten, sie hätten einer den andern gefressen

fressen l). Was die Wilden betrift; so findet noch bey einigen wenigen der unmenschliche Gebrauch Statt, ihre Feinde zu fressen, als bey den Irokesen, Brasilianern, Karaiben m) und bey einigen andern; allein man darf dießfalls keinesweges glauben, sie handelten dadurch aus Lust der Natur entgegen, die den meisten Thieren einen Abscheu eingepflanzet hat, ihres Gleichen zu verzehren; man wird vielmehr die rechte Ursache dieses grausamen Gebrauches entdecken, und zwar darinn, daß alle diese Völker der Meynung sind, auf diese Art von ihren Feinden ihren todten Verwandten, die zuvor durch die Gewalt der Waffen in ihre Hände gefallen waren, ein Opfer zu bringen n). So bald der Aberglaube Menschenopfer erfunden hatte,

l) Strabo im 4 B. von Hibernien. Herodotus im 4 B. von den Scythen. Diodor von Sicilien im 1 Buche von den Aegyptiern.

m) Leri von den Brasiliern. Stadius Hamburg. von den Toupinambern. Lettres curieuſ. et edifiant. Recueil 23. Lettre du Pere de Tré von den Völkern am Maragnon. Allgem. Gesch. von Amerika von den Irokesen. Du Tertre, Tom. 2. Hiſt. des Antilles von den Karaiben. La Potterie Hiſt. de l' Amerique Septentrion. Tom. 2. Chap. 7. von les puants. Gottfr. Westind. Historie 14. Th. S. 43. vom Terra del fuogo. Hiſt. de Paraguai, Tom. I. L. 3. Laet. Ind. Occid. Liv. 12. c. 4. Dappers Afrika von den Jägern im Ansischen Makoko, Mondemugi und Mombase. Garcil. Hiſt. des Yncas, Liv. 1. Ch. 12. Lactanz L. 1. C. 13. von den alten Griechen.

n) Charlevoix nouv. France, Lettr. 14. und folgende.

te, so darf man sich nicht darüber wundern, wenn er auch die Opfernden so unmenschlich gemacht hat, das Opfer selbst zu verzehren, weil man sich dabey einbildete, den Göttern Gesellschaft zu leisten, und es eben so wie sie zu machen; denn nichts ist gewisser, als daß die älteste Welt der Meynung war, die höhern geistigen Wesen genössen von den Opfern das Feinste und Beste. Viele der ältesten Völker sind dießfalls mit den heutigen Wilden einerley Meynung gewesen o). Und ob ich es schon nicht für eine ausgemachte Wahrheit ausgeben will: so ist es doch reimlich, daß dieses grausame Verfahren mit den Gefangenen diese sonderbare Meynung der ältesten Zeiten zum Grunde gehabt hat: daß diese, die nur schlechthin sterben, nur halb todt wären, daher müßte man, um sie recht zu tödten, so grausam mit ihnen verfahren. Daß man aber jemals in der Welt zur Lust oder so schlechthin sich anderer Menschen zur Speise bedient haben sollte, das ist kaum glaublich. Dasjenige, was aus Noth geschieht, ist etwas anders, als was aus Lust geschieht. Es ist eben so unglaublich, als unerwiesen, daß die Menschen überhaupt sich einander auf eben dieselbe Art angesehen haben sollten, wie andere Thiere ansehen, nämlich sich ihrer zur ordentlichen Nahrung zu bedienen. Einige wilde Völker am Strome Orrnoko verzehren ihre Todten, aber aus

Liebe

o) Plin. L. 28. C. 1. und L. 30. c. 1

Liebe und wie es scheinet, aus Religion, weil zugleich gesaget wird, daß sie die Knochen ihrer Todten als ein Heiligthum bey sich verwahrten. Einige Völker in der ältsten Welt haben eben dasselbe gethan p), allezeit aber aus Aberglauben, aus einer eingebildeten Pflicht gegen die Todten und aus einer heiligen Raserey. Auf diese Art tranken die alten Scythischen und unter ihnen unsere nordischen Völker aus den Hirnschalen ihrer Vorfahren, wie zu unsern Zeiten die Wilden aus den Hirnschalen ihrer Feinde trinken; und sie meynten, sie erzeigten ihren Todten dadurch eine besondere Ehre q). Hingegen scheinet die ältste Welt r) auf eben dieselbe Art, wie die Wilden unserer Zeiten, in einer andern Betrachtung sich gegen die Pflichten der Menschheit, die ein Volk dem andern schuldig ist, versehen zu haben, indem sie in ihren Kriegen beständig suchten, das ganze Volk, auf welches sie einen Haß geworfen hatten, auszurotten.

p) Strabo L. 11. von den Massagoten. Pomp. Mela de Situ Orb. L. 2. C. 1. von den Essedoniern. Herod. L. 3. und Solinus C. 53. von einigen indianischen Völkern. Strabo L. 4. von den Irrländern. Euseb. Præpar. Evangel. L. 1. C. 4.

q) La Potterie am angeführten Orte. Pelloutier Hist. des Celtes L. 2. Ch. 2.

r) Euseb. præpar. Evang. L. 1. C. 4. Cæsar L. 6. von den Deutschen. Dionis. Halic. L. 2. C. 5.

§. 20.

Dieses schändliche Verfahren der Wilden mit ihren Gefangenen entstehet noch aus andern Ursachen; sie suchen dadurch ihren jungen Leuten den Abscheu, den sie an der Vergiessung des Blutes haben, abzugewöhnen, und sie durch das Betragen ihrer Feinde Standhaftigkeit und Muth zu lehren. Einige dieser Völker, insonderheit diese, die die benöthigten Lebensmittel nicht ohne Mühe finden, begehen eine andere Gottlosigkeit, obschon am wenigsten aus einer gottlosen Absicht, indem sie ihre Alten oder abgelebten Leute, die nicht mehr für sich selbst sorgen können, vor Hunger umkommen lassen, oder vorsetzlich ums Leben bringen; doch allezeit zugleich in dem falschen Wahne, ihnen eine Wohltzat zu erzeigen, weil das Leben in einem hohen und schwächlichen Alter für eine Last angesehen werden könnte, und es gewissermassen eine Unmöglichkeit wäre, daß ein herumstreifendes Volk, das oft kaum selbst so viel, als es zur höchsten Nothwendigkeit brauchte, finden könnte, in so schlechten und armseligen Umständen seine alten Abgelebten mit sich schleppen, und ihnen ihren Unterhalt verschaffen könnte. Dasjenige, was diese unmenschliche Gewohnheit dieser Wilden gar sehr befördert zu haben scheinet, ist unstreitig dieses, daß alle diese Völker den Tod für nichts weniger als ein Uebel ansehen; denn, wenn man ein Verzeichniß über diejenigen unter ihnen ma-

chen

chen sollte, welche mit lachenden Munde sterben, so würde solches übermäßig groß werden s). Bey einigen graben sich die Alten selbst ihr Grab, und sehen es für die letzte Wohlthat an, die ihnen ihre liebsten Hinterlassenen erzeigen könnten, wenn sie von ihnen lebendig mit Erde bedecket werden. Sie gehen dem Tode gutwillig entgegen, weil sie glauben, daß sie in der Welt nichts mehr nütze wären, und vermuthen sich im Lande der Seelen ein glückseligers Leben, als sie verlassen. Doch erlauben die meisten wilden Völker ihren Alten nicht ohne Noth die Freyheit, auf eine gewaltsame Art zu sterben, nur allein die Hottentotten nehmen so wie die alten Troglodyten diese Gewohnheit in acht, und zwar ohne Unterschied bey Reichen und Armen, doch niemals eher, als bis die Alten vom

s) Pere Gumilla de l'Orenoque, Tom. I. Chap. 15. erzählet, daß ein alter kranker Indianer seine drey Söhne gebeten habe, ihn hinaus aufs Feld zu tragen. Dieses geschah, und nunmehr sagte er zu ihnen: Ich mache euch, meine Kinder, nichts als Ungelegenheit, grabet mir ein Grab, und wenn der Mißionair darüber zornig wird, so saget ihm, ich hätte es euch befohlen. Die Kinder, welche dem Vater nicht entgegen seyn dorften, machten das Grab und legten ihn hinein. Darauf befahl er ihnen, sie sollten Erde auf ihn werfen, und nicht auf sein Angesicht. Und da sie ihn zum Theil mit Erde bedecket hatten, so sagte er: haltet ein wenig auf! die Erde ist schwer. Kurz darnach sagte er ihnen das letzte Lebewohl, und befahl ihnen, das Grab schleunig mit Erde anzufüllen. S. auch die Göttingischen Reisen im 1 Bande, die Reise nach Hudsons-Bay 2 Theil. Beschreibung der Wilden.

Alter so sehr abgemattet sind, daß sie sich nicht mehr selbst helfen können. Man hat grosse Ursache zu muthmassen, es habe die ganze uralte Welt in diesem Falle gedacht und gehandelt, wie die itzigen Wilden t). Bey unsern nordischen Völkern war es eine Schande, auf dem Krankenbette zu sterben u), und man muß allerdings muthmassen, daß sie ihre Alten umbrachten v). Die Scythischen Völker und andere Wilden verachteten diejenigen, die auf dem Bette starben x), und hielten es für eine Ehre, das Leben auf gewaltsamer Art zu verlassen. In den ältsten Zeiten Griechenlands, zur Zeit der Helden, war es eine grosse Ehre, bey allen Gelegenheiten sein Leben zu wagen, und unerschrocken zu sterben. Ueberhaupt zeiget die Geschichte, daß ein Volk, je kürzere Zeit es auf sittliche Art gelebet hat, je weniger sich aus dem Leben gemacht hat. Die ältste Welt, die den Tod für nichts anders als eine Verwechslung des Ortes ansah; diese, denen nicht Wollust noch Ueberfluß eine unnatürliche Empfindung von diesem Uebel ertheilet hatte, wünschte

t) Strabo von den Cantabriern im 3 B. Ueberdiß ist es bekannt, daß die indianischen Gymnosophisten sich selbst verbrannten, so wie auch die Indianer überhaupt, nach dem Berichten des Ctesias von Indien. Siehe auch Pelloutier im angeführten Werke.

u) Amkiel heydnische Begräbniß-Gebräuche, 6 Kap.

v) Bartholin. de causis Contemt. mortis. L. 2. C. 7.

x) Strabo L. 11. Eusebius im angeführten Werke.

wünschte nichts anders als das Leben mit Ehren zu beschliessen, und sich auch selbst gegen den Tod tapfer zu bezeigen. Ich will hiermit keinesweges das barbarische Verfahren dieser Völker mit den Gefangenen und noch weit weniger mit ihren Alten entschuldigen; aber machen es die Europäer besser? Man darf nur einen Blick auf ihr Verfahren mit den afrikanischen Sklaven oder so genannten Negern thun, um zu sehen, daß keine Gottlosigkeit und keine Tyranney zu erdenken ist, die nicht gegen diese armen Menschen ausgeübet wird. Ist es denn ein Scherz, daß ein Mensch dem andern bis aufs äusserste mishandelt; daß er ihn seinem ersten Zorne, wie ein Vieh, das geschlachtet wird, aufopfert, bloß dießfalls weil er die Macht über ihn hat? Es ist zu verwundern, daß dergleichen Missethaten, über welche man sich entsetzen muß, unter den Christen geduldet werden. Wenn ein Neger alt wird, und nicht mehr arbeiten kann, so sucht sein Herr gar oft nur eine Gelegenheit, ihm etwas zur Last zu legen, damit er einer armen Kreatur das Leben nehmen kann, welches das einzigste ist, was dieser Unglückliche zu verlieren hat. Will man sagen: diese Schwarzen wären böse Leute; es kann seyn, sind sie darum nicht auch Menschen? Aber warum hat man das Blut so vieler Millionen unschuldiger Amerikaner mit eben derselben Grausamkeit vergossen, obschon alle gestehen, sie wären gute und untadelhafte Menschen gewesen?

Ich will bey dieser Ausschweifung nur dieses sagen, daß wir grosses Unrecht thun, wenn wir diese Wilden dafür ansehen, als ob sie im Herzen und in ihrer Denkungsart barbarischer wären, als wie wir sind. Wie! wenn nicht Gesetze und Strafen unsere Staaten regierten, würde es bey uns nicht ärger zugehen, wie bey den Wilden? Die Unbarmherzigkeit der letzten ist größtentheils eine Folge ihrer Religion und ihres Aberglaubens; da hingegen die Europäer gegen die Religion, gegen ihre Aufklärung, gegen die Gesetze und Menschlichkeit selbst handeln.

§. 21.

So lange hingegen die Aeltern der Wilden noch bey völligen Leibes- und Gemüthskräften sind y), werden sie bey allen diesen Völkern besonders geachtet und geehret; sie machen würklich den grossen Rath dieser Staaten aus. Ob sie schon nichts zu befehlen haben, so ist ihr Wille doch jederzeit hinlänglich genung, die entstandenen Streitigkeiten zu schlichten. Die Ehrerbietung der jüngern Leute gegen diesen Ausspruch der ältern ist unbeschreiblich, und in den meisten dieser Staaten, die ordentliche regierende Könige haben, beruhet doch das meiste auf der Entscheidung derselben. Ohne daß die ältern Leute zuvor überlegt haben, ob das, was man wegen des allgemeinen Besten vorträgt,

y) Allgem. Gesch. von Amerika, 14 Hauptst.

trägt, nützlich ist, oder nicht, wird nicht leicht etwas Wichtiges von den Regenten beschlossen. Man kann daher bey den Wilden die Versammlungen der Aeltesten für die Seele und das Leben des Staates ansehen. So wohl der Regente als die Aeltesten könnten bey einigen dieser Völker gebiethen und befehlen auch in solchen Dingen, die die innerlichen Angelegenheiten und die Streitigkeiten einzelner Personen betreffen; wiewohl es fast niemals so weit kommt. Die Billigkeit der Wilden in allen ihren Unternehmungen unter sich gegen einander ist so groß, der Gedanke, daß der Mensch von Natur frey ist, ist ihnen allen so wohl eingepräget, daß der eine sich nicht leicht in die Sachen anderer mischet; wenn sich aber eine Person gegen einen andern vergangen hat, so überlässet man es dem Beleidigten, so wie in den ersten Zeiten, sich selbst zu rächen z), da es denn etwas seltenes ist, daß man von der Regel abweicht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Was in diesen Staaten unter allen eine vollkommene Gleichheit in acht genommen wird, so wie ehmals in den ältesten Zeiten, so verursachet auch dieses, daß der eine nicht gern des andern Richter seyn will. Alle sind einander gleich, es ist einer in

allen

z) Pelloutier im angeführten Werke, Kap. 11. Stephan. Notæ in Libr. V. Saxon. p. 120. über das Gesetz Königs Frode, daß alle Streitigkeiten mit dem Schwerdte ausgemacht werden sollten. Man sehe auch, was in der Ilias Homers Ajax dem Ulysses sagt. B. 9.

allen Dingen so gut wie der andere; keiner hat einen Vorzug vor dem andern. Dennoch aber trägt man bey ihnen fast mehr als bey uns grosse Hochachtung vor Personen von besondern Verdiensten, und, wie ich schon bemerkt habe, vor dem Alter. Kein Volk in der Welt scheinet das Wahre in der Tugend und Geschicklichkeit von dem Falschen besser zu unterscheiden, als diese Wilden, und kein Volk verehret das wahre Verdienst aus bessern Herzen und mit grösserm Feuer und Eifer. Alles dieses geschiehet aber aus eigenem Triebe, und weil es die natürliche Billigkeit erfodert, nicht aber auf Befehl. Daher kommt es, daß obschon keiner nach der Einrichtung des Staates, einen Vorzug vor den andern erhält, doch bey allen diesen Völkern gewisse Personen gefunden worden, die von den andern für besonders wichtig und ehrwürdig gehalten werden, entweder, weil sie durch ruhmwürdige Thaten ein besonderes Ansehen verdienet haben, oder weil sie von ihren Königen oder von andern ehmals sehr geehrten Personen abstammen. Sie haben überdieß gewisse Mittel, wodurch sie ohne Gesetze in dem freyesten und am meisten ungezwungenen Zustande einen immerwährenden Abscheu vor den Lastern aufrecht erhalten, und es so weit bringen, daß niemand eine Ehre in der Verkleinerung berühmter Personen sucht, sondern ein jeder sich bemüht, sie nachzuahmen; ingleichen, daß sich keiner diese Mühe giebt, um sich

damit

damit groß zu machen, sondern um dem Staate würklich nützlich zu seyn. Da alle unrechtmäßigen und blendenden Mittel und Wege, wodurch man sich bey gesitteten Völkern einen Vorzug erwirbt, unter den Wilden nicht Statt finden: so kann es nicht anders seyn, als daß man seyn muß, wie man soll, nämlich tapfer und rechtschaffen; denn dadurch wird bey ihnen eine wahre Hochachtung gewonnen. Die Mittel, deren sich die Wilden, die Tugend in ihren Staaten aufrecht zu erhalten, bedienen, sind verschieden. Die vornehmsten und gewöhnlichsten entstehen aus der Scham, die alle in einem Staate gegen einander tragen, weil sie alle einander bekannt sind, und weil folglich das, was der eine thut, den übrigen nicht verborgen bleiben kann. Der Mensch scheuet sich jederzeit, so lange seine Denkungsart noch nicht verdorben ist, und er fürchtet sich vor dem unvortheilhaften und verächtlichen Urtheil anderer über seine Person; er trachtet von Natur nach Ehre und Gunst, und bedienet sich daher gerne solcher Mittel, die ihm den Weg zum Ansehen und zu einem guten Rufe bahnen. Es ist daher keines der geringsten Laster, die unter den sittlichen Völkern eingerissen sind, daß man sich nämlich so wenig darum bekümmerte, ob von einer Person gutes oder böses geredet wird, so lange man nur nicht von den Gesetzen zur Strafe gezogen werden kann. Diese, nämlich die Gesetze, welche man sonst

mit

mit Recht für das größte Glück grosser Staaten ansehen kann, bringen aber auch gewissermassen dieses Unheil mit, daß die Menschen sich zwar vor ihrem Anspruche, aber weder vor sich selbst, noch vor andere, scheuen. Es war kein Wunder, daß die alten Perser die Vergehungen der Zunge, als das größte Versehen, bestraften. Weil man in grossen und gesitteten Staaten sich nicht enthalten kann, unbesonnener Weise von allen und jeden übels zu reden, um sich selbst zu erhöhen, und seine Hochachtung auf den Untergang anderer zu bauen, so darf man sich nicht wundern, wenn man sich hingegen auch nichts daraus macht, was überhaupt geredet wird, weil insgemein die Tugend zum Laster und das Laster zur Tugend gemacht wird, und jederzeit einer gleichsam ein Opfer für die Unwissenheit oder Bosheit anderer seyn muß. Allein eben dadurch ist der grosse Damm niedergerissen worden, den die Natur selbst gegen die Ueberschwemmung der Laster im Menschen aufgeführt hatte, indem die Gesetze nicht verhindern, daß die Laster im Schwange gehen, sondern, daß man auf solche listige Art sündiget, damit das Verbrechen nicht bestrafet werden kann. Scham und Furcht vor der Verachtung belegen die Menschen mit grössern Banden, als alle bürgerlichen Gesetze.

Einige Wilde a) haben in ihren Staaten vor-

a) Allgem. Gesch. von Amerika. 4 Hauptst.

trefliche Mittel eingeführt, wodurch sie die Scham und den daraus fliessenden hohen und edlen Muth aufrecht erhalten. In ihren öffentlichen Versammlungen wird jederzeit getanzet. In gewissen Tänzen tritt eine Person allein auf dem Boden hervor, und erzählet unter dem Tanze alle seine Thaten, wobey, so lange er von sich selbst, nichts anders, als was wahr ist, saget, alle Anwesende bey einer jeden neuen Erzählung in die Hände klopfen, und öffentliche Kennzeichen ihres Wohlgefallens und ihrer Ehrerbietigkeit gegen einen so wohl verdienten Mitbürger zu erkennen geben. Die Tugend, die in selbst genung hat, besitzt doch gerne zugleich die Schwachheit, daß sie von andern geehret werden will. Man kann mit Wahrheit sagen, daß die Stärke der Verfassungen der wilden Staaten darinn bestehet, daß ein jeder sich seinen Verdiensten gemäß geehret und geachtet siehet. Ohne Rang, ohne Ehrentitel hat ein jeder unter ihnen nach seinem Verdienste seinen würklichen Vorzug, der nicht auf einen blossen mündlichen Ruhm ankommt, oder darauf, daß er einen prächtigern Beynamen erhält, als ein anderer, sondern auf eine vorhergegangene würkliche preiswürdige That. Es fühlen die Wilden also diese Wahrheit vollkommen wohl, daß nichts mächtiger ist, Tugend und Tapferkeit einzuschläfern und endlich ganz zu verjagen, als eine falsche Austheilung der Ehre. Diese Billigkeit in den Ehrenbe-

zeugungen

zeugungen macht, daß der eine beständig bemühet ist, den andern in männlichen Thaten zu übertreffen; und daß die Kinder noch in den jüngsten Jahren sich nichts erhabenes vorstellen, als eines Tages so glücklich zu seyn, diesem oder jenem, den alle einmüthig für ruhmwürdig und ehrwürdig schätzen, ähnlich zu werden. Ausser diesem Mittel, einem jeden in allen öffentlichen Versammlungen ein Gefühl des Vorzugs, den man ihm zugestehet, empfinden zu lassen; haben sie noch ein anderes. Sie haben gewisse tadelnde oder satyrische Tänze eingeführt; worinn es einem jeden erlaubt ist, einen andern aus der Versammlung als Mittänzer herauszunehmen, um ihn auf eine scharfsinnige Art im Tanze alle seine Fehler vorzuwerfen; und dieses Mittels sollen sich diese Wilden auf eine sehr angenehme und durchdringende Art zu bedienen wissen. Bey einem jeden neuen Einfall geben die Anwesenden durch Händeklopfen und Gelächter ihren Beyfall zu erkennen, so lange der Tadelnde seine Freyheit nicht misbraucht, und nichts anders als die Wahrheit sagt. Dennoch aber ziehet diese Art von Beschämung keine bösen Folgen nach sich; weil sie gleichsam auf öffentlichen Befehl unternommen wird; und es dem Mittänzer frey stehet, sich ein andermal auf eben diese Art zu rächen, wenn ihm etwas bekannt ist, daß er an dem andern mit Recht aussetzen kann. Inzwischen fürchten sich alle und jede unend-

lich

lich sehr, auf diese Art ihren Landsleuten zum Gelächter zu werden, vornämlich da die meisten Wilden so hoch gesinnt sind, daß sie kein Bedenken tragen, aus blosser Scham sich selbst auf gewaltsame Art das Leben zu nehmen. Man kann daher, ohne zuweit zu gehen, mit Wahrheit sagen, daß ein grosser Theil der Wilden in vieler Betrachtung in einer sehr glücklichen Verfassung lebet, und nichts wildes an sich hat, als nur allein den Namen. Sie gehen unter sich mit einander auf eine überaus artige Art um. Der eine wird nicht leicht durch Minen oder Worte, noch weniger durch die That, etwas thun, was den andern verdrieẞen könnte. Man findet bey ihnen meistentheils einen aufgeweckten Verstand, ein standhaftes und ehrbares Wesen, eine unglaubliche Kaltsinnigkeit, und wenig Eitelkeit. Alle diese guten Eigenschaften verursachten folgende Begebenheit. Als ein Engelländer b) einsmals in Virginien mit einer Princeßinn dieses Landes verheyrathet ward, und hernach seine Braut mit nach Engelland brachte, so glaubte man in ihr eine Wilde zu finden, deren Denkungsart und Aufführung allen zu einem Gelächter und zu einer Art eines unanständigen Vergnügens dienen würde, welches sich der Mensch insgemein auf Unkosten anderer zu machen pflegt. Allein man ward anitzt gar sehr betrogen:

b) Histoire de la Virgine, Liv. 1. Chap. 3.

gen; denn der Ausfall war ganz anders, als man ihn vermuthet hatte. Sie wußte allzuwohl, wie sehr sie eine Prinzeßinn war, und zugleich ihre hohe Geburt, eben so gut, wie andere Personen aus königlichem Geblüte zu behaupten. In ihrem ganzen Betragen fand man etwas so hohes, edles und majestätisches, daß sie sich eine allgemeine Hochachtung und ein so grosses Ansehen bey Hofe erwarb, daß man auch würklich darauf bedacht war, einen Proceß gegen ihren Mann anzufangen, weil er sich, als ein blosser Unterthan, unterstanden hatte, sich so hohe Gedanken einfallen zu lassen, sich mit einer Person aus königlichen Geblüte zu vermählen.

§. 22.

Ich habe bereits gesagt, daß dasjenige, was so wohl zuerst unter den Wilden, als auch in den ältesten Zeiten anfangs die grosse und würklich bewundernswürdige Vereinigung unter den sämtlichen Mitbürgern eines und eben desselben Staates gestiftet und hernach aufrecht erhalten hat, ohne Zweifel die gemeinschaftliche Noth gewesen sey. Je mehr man einander nöthig hatte, je mehr die Wohlfarth des ganzen Staates zugleich auf eine jede einzelne Person, und insonderheit auch darauf ankam, daß keine Person die seinige verlieren mögte, desto grösser mußte natürlicher Weise auch die innerliche Hochachtung gegeneinander

seyn. Daraus kann man noch zu unsern Zeiten grossen theils dasjenige erklären, was unter den Wilden vorgehet. Eine Person, die die Waffen führen kann, wird bey ihnen allen für einen grossen Schatz angesehen; sie setzen auch auf eine jede Person einen grossen Werth, und suchen daher gerne durch Kriegsgefangene den im Kriege erlittenen Verlust zu ersetzen. Sie sehen vollkommen wohl ein, daß die Stärke eines Staates in tapfern und tüchtigen Bürgern bestehet, daher ist ihre Trauer über einen Verstorbenen so herzlich und ihr Haß gegen diese, die ihn umgebracht haben, so unversöhnlich. Sie sehen es bey uns andern für höchst tadelnswürdig an, daß wir unsern Untergang mit so kaltem Blute ansehen können, indem der Verlust unserer besten Freunde uns insgemein nichts mehr kostet, als ein paar ernsthafte Gedanken über das allgemeine menschliche Elend. Diese Völker schenken daher auch gar oft den zu Sklaven gemachten Kriegsgefangenen das Leben, deren Umstände hernach jederzeit sehr gut sind. Die Kinder derselben sind freye Leute, und es wird unter ihnen und unter den Kindern der Nation selbst kein Unterschied gemacht.

§. 23.

Die ältsten Kriege in der Welt scheinen nicht sehr blutig gewesen zu seyn, weil viele mörderische Waffen

damals noch nicht erfunden waren. Die ersten Zeiten, da sich der Verstand erst entwickelte, haben kaum Bogen und Pfeile gekannt. Steine und Prügel waren nächst den Fäusten der Menschen die ältsten Waffen. Vermuthlich bestunden die Siege in den ersten Zeiten mehr darinn, den Platz zu behaupten, und die Feinde in die Flucht zu jagen, als im Blutvergiessen; daher damals die Vermehrung des menschlichen Geschlechts nicht so sehr gehemmet ward, wie anitzt durch die Kriege der heutigen Wilden geschiehet. Die Noth mußte daher alle Tage zunehmen, und folglich ward der Verstand beständig aufgeweckter und würksamer. Ein jedes Jahrhundert bringet meistentheils einige Personen von einem besonders grossen und glücklichen Genie hervor; die ältsten Zeiten haben an solchen vortreflichen Leuten eben so wenig Mangel gelitten, wie die neuern Zeiten: aus Noth gezwungen, durch die Umstände aufgemuntert, natürlicher Weise sehr wohl dazu geschickt, so wohl das allgemeine Elend, als die Mittel dagegen einzusehen, fiengen sie damit an, zuerst ihren eigenen Verwandten, hernach andern leichtere und bessere Mittel, als die gewöhnlichen, ihr Leben zu unterhalten, zu zeigen. Dadurch versammleten sie vermuthlich mehrere Leute, vereinigten sich mit ihnen, zusammen in einem Staate zu leben, und legten dadurch den Grund zu den ersten ansehnlichern Regierungen. Zufolge der Geschichte der

Wilden

Wilden c) kann man, wie ich schon bemerket habe, keinesweges glauben, es wären verschiedene Völker, die durch ein glücklicheres und mächtigeres Volk bezwungen worden, in einen grossen Staat zusammen gewachsen; man kann vielmehr sagen, die ältesten Kriege hätten allein den Endzweck gehabt, die Nachbarn zu vertreiben, und gänzlich auszurotten. Ueberdieß stimmt die ganze Geschichte darinn überein, es wären die ganz wilden und umschweifenden Völker durch, ihnen von gewissen besondern Personen erzeigte Wohlthaten überredet worden, sich zusammen in eine Gellschaft zu vereinigen. Man darf daran nicht zweifeln, daß nicht diese vortreflichen Personen, denen Folge zu leisten und zu gehorchen, man durch seine eigene Wohlfarth bewogen ward, zugleich zu Regenten angenommen worden sind. Da aber die Menschheit nur mit langsamen Schritten ihrer Vollkommenheit entgegen gehet: so ist es nicht reimlich, was die Geschichte der meisten Völker versichern wollen, daß eine einzige Person oder einige wenige Personen auf einmal alles erfunden haben sollten, was man nöthig hatte, in einer grossen und ansehnlichen Menge beysammen zu leben. Die nothwendigen Künste sind ohnfehlbar nach und nach erfunden worden, ob man schon nicht läugnen kann, daß die Verbesserungen, die ein Osiris, ein Fohi, und andere

c) Allgem. Gesch. von Amerika, 8 Hauptst.

andere Schöpfer ihres Volks erfunden haben, sehr ansehnlich gewesen sind.

§. 24.

In der That rechnen nicht allein fast alle alte gesittete und wohl eingerichtete Völker, sondern auch einige Wilde d) den rechten Anfang ihrer Staaten von dergleichen merkwürdigen Personen her. Die Wilden nennen die Europäer insgemein Geister e), weil sie mehr Verstand haben, als sie selbst, und sie geben eben diesen Namen denen unter ihren Landsleuten, welche mehr Verstand als andere zu haben scheinen. Es scheinet also, als ob man die erste Ursache des Anfangs erblicher Regierungen in den hohen Gedanken finden sollte, die sich die älteste Welt von solchen Personen gemacht hatte, welche sich in den Ruf gesetzt hatten, etwas weit vortreflicheres, als was der Menschheit gewöhnlich ist, besessen zu haben. Solchergestalt hat ein China von den ältesten Zeiten an in seinem Kaiser einen Sohn des Himmels verehret, und alle östliche Länder scheinen mit diesem gemeinschaftlichen Irrthume überein gestimmet zu haben. Die Peruaner sahen in den neuern Zeiten ihre Ynkas

d) Rochefort Histoire des Antilles von den Apalachiten, Tom. 2. Chap. 8. Art. 6.

e) Allgem. Gesch. von Amerika, 3 Hauptst. La Hontan. Tom. 2. auch Hennepin.

Ynkas für würkliche Kinder der Sonne an, und man kann fast nicht daran zweifeln, daß die uralte Welt einfältig genung war, eine Zeitlang zu glauben, das Göttliche wäre gewissermassen dem Menschlichen ähnlich, und daß Personen, die grosse und der Gesellschaft höchstnöthige Dinge erfanden, als das Feuer, den Ackerbau u. d. g. und hernach die wichtigen Wahrheiten, die das Gemüth bildeten, Götter unter menschlicher Gestalt wären. Von ihnen und von ihren Nachkommen ewig regieret zu werden könnte folglich für nichts anders, als für das höchste Glück, angesehen werden. Es haben also die nützlichsten und größten Einrichtungen in der Welt ihren Ursprung sehr oft den menschlichen Irrthümern zu danken.

§. 25.

Eine andere Anmerkung, wozu uns die Geschichte der Wilden veranlasset, betrift das Ansehen oder das Verhältniß beyder Geschlechter gegeneinander unter sich selbst in der ältsten Welt. Bey einigen wilden Völkern ist die Regierung unstreitig in den Händen der Weiber, ob sie schon solche jederzeit durch die Männer verwalteten. Man kann einigermassen auf die Muthmassung gerathen, daß das schöne Geschlecht in den ältesten Zeiten keine geringere Gewalt, oder doch nicht weniger, als das männliche Geschlecht, zu befehlen gehabt habe. Nicht allein in manchen Gegen-

den in Amerika f), sondern auch in Afrika g) findet man noch in den neuern Zeiten ein solches Frauenregiment, und in der alten Geschichte sind deutliche Beweise genung, daß es in den ältesten Zeiten der Welt ebenfalls Statt gefunden habe h). Die natürliche Ursache

f) Allgem. Gesch. von Amerika im 4. Hauptst. Charlevoix Hist. de Paraguai Tom. 2. Liv. 8. von den Marotocos.

g) Dapper von Loango und Monomotapa.

h) Die alten Lycier rechneten (wie Herodotus im ersten Buche berichtet) ihre Herkunft nicht von den Vätern, sondern von den Müttern, vollkommen wie die Wilden unserer Zeiten, wo das Frauenregiment Statt findet. Verehligte sich ein freyes Frauenzimmer mit einem Sklaven, so wurden die Kinder für freye Leute gehalten, nahm hingegen ein freyer Mann eine Sklavinn, oder eine fremde Frau zur Ehe, so wurden die Kinder für Sklaven gehalten. Die Aegyptier, die eines der allerältesten Völker gewesen zu seyn scheinen, die in der alten Welt einen ordentlichen Staat errichtet haben, trugen eine so grosse Hochachtung gegen das schöne Geschlecht, daß die Freyer sich vor der Hochzeit verschreiben mußten, den Weibern in allen Dingen unterthan zu seyn. Sie ehrten ebenfalls die Königinnen mehr als die Könige. Die alten Skribenten, die in Verlegenheit waren, die Ursachen dieser Einrichtung zu erklären, haben uns mehr gesaget, was sie für den Ursprung dieses Gebrauches hielten, als was ihn würklich verursachet hat. Man sehe Diodor. Sicul. 1. Lib. Die Cantabrier hatten denselben Gebrauch angenommen; und Strabo erzählet im dritten Buche seiner Erdbeschreibung, die Schwestern hätten die Brüder ausgestattet, und nicht diese jene. Bey den ältesten griechischen Völkern war das Frauenzimmer ohn Zweifel von grosser Wichtigkeit, denn als bey der Errichtung

Ursache scheinet wohl diese gewesen zu seyn, weil die Kinder, insonderheit nach dem Zustande der ältsten

Welt

tung von Athen Neptun und Minerva mit einander stritten, wer von ihnen der Stadt den Namen geben sollte, und ein jedes Geschlecht es mit seiner Gottheit hielt: so mußten die Männer mit ihrem Neptun verloren geben, und Minerva gewann, weil sie die Weiber auf ihrer Seite hatte. Bey den Arkadiern waren die Weiber nicht weniger tapfer als die Männer, dann jene, wie Pausanias erzählet, schlugen die Lacedämonier aus dem Felde. Bey den Deutschen und Galliern war das Ansehen der Weiber so groß, daß sie in den ältesten Zeiten auch so gar im Gerichte sassen. Wenn man dieses letzte nur allein von den Weibern der Druiden verstehen will, so muß man zugleich bemerken, daß die geistlichen Gesellschaften in der ältesten Welt die uralten Gebräuche am längsten aufrecht erhalten haben. Mann kann dießfalls unter andern Baniers Götterlehre im 2ten Bande von den Galliern nachschlagen, und Taciti German. c. 29. Ohne Zweifel muß Solinus in Polyhistore c. 32. auf diese Art verstanden werden, daß bey den garamantischen Aethiopiern die Kinder allein den Müttern folgten und ihnen zugehörten. Wenn man bedenket, daß in der Geschichte der ältsten Zeiten keine kleinere Anzahl merkwürdiger Frauen als Helden gefunden werden; daß in der ältesten Monarchie die ersten Einrichtungen von den Königinnen veranstaltet wurden; daß in dem Gottesdienste selbst Weiber als Priesterinnen, Sibyllen oder Prophetinnen und Vestalinnen, oder römische Nonnen in keinem geringern Ansehen waren, als die Priester, ja öfters in noch grössern; daß in den Geheimnissen des Bacchus, eine der ältesten Religionsanstalten in der Welt, die Rolle der Weiber fast die ansehnlichste war: so kann man kaum daran zweifeln, daß nicht in der ältesten Welt das Ansehen

am meisten den Müttern gefolget sind, und sich als ihr natürliches Eigenthum angesehen haben, folglich auch damals der Ausspruch der Mutter nicht wenig muß zu bedeuten gehabt haben. Vielleicht sind sie damals, wie noch itzt bey vorbemeldten Wilden für die stehenden Stämme des Staats angesehen wor-

den

sehen beyder Geschlechter gleich groß gewesen sey; Wenn auch niemals Amazonen gewesen wären, deren Ansehen, um zu zeigen, was dieses Geschlecht zu thun vermögend ist, weiter als alles andere gieng, indem sie ordentlich über die Männer regierten. Strabo im 11. B. versichert, daß die asiatischen Amazonen nicht einmal Männer unter sich duldeten, doch vielleicht thut man ihnen darinn Unrecht. Wie sehr die Sauromatischen Weiber beherzt und mannhaft gewesen, davon kann Herodotus im 4. B. nachgeschlagen werden; ihre Jungfern dorften nicht eher heyrathen, als bis sie einen Feind erschlagen hatten. Die Geschichte der Wilden, welche beweiset, daß die Alten nicht so viele Fabeln geschrieben haben, als die neuern Zeiten aus ihrem Zustande aufs Alterthum zu schliessen geglaubet haben, versichert, daß Amerika seine Amazonen eben so häufig gehabt habe, als Lycien oder Asien. S. Orellanae Reise beym Laet. Ind. Occident. L. 17. Charlevoix Hist. de Paraguai, T. I. L. 2. und Condamine Reise nach Südamerika. Ich muß zum Schlusse dieser weitläuftigen Anmerkung noch bemerken, was Aelian in seiner alten Geschichte B. 12. von den Sacern sagt, nämlich, daß es bey ihnen, in Ansehung des Hausregiments darauf ankam, ob der Freyer am Hochzeittage beweisen konnte, daß er stärker wäre, als die Braut; denn wer von beyden am stärksten war, der blieb hernach beständig Herr im Hause. Es haben also in den ältsten Zeiten die Weiber den Männern nicht so gleich die Herrschaft überlassen.

den, für deren Vertheidigung die Männer sorgen mußten. Es ist daran kein Zweifel, daß diese letzten, die zu allen Zeiten im Stande waren, die Waffen zu führen, gleich anfangs zur Vertheidigung der ganzen Gesellschaft bestimmt geworden sind; dadurch blieb auch hernach die Macht in ihren Händen. Die Weiber, die anfangs, ohne daß jemand daran zweifelte, wenigstens für eben so wichtig als die Männer angesehen wurden, sahe man mit der Zeit für den schwächern Theil an, den man um so viel weniger nothwendig im Staate hielt, weil er den Feinden nicht widerstehen konnte; und zuletzt ward diesem schwächern Theil so unbillig begegnet, daß es endlich bey den meisten Völkern für eine Gnade angesehen ward, wenn die Weiber die Erlaubniß erhielten, mit ihren Männern zu speisen und zu reden i). Es gab aber in den ältsten Zeiten dieser Gebrauch nichts anders zu erkennen als die natürliche Blödigkeit, die ein Geschlecht im Umgange mit dem andern blicken ließ. Indien und andere Länder k) machten aus den Weibern ein Opfer bey dem Begräbnisse der Männer. Eine Barbarey, die in den ältsten Zeiten aus der sonderbaren Art der Freundschaft entsprungen war; denn

Personen

i) Pére Labat Afrique Occident. Tom. 2. Ch. 15. Niekamps kurzgefaßte Mißionsgeschichte, Kap. 11. §. 6. Caesar de bello Gallic. L. 6. Rochefort Hist. des Antilles C. 2. L. 2. Pere Gumilla Descr. de l'orenoque.

k) Mandelslo Reise und Tavornier Th. 3. Kap. 9.

Personen, die eine beständige Freundschaft mit einander gestiftet hatten, wollten einander im Tode nicht überleben l). Nur allzu oft hatten anfangs die Gebräuche eine ganz andere Absicht, als in welcher sie hernach beybehalten werden. Die ersten Weiber opferten sich ihren verstorbenen Männern als Heldinnen auf; die Nachwelt, verleitet aus einer Gewohnheit, deren Ursach man vergessen hatte, fand in ihrem Tode nichts anders als ein Schicksal, das sich die Sklavinnen mußten gefallen lassen, bis endlich ein Mahomet, wie man insgemein erzählet m), so närrisch ward, dem schönen Geschlecht eine Stelle im Paradiese zu versagen, ungeachtet er seinem Kameele die Thüre dazu nicht verschloß. Uebrigens hat auch der Aberglaube nicht wenig dazu beygetragen, das Anse-

l) Strabo im 15. B. glaubt die Ursache dieses Gesetzes ausgefunden zu haben; er spricht, es wäre darum eingeführet worden, weil die Weiber in Indien ehmals junge Mannspersonen mehr geliebet hätten, als ihre Männer. Herodotus im 5. B. von den Thraciern hingegen scheinet eine richtigere Ursache anzuführen; er spricht: Es hätten nach dem Tode des Mannes alle seine Weiber durch ein ordentliches Gericht ausgemacht, welche von ihnen von dem Todten am meisten geliebet worden wäre; und diese, auf welche nun der Ausspruch gefallen, hätte man bey dem Grabe des Mannes erstochen, die andern Weiber aber hätten es für ein grosses Unglück gehalten, daß man sie von der Ehre, mit ihm zu sterben, ausgeschlossen hätte.

m) Baylens Wörterbuch im Artikel Mahomet.

Ansehen des Frauenzimmers in den ältsten Zeiten zu verringern n).

§. 26.

Inzwischen scheinet in dem Ansehen, worinn das schöne Geschlecht in den ältsten Zeiten gewesen ist, die Ursache einiger der wichtigsten Gebräuche der Wilden und anderer Völker zu liegen. Warum nämlich in einigen Staaten die Erbfolge in der Regierung solchergestalt eingerichtet ist, daß, obschon die Mannspersonen jederzeit das Zepter führen o), doch nicht die Kinder

n) Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen, folgende Erzählung aus des Pere Gumilla Descr. de l'orenoque anzuführen: er spricht Tom. I. Ch. 9. Quarante jours avant que les Guayquiries marient leurs filles, ils les enferment et les assujettissent á vne jeune rigoureux -- -- pourquoi vsés vous de ce Cruauté, dis-je au Cacique! il me repondit d'un air satisfait: nos anciens se son appercur, que lorsque les femmes ont leur ordinaires, elles sont mourir toutes les choses sur les quelles elles marchent, et que lorsqu'un homme vient à marcher sur l'endroit, ou elles ont pasé, ses jamber s'enflent aussi-tôt. Aïiant cherché une reméde à cet accident, ils ont ordonné, qu'a fin que leur corps n'ait point de venir, ont les fasse jeuner quarante jours, car par ce mojen elles se dessechent et ne font plus de mal, ou elles en sont moins qu'autre fois. Alle wilde Völker sind nach der einstimmigen Aussage der Reisenden eben dieser Meynung, und viele andere Völker haben auf eben diese Art gedacht. Man sehe auch Allgem. Gesch. von Amerika, 3 Hauptst.

o) Histoire de la Virginie, L. 3. Ch. 7.

Kinder des Fürsten, sondern die Kinder seiner Schwester oder die nächsten Verwandten auf der Spindelseite in der Regierung nachfolgen; dieses geschiehet würklich aus der Ursache, weil bey einigen wilden Völkern ein Mann in den ersten Jahren seines Ehestandes für nichts anders, als für ein Diener des Hauses seiner Schwiegerältern, angesehen wird. Vielleicht ist auch diese Gewohnheit ebenfalls eine Folge davon, daß in den ältern Zeiten fast in der ganzen Welt, wie auch noch itzt bey den Wilden p) der Freyer verbunden war, seine Braut zu bezahlen, und auch in manchen Gegenden, um dieses Glück zu verdienen, im voraus ein oder die andere Heldenthat aufweisen mußte.

§. 27.

Man findet auch in diesem Zustande der ältsten Zeiten den Grund zu noch andern Gebräuchen, die hernach, ob sich schon die Ursachen sehr verändert hatten, über den größten Theil der Welt geherrschet haben. Man kann daher sagen, daß dasjenige, was in den ältsten Zeiten aus Tugend oder aus Noth geschah, hernach in den folgenden bloß aus Wollust beybehal-

p) Stephan. in Notis ad Saxon. L. V. über das Gesetz Königs Frode, daß die Weiber gekauft werden sollten. p. 122. Coreal. Tom. I. p. 2. Chap. 8. Allgem. Gesch. von Amerika 5. Hauptst.

behalten ward. Der Krieg war, wie ich schon bemerket habe, die Sache der Männer, folglich auch Bogen und Pfeile; Waffen die man bey allen Völkern findet; einige wenige ausgenommen q), die hernach bald erfunden wurden. Der Krieg ward ernstlicher, und es kann nicht fehlen, daß nicht durch den beständigen Anfall, den man damals nach Art der itzigen Wilden theils wagte, theils von andern auszustehen hatte, eine grosse Anzahl Mannspersonen ihr Leben verloren. Die Anzahl der Weiber ward daher überall beträchtlich grösser, wesfalls die Männer es für höchst nöthig hielten, mehrere Weiber zu nehmen, theils um den Staat mit Volk zu versehen, weil dessen Wohlfarth augenscheinlich darauf ankam, theils auch um die Weiber zu versorgen, die im Kriege Mann, Vater, Kinder und dadurch alle Hülfe und Vertheidigung verloren hatten. Das ist die Ursache, warum die Wilden mehrere Weiber heyratheten; es geschah also keinesweges aus Wollust; denn diese wird von der Natur selbst für unbillig erkläret, weil sie insgemein eine gleiche Anzahl Knaben und Mägdchen hervorbringet; zumal da man, insonderheit in den Ländern, wo es beschwerlich fällt, hinlängliche Lebensmittel herbey zu schaffen, als z. B. bey den Grön-

q) Charlevoix Hist. de Paraguai. Tom. I. L. 2. Dampiers Reisen im XV. Kap.

Grönländern r) und andern, es sich für eine besondere Ehre hält, sich auf seinen Fleiß zu verlassen, um eine zahlreiche Familie zu versorgen. Aus eben dieser Ursache geschiehet es, warum überall, wo man sich die Freyheit nimmt, mehrere Weiber zu nehmen, doch nur eine Frau, und zwar insgemein die erste, die Frau im Hause oder die vornehmste ist, die andern hingegen, die gleichsam aus Gnaden genommen werden, weit geringer geachtet werden. Man kann also aus diesen Gebräuchen keinesweges beweisen, der Mensch sey von Natur zu einen unordentlichen Umgang unter beyden Geschlechtern geneigt, es sind darinn hingegen die Wilden größtentheils weit tugendhafter als die meisten gesitteten Völker; und ob sie schon die Freyheit haben, mehrere Weiber zu nehmen, so sehen sie die meisten doch nur für eine würkliche Last an, und heyrathen daher meistens nur eine allein. Ich kann hierbey nicht unterlassen, folgende Anmerkung zu machen: Da die Wilden alle gleich gut sind: so haben sie unter sich keine Bediente, ausser wenn sie Kriegsgefangene, Sklaven und Sklavinnen haben.

r) Egede von Grönland C. 13. Coreal Vojage. Tom. I. Ch. 8. Solinus, C. 15. Hennepin Vojage en Misisippi, Ch. 28. wo die Wilden insonderheit von einem Verstorbenen rühmen, er habe zehn Weiber gehabt, die er alle wohl versorget hätte. Sie schätzen dieses auch sehr hoch, weil durch vieler Kinder der Staat mit Kriegesleuten bereichert wird. Coreal am angeführten Orte, Ch. 8.

ben. Die andern Weiber können gewissermassen für Dienstmägdchen angesehen werden, wenigstens bey einigen dieser Völker s). Daher scheinet es reimlich zu seyn, daß in den ältesten Zeiten die rechte Frau dem Manne Erlaubniß gab, sich der Dienstmägdchen als Kebsweiber t) zu bedienen; denn sonst scheinet keine gültige Ursache zu finden seyn, warum die eine die vornehmste und die andern geringer seyn sollten.

§. 28.

Ohne Zweifel muß man daraus erklären, warum das Frauenzimmer-Regiment eingeführt gewesen, und noch itzt in einigen Gegenden in der Welt auch unter den Wilden gebräuchlich ist; und warum einer Frau erlaubet wird, daß sie mehrere Männer nehmen darf u); es würde sonst schwer fallen, von dieser ungereimten Gewohnheit einigen andern reimlichen Ursprung zu entdecken. Wenn verschiedene Skribenten versichern wollen v), es hätten in den ältesten Zeiten

s) Coreal, Tom. I. Part. 2. Chap. 6.
t) 1 B. Mos. 16. V. 2. und 30. Kap. 3. V. 9.
u) Allgem. Gesch. von Amerika 5. Hauptst.
v) Eusebius im angeführten Werke. Caesar bel. gal. L. 5. von den alten Britranien. Diodor. Sic. L. 2. von den Taprobanen, L. 3. von den Ychtyophagen und Hylophagen. Strabo L. 11. von den Massageten. Thovenoth Svite du Vojage L. 2. Ch. 84. von den Hovaines. Appol Rhod. L. 2. von den Mosynöciern. Baylens Wörterbuch im Art. Hipparchia.

Zeiten und hernach noch verschiedene Völker so wenig ordentliche Eheverbindungen eingeführt gehabt, daß auch Aeltern und Kinder vielmehr in der größten Unordnung gelebt hätten, ingleichen daß viele, insonderheit aus einer Familie, sich mit einander in einer uneingeschränkten Freyheit ganz willkührlich vermischet hätten: so scheinet solches, wie man aus dem vorigen urtheilen kann, so wenig glaublich zu seyn, und so schlecht mit dem, woran der Mensch natürlicher Weise Gefallen findet, überein zu stimmen, daß man vielmehr denken mögte, es wäre eine dergleichen Lebensart (ob sie schon einige Weltweisen, einem Staate nützlich zu seyn angesehen x) haben, auch in einigen Ländern durch Gesetze gebilliget y) gewesen seyn soll,) denen uns nicht gehörig bekannten Völkern angedichtet geworden. Das, was ich bereits angemerket habe, scheinet es veranlasset zu haben, nämlich weil bey einigen Wilden die meisten aus einer Verwandtschaft in einem Hause unter einem Dache beysammen wohnen, ohne Abtheilungen oder Scheidewände unter sich zu haben. Diejenigen, die nicht genau wußten, wie ordentlich und anständig alles in diesen Hütten oder so genannten Kabanen zugehet, konnten gar bald darauf fallen, zu glauben, es würde eine Gesellschaft, die

x) Plato de Republica C. V.

y) Crag von den Lacedämon. und Plutarch in vita Lycurgi.

die sonst in einer Gemeinschaft der Güter lebte, auch in Ansehung der Weiber keine Ordnung in Acht nehmen. Ob nun auch gleich das eine oder andere Volk sich auf diese oder jene Art kann vergangen haben, weil nichts böses in der Welt ist, darauf der Mensch leider! nicht gefallen seyn sollte: so ist es doch nicht reimlich, daß eine so unanständige Lebensart entweder allgemein gewesen oder bey einem ganzen Volke im Schwange gegangen seyn sollte.

§. 29.

Daß sonst die Eigenschaften der Wilden sich den ältesten Zeiten gar sehr nähern, das ist unstreitig gewiß. Da sie den Ehestand schlechthin als eine Vereinigung zwoer Personen ansehen, die durch kein ander Band, als durch ihren gemeinschaftlichen Willen oder aufs höchste mit der nächsten Freunde Beyfall geschlossen worden ist: so wird dieses Bündniß eben so leicht wieder gebrochen, als es geschlossen ward. Wenn eine Ehe in Ansehung der Fruchtbarkeit nicht glücklich ist, oder wenn sich auf der Seite der Frau eine Untreue äussert, oder wenn das Gemüth der verehlichten so schlecht mit einander harmonirt, daß ein Misverständniß befürchtet wird, oder auch würklich entstehet: so werden die Kinder, wenn sie welche haben, unter beyde vertheilet, und die Ehe wird gänz-

lich zerrissen z). Doch muß man den Wilden noch dieses nachrühmen, daß sie sich selten von einander scheiden, wenn sie Kinder mit einander haben.

§. 30.

Allein ehe ich mich in die Verfassung dieses uralten Hauswesens weiter einlasse, wird es nöthig seyn, noch einmal zurück zu gehen, um den Menschen in seinem unvollkommensten Zustande zu betrachten. Es ist um so viel glaubwürdiger, was die alten Skribenten erzählen, daß das Feuer damals dem Menschen unbekannt gewesen, zumal da man in den neuern Zeiten noch Völker entdeckt haben will, die dieses Element ganz und gar nicht kannten, sondern es für ein Thier ansahen, das alles, was sich ihn näherte, verzehrte. Da sie nicht wußten, woher es kam, daß sie, wenn sie das Feuer angerührt hatten, Schmerzen empfunden: so fielen sie auf die Gedanken, sie wären überall, wo sie sich am Feuer gebrennet hatten, durch den Biß dieses Thieres beschädiget worden a). Ehe das Feuer erfunden ward, verzehrte man vermuthlich zuerst Früchte, Pflanzen, wie auch Wurzeln, die zum Essen tauglich waren, und hernach, da sich die Menschen ansehnlich vermehrten, auch Fische und das Fleisch

z) Histoire de la Virginie L. 3. Ch. 2. La Hontan Tom. I. Allgem. Gesch. von Amerika, 5. Hauptst.

a) Histoire des Isles Marianes par Golien. L'origine des Loix, des arts et des sciences. Tom. I, Part. I. L. 2. und Solinus, Cap. 32.

Fleisch der Thiere, doch nur noch roh und unzubereitet. Nachdem man aber das Feuer erfunden hatte: so ist man vermuthlich darauf gefallen, die Speisen durch selbiges zu zubereiten. Und damals fiel man vermuthlich auch zuerst auf die Art das Fleisch, das man nach einer glücklichen Jagd übrig behielt, durch das Feuer vor der Fäulniß zu verwahren, als der einzigen noch itzt unter den Wilden gebräuchlichen Art, nämlich solches am Feuer auszudörren b); denn der Gebrauch des Salzes war damals noch unbekannt. Das Feuer gab also dem Menschen das erste unerwartete Mittel in die Hände, Lebensmittel einzusammlen: und die Geschichte der Wilden erkläret einigermassen, wie man in den ältesten Zeiten auf die Entdeckung desselben gefallen seyn mag, weil das, was bey allen Völkern gebrauchet wird, nothwendig eine besondere und in den allgemeinen Umständen wohl gegründete Ursache haben muß. Fast alle wilde Völker in der Welt von dem Nordpol an bis in das unbekannte Südland bedienen sich dieses Mittels, um Feuer anzuzünden, daß sie ein Stück Holz aushöhlen, und in der Höhlung einen Plock oder Stecken so lange und mit überaus grosser Geschwindigkeit herum drehen, bis endlich das Holz Feuer fänget. Es ist kein Zweifel daran, daß in den alleraltesten Zeiten die-

b) Florida von Bry. Hennepin nouvel. decouv. d'un très grand païs. Chap. 30.

ses Mittel, als eine Art einer Handmühle, erfunden worden, um damit Korn und Wurzeln zu mahlen, welche man gedörret und vorräthig aufgehoben hatte, und daß unter dem Mahlen zufälliger Weise, und ohne daß man sich dergleichen vermuthete, das Holz endlich Feuer gefangen hatte. Man findet in den alten Geschichten deutliche Spuren c) von der Wahrheit dieser Sache, wenn sie erzählen, das Feuer wäre von den ersten Menschen durch Reiben zweyer Stücke Holz an einander erfunden worden. Und daß dieses Element auf diese Art zuerst bekannt geworden, dieses scheinet reimlicher zu seyn, als dadurch, daß, wie einige Geschichtschreiber versichern, **Vulkan** ein Vergnügen gefunden hätte, sich an einem Feuer zu wärmen, welches durch ein Gewitter in einem Walde war angezündet worden.

§. 31.

Man kann kaum glauben, es hätten die Menschen vor der Erfindung des Feuers Häuser und Gebäude aufgeführet. Wann die Geschichte erzählet, die ältesten Völker hätten in Bäumen, in Höhlen in der Erde, in Ritzen der Felsen gewohnet, dieses scheinet, insonderheit in den kältern Ländern, nicht unglaublich zu seyn, insonderheit da man versichern will, daß noch

c) Sanchoniathon beym **Eusebius**. Praepar. Evang. L. 1. in Theolog. Phoen.

noch in unsern Zeiten einige Völker auf diese Art zu leben gewohnt wären d). Doch kann man auch mit nicht geringern Rechte glauben, daß die ältsten Hütten eine Art von Erd- oder Rohrhütten waren, ungefehr wie die Grönländer e) und einige andern Völker noch itzt haben. So bald hingegen das Feuer bekannt ward, bediente man sich dessen hernach vermuthlich nach Art der Wilden als das vornehmste Werkzeug bey verschiedenen Haus- und andern Arbeiten. Man fällete die Bäume dadurch, daß man sie an der Wurzel abbrennte. Die ersten Gebäude der ältsten Zeiten wurden hernach vermuthlich in einer runden Figur aufgeführt, dergleichen bey den meisten wilden Völkern noch itzt gebräuchlich f) sind, damit sie den Gezelten, ihren ältesten beweglichen Häusern, ähnlich würden. Hernach war ihre Figur viereckigt, und das ganze Gebäude bestund damals aus einigen starken Stöcken oder abgehauenen jungen Bäumen, die man mit dem dicken Ende in die Erde steckte; und die man hernach mit Baumrinde, mit Fellen oder mit Baumblättern überzog. Einen so geringen Anfang

 hatten

d) Paragvai von Charlevoix, Tom. 2. L. 4. Vojages ou Nord, Tom. I. Vojage de Frobisher Coreal Tom. I. p. 2. Chap. 10.

e) Egede von Grönland Kap. 8.

f) Labat Afrique Occid. Tom. 2. Ch 16. Kolbe von den Hottentotten, 2. Th. 14. Br. Histoire de la Virginie, Liv. 3. Ch. 3. und andere.

hatten unsere stolzen Städte und prächtigen Palläste, in welchen man die Menschen nicht mehr erkennet.

§. 32.

Mit dem Gebrauche des Feuers und der Gebäude fieng zuerst das Gemächliche und Zärtliche, obschon noch in einem sehr geringen Grade, an, die Menschen zu verändern. Der Wärme gewohnt, konnten sie die scharfe Luft nicht mehr so gut, wie zuvor, ertragen. Obschon zufolge der Geschichte der Wilden die Menschen von Natur nichts höher liebten, als nackend zu gehen g): so fiengen sie doch in den kältern Ländern an, mehr als zuvor auf Kleider bedacht zu seyn, ungeachtet man fand, daß sie ihnen in der natürlichen Fertigkeit des Gebrauchs ihrer Glieder hinderlich seyn würden. Um sie dem Leibe bequemer und dichte zu machen, fieng man an, zu nähen; die Gedärme und Sehnen waren der Zwirn, und Fischgräten und Dornen die Nähenadeln h). Die menschliche Pracht bestund in einer Thierhaut, von welcher man nicht einmal den Schwanz und den Kopf abgeschnitten hatte. Eine Tracht, die mit der Zeit Gelegenheit zu Märchen von Leuten mit langen Schwänzen,

g) Relation des Caraiber par de la Borde, Ch. 4. und Leri Hist. Navig. in Brasiliam.

h) La Potterie Hist. de l'Amer. Sept. T. 1. L. 3. Taciti German. C. 17.

zen, mit Köpfen auf der Brust, von Satyren, Waldteufeln und andern ungestalten menschenartigen Figuren gab, welche die Natur zu bilden eben so sehr verabscheuet, als unsere Skribenten leichtsinnig sind, sie für glaubwürdig zu halten i). Die Geschichte erzählet; die Menschen, die kein Vieh hatten, hätten sich in Baumrinde k) gekleidet; vielleicht sollte es richtiger heissen, in eine Art daraus verfertigter Zeug, wie es noch bey einigen Wilden gebrauchet wird.

Es ist etwas sehr wunderbares, wenn man aus der Geschichte der Wilden siehet, mit wie wenig sich gleichwohl der Mensch behelfen kann, und daß er, auch in den Ländern, denen die Natur das Nothwendige versaget zu haben l) scheinet, das Nothwendige findet. Ohne Werkzeug, ohne alle andere Hülfsmittel, als nur mit den natürlichen Fertigkeiten des Leibes versehen, scheinet er alle seine Nothwendigkeiten bestritten zu haben. Dennoch liebet man das Gemächlichere, und da es nicht möglich war, die grossen Thiere ohne Instrumente oder Werkzeuge zu fällen,

i) Solini Polyhist. C. 32. 33 Ctesiae Indica. Rhaleigs Reise in Gviana, L'Hist. de la nouv. Trance par Charlevoix. Tom. I. L. 1. Lafitau moeurs des Sauvages, Chap. I. oder allgem. Gesch. von Amerika.

k) Strabo im 11. B. von den Massageten.

l) Dampier am angeführten Orte, und Egede von Grönland.

oder zu bändigen: so fiel man, vermuthlich durch Veranlassung der spitzigen und scharfen Nägel an den Fingern, darauf, sich der schärfsten Zähne der Thiere, an statt der Messer m), ingleichen auch der spitzigen Steine zu bedienen. Man kam hernach dadurch auf den Einfall, nach Art der Mexikaner und einiger wilden Völker, einen Stein auf dem andern so lange zu wetzen, bis der eine am Ende eine Spitze bekam. Diese Steine pressete man in die Zweige oder Aeste der Bäume, und indem diese fort wuchsen, schlossen sie sich so dicht um die Steine, daß man, wenn man hernach die Zweige abbrannte, dadurch eine Axt erhielt, Bäume damit zu fällen, und sich daraus ferner allerhand schlechtes Hausgeräth zu machen. Man gieng hernach immer weiter und weiter. Aus den Muschelschalen bereitete man Spaten, die Erde damit umzugraben; man spitzte die Steinen zu Keilen, aus den Zweigen machte man Hacken, und wenn sie krumm und von harten Holze waren, auch Säbel. Werkzeuge von Holz und insonderheit von Stein waren also der vornehmste Reichthum, wovon der Mensch im ersten Alter der bürgerlichen Gesellschaften etwas wußte. Daß dergleichen in der ganzen Welt und also auch bey uns im Gebrauche gewesen, das beweiset die Menge

m) Rochefort Hist. des Antilles, L. I. Ch 18. von den Eskimaux, und Ch. 12. Art. 4. von den Zähnen des Agouti.

Menge solcher Steine, die wir noch heut zu Tage aus der Erde graben, und die der bequemere Gebrauch des Eisens mit der Zeit verächtlich machte.

§. 33.

Mit spitzigen Knöchlein oder Fischgräten zu angeln, wie die Wilden noch itzt thun, dieses scheinet eine der ältsten Künste gewesen zu seyn. Eine der größten, aber eine, die von keinem geringern Alter, als die andern zu seyn scheinet, und die in den alleraltsten Zeiten die gemächlichere Lebensart überaus sehr befödert hat, war die Kunst, Bogen und Pfeile zu machen. Man weiß aus dem vorhergehenden, wie gut man sich in den allerältesten Zeiten der Därme und Sehnen der Thiere zu Nutze zu machen wußte; eine Sache, die man immer in Händen hatte, mußte gar bald auch in Ansehung ihrer gemeinsten Eigenschaften bekannt werden. Ein Darm, der gespannt ist, springet mit einer verstärkten Kraft zurücke, und theilet diese Kraft allem mit, worauf er stößset. Dieser Erfahrung konnte man sich sehr leicht bedienen, und da sie dem ganzen menschlichen Geschlecht nützlich war, so darf man sich nicht wundern, daß Bogen und Pfeile in der ganzen Welt gefunden werden, auch bey solchen Völkern, die, wie es scheinet, diese Kunst nicht von andern gelernt haben können. Der Vortheil, den man dadurch gewann, scheinet nächst dem Feuer

das

das erste gewesen zu seyn, was den Menschen zu verzärteln anfieng, und welches verursachte, daß er sich hernach seiner natürlichen Fertigkeiten nicht mehr so sehr, wie zuvor bediente. Die heranwachsende Jugend, die den Thieren durch ihre natürliche Kräfte noch nicht Troz biethen konnte, fand darinn ein Mittel, das die Aeltern vermuthlich damals noch verachteten, und eine Gelegenheit, den Erwachsenen alles nach zu thun. Der erste Versuch ward eine Gewohnheit, und die Gewohnheit zur Natur. Der Mensch verlor von Zeit zu Zeit seine Fertigkeit im Laufen und Schwimmen. Es ist unglaublich, wie schleunig die Menschheit sich von dem Gemächlichen einnehmen lässet, und von dem Natürlichen ausartet. Einige Indianer in Chili, die im Laufen den übrigen Amerikanern nichts nachgaben, sind, nachdem die europäischen Pferde sich in diesen Gegenden so sehr vermehret haben, so gemächlich geworden, und haben diese ihre vortrefliche Fertigkeit so sehr vernachläßiget, daß sie es anitzt für eine grosse Mühe halten, 200 Schritte zu gehen n). Es kann also wohl kein Thier sich selbst so ganz ungleich werden, wie der Mensch.

§. 34.

In den allerältesten Zeiten, da die Thiere, so wohl wie die Menschen Herren der Erde gewesen zu seyn,

n) Freziers Reise nach der Südsee. Kap. X.

seyn, scheinen, kann man nicht glauben, daß sie so schwer zu fangen gewesen, als hernach, da sie durch die beständigen Kriege, da man mit ihnen geführt hat, erst wild geworden sind. Die Reisenden versichern, daß auch die Vögel, die flüchtigsten unter den Thieren, auf unbewohnten Inseln, und in Gegenden, wo man ihnen nicht nachtrachtet, fast zahm sind. Je mehr die Menschen sich vermehrten, desto mehr wurden die Thiere verfolget, und folglich auch desto wilder. Man machte daher mit einem Thiere gegen das andere Gesellschaft, und die Natur kam darinn der Kunst zu Hülfe. Einige Thiere sind von sich selbst willig, mit den Menschen in Gesellschaft zu leben, insonderheit die Hunde; man bediente sich derselben gegen andere Thiere, und alle Völker haben gelernt, sich dieses Vortheils mit Nutzen zu bedienen. In den Ländern, wo Pferde zu finden sind, ist es höchstreimlich, daß man gar bald lernte, sie durch die Kunst abzurichten. Hernach haben alle Völker, so bald dieses Thier zu ihnen gebracht ward, sich dessen ungemein geschickt zu bedienen gewußt. Sie sitzen nicht nur ohne Sattel auf dem Rücken des Pferdes, sondern so oft es nöthig ist, hängen oder binden sie sich unter dessen Bauch, um weder im Walde von den Zweigen noch auch von einem sie verfolgenden Feinde beschädiget zu werden o). Auf eine wichtigere Art aber

o) Frezier am angeführten Orte.

wissen auch alle diese Völker sich dieser Thiere nicht zu bedienen. Da der Mensch von Natur nichts so sehr hasset, als schwere Lasten zu tragen, so muß man sich wundern, daß es ihm lange Zeit nicht eingefallen war, sich dazu der Lastthiere zu bedienen. Vor der Zeit, da der Ackerbau einigermassen blühend ward, kann man wohl nicht glauben, daß man sich zu seiner Bequemlichkeit dieses Hülfsmittels bedienet habe. Ein Volk, wie die Wilden, hatten nur wenig fortzuschaffen. Sich auf der Jagd der Falken, Seeraben, Fischottern, Leoparden und anderer Raubthiere zu bedienen, das war ein Werk der Kunst, welche in eine Zeit zu gehören scheinet, da man mehr auf das angenehme als auf das nützliche zu sehen gewohnt ward, und die sich folglich nicht auf den Zustand der Wilden schickt.

§. 35.

Alle diese Hülfsmittel waren dennoch gegen eins, dessen wir uns alle Tage bedienen, nur sehr unwichtig, und man sollte glauben, es würde den ältesten Völkern so gleich eingefallen seyn, wenn uns nicht die Geschichte der Wilden das Gegentheil lehrte. Dieser grosse Kunstgriff bestehet darinn, die Thiere zu zähmen, und ihren Abscheu gegen die Menschen durch den falschen Schein eingebildeter Wohlthaten zu überwinden. Ein Strick, worinn das klügste Thier,

der

der Mensch selbst, sehr leicht gefangen wird, konnte auch gar bald ein unvernünftiges Thier fesseln; und es ist sonderbar, daß die meisten wilden Völker nicht gewußt haben, sich dessen gehörig zu bedienen. Die Neigung, die man in der Jugend fühlet, mit den Thieren zu spielen, hätte die erste Veranlassung seyn können, sie zu zähmen; indem nichts leichters erdacht werden kann, als sich ihrer Jungen zu bemächtigen, sie aufzufüttern, und von ihnen die ersten Hausthiere, den Stamm der folgenden, aufzuziehen; vornehmlich, da die Kälber des Hornviehes, wie einige berichten p), so leicht zu fangen sind, indem, wenn man eine wilde Kuh geschossen hat, das Kalb überall nachfolget, wohin man die todte Mutter führet, und sich alsdann mit den Händen und ohne Mühe greifen und zähmen lässet. Eine solche zahme Kreatur zu unterhalten, dieses war hernach keine schwere Sache, zumal in den Ländern, wo das Gras das ganze Jahr hindurch überflüßig wächst; dennoch machen sich solches die wenigsten Wilden zu Nutze. Hieraus siehet man, wie schwer es ist, ohne weitere vorhergegangene Erfahrung von dem, was seyn könnte, auf das Würkliche richtig und ohne Irrthum zu schliessen. Man sollte glauben, es wäre die Kunst, die Thiere zu zähmen, weit leichter, und hätte folglich eher erfunden werden sollen, als die andere weit grössere, die zum

p) Hennepin am angeführten Orte.

Ackerbau gehöret; dennoch aber sollte man, zufolge dessen, was man bey den Wilden siehet, fast glauben, die Thiere wären zuerst dießfalls zahm gemacht worden, um Mitarbeiter des Menschen beym Feldbaue zu seyn. Man hat sich daher auch in den ältsten Zeiten niemals des Hornviehes zur Speise bedienet; sondern man suchte vielmehr bey allen Gelegenheiten dem Untergange desselben, auch durch ordentliche Gesetze, vorzubeugen. Derjenige, welcher zu Athen unter der Regierung des Erechtheus den Göttern das erstemal einen Ochsen schlachtete, ward über diese vermessene That, so bestürzt, daß er dem Augenblick darnach die Flucht nahm, und sich selbst landflüchtig machte q). Ein Egypten stellte die Gottheit selbst unter dem Bilde eines Ochsen vor, und noch itzt kann in Indien kaum etwas höhers oder heiligers gedacht werden, als eine Kuh; zu sterben mit dem Schwanze dieses Thieres in der Hand, wird daselbst für ein sichres Mittel angesehen, nach dem Tode in den Himmel des Bramah zu kommen. Eine so elende Veranlassung haben oft die Meynungen gehabt, die hernach die heydnische Welt, nachdem sie den Ursprung derselben vergessen, für die allerheiligsten und wichtigsten angesehen haben. Auch unsere alten nordischen Völker selbst scheinen hohe Gedanken vom Hornviehe gehabt zu haben; wie man denn nicht

ohne

q) Lausan. Attica. C. 28.

ohne Grund annehmen kann, daß so wohl die Gallier als die Cimbern demselben eine Art der Verehrung zugestanden haben r).

§. 36.

Daß die zahlreichsten bürgerlichen Gesellschaften ohne Ackerbau bestehen können, dieses beweisen in den ältern Zeiten s) verschiedene Scythische Völker, in den neuern und noch in unsern Zeiten aber die Tartarischen. Daß sie aber ohne beyde, nämlich ohne Ackerbau und Viehzucht aufrecht erhalten werden könnten, dieses würde man vielleicht für unmöglich gehalten haben, wenn nicht einige Reisende solches von einigen wilden Völkern als Augenzeugen erwiesen hätten t). Man muß gestehen, daß diese letzten oft Noth leiden, doch aber ungleich weniger, als man denken sollte. Daß ihnen zuweilen das Benöthigte mangelt, dieses scheinet insonderheit aus ihrer Unvorsich-

r) Plutarchus in Mario und Arnkiel in der Cimbrischen Heydenreligion im 21. Kap. Banier in der Götterlehre von dem Taurus Trigaticanus der Gallier. Jablonsky Pantheon Ægypt. L. 4. C. 4.

s) Herodotus von den Scythen. Vojages au Nord, Tom. 10. von den Tartern. Pelloutier Hist. des Celtes. L. 2. Ch. 2.

t) Champlain Vojage, L. 2. Relation de la Baie de Hudson. Vojages du Nord, Tom. 5. Göttingische Reisen Th. I. in der Reise nach Hudsons Meerbusen.

vorsichtigkeit zu entstehen, indem sie ihre wenigen Nahrungsmittel weder gehörig einsammlen, noch sparsam genung damit umgehen.

§. 37.

Der Kornbau scheinet also bey einigen Völkern älter gewesen zu seyn, als die Kunst, das Vieh zahm zu machen. Die grosse Wissenschaft, das Feld zu bauen, und dadurch Kräuter und Pflanzen zu aller möglichen Vollkommenheit zu bringen, wird mit Recht für die erste Grundlage von allem, was man in der Menschheit groß nennen kann, angesehen. Man hat also grosse Ursache gehabt, in den alleraltesten Zeiten die Namen derer zu verewigen zu suchen, die durch eine so grosse und nützliche Erfindung der Menschheit aufgeholfen haben. Zum Unglück aber giengen sie in ihrer Ehrerbietigkeit allzuweit. Ein Aegypten setzte aus dieser Ursache seine Isis, ein Phönicien seinen Dagon, ein Griechenland seine Ceres unter die Zahl der Götter. Inzwischen ist es doch gewiß, daß die Wissenschaft, das Feld zu bauen, und das Korn zur Speise zuzurichten, nicht das einzige war, was die Menschheit zu einer gewissen und dauerhaften Vollkommenheit bringen konnte. Die wilden Völker, die in unsern Zeiten den Feldbau mit Fleiß besorgen, sind doch gewissermassen größtentheils umschweifende Völker. Sie ziehen nach einigen Jahren

ren mit ihren Hütten weiter, weil sie der Erde das, was sie verloren hat, durch den Dünger wieder zu geben nicht verstehen, und daher gezwungen werden, so bald das Land ausgezehret ist, weiter zu ziehen. Ansehnliche Gebäude, beständig zu bewohnende Gegenden und die gemächliche Lebensart, die allein im Stande ist, Wissenschaften und Künste zu befördern, erfoderten aus dieser Ursache, ausser der allgemeinen Kenntniß vom Getraide, daß man auch verstehen mußte, Grund und Boden zu düngen; dieses letzte aber war nicht möglich, so lange man nicht wußte, das Vieh zu zähmen. Man muß also sagen, daß zwar der Ackerbau überhaupt, zugleich aber auch die Kunst, sich des Viehes und des Düngens zu bedienen, die ersten recht grossen Schritte gewesen sind, die man zur Aufnahme der Menschheit und zu ihrer würklichen Vollkommenheit gethan hat. Eine Sache, welche die ältern Zeiten so gut zu beurtheilen wußten, daß ein Rom sich nicht schämte, seine größten Feldherren von Pfluge zu nehmen, und die noch itzt in China so hoch geschäzet wird, daß auch der Kaiser selbst an einem gewissen Tage in einem jeden Jahre mit eigener Hand einige Furchen pflüget, um den Landmann aufzumuntern, und zu zeigen, daß der Ackerbau eine der wichtigsten und ehrwürdigsten Verrichtungen in der Menschheit ist.

§. 38.

Da alle wichtige Erfindungen und Entdeckungen auf die einfältigste Art anfangen; und hernach mit den langsamsten Schritten, und durch beständige Verbesserungen fortgehen, bis sie endlich ihre rechte Höhe erreichen: so kann man auch nicht daran zweifeln, daß der Ackerbau erst nach und nach erfunden, und immer verbessert worden ist. In den Zeiten, als man noch Eicheln von den Bäumen aß, da man Nüsse, Kastanien und andere dergleichen Baumfrüchte, die sich zum Vorrathe lange halten konnten, einsammlete, bekam man dadurch den ersten Gedanken von der Art, wie und wovon sich die Pflanzen vermehrten, indem man bemerkte, wie die Bäume aus ihrem Saamen aufwuchsen; ein Gedanken, der den Weg zu einem andern bahnte, nämlich selbst zu säen; welches letztere endlich den Grund zum Ackerbaue legte. Es ist reimlich, daß man mit der Anlegung der Gärten anfieng, ehe man es wagen dorfte, ganze Felder zur Besaamung auszureuten. In den Gärten hatte man vermuthlich zuerst allerley Arten von Wurzeln und Erdgewächsen, die aus der Wurzel fortgepflanzet werden, gebauet, hernach gewisse Arten jährlicher Pflanzen, die aus Saamen aufwachsen, und ansehnliche Früchte über der Erde bringen, als Melonen, Kürbisse und dergleichen. Je mehrere und überflüßigere Nahrung in den Früchten war, je grös-

sere Hoffnung man sich machen konnte, einen augenscheinlichen Vortheil durch seine Arbeit zu gewinnen, ein desto ernstlicheres Nachdenken müssen, wie man sicher glauben kann, alle diese Dinge bey einer Menge von Leuten gemacht haben, die anfiengen, Noth zu leiden; da hingegen unsere itzt gebräuchliche Arten von Getraide, deren Saamen nur klein und unansehnlich ist, keinesweges den augenscheinlichen Nutzen versprachen, den man in den ältsten Zeiten nöthig hatte, um das Volk dießfalls aufzumuntern, die Erde zu bauen. Man darf nicht glauben, daß der Nutzen der Erdfrüchte, weil er uns nicht recht bekannt ist, geringer sey, als des Getraides; es geben vielmehr der Maniok und die Patates der Wilden eine so ansehnliche und reiche jährliche Aerndte, daß sie für eben so wichtig gehalten werden könnten, insonderheit da sie in einem ungünstigen Sommer keinesweges so leicht fehlschlagen, wie die gewöhnlichen Arten des Getraides. Aus dem ersten solchergestalt gemachten Versuche hatte man gelernt, daß eine sprödere und besser gereinigte Erde reichere Früchte trüge, als eine festere und unreine. Mehr hatte man nicht nöthig einzusehen, was zu einem Anfange des ordentlichen Feldbaues erfodert wird; indem alle Arten Hülsenfrüchte, als Erbsen, Bohnen und dergleichen nach dem, was ich schon angemerket habe, die ersten Früchte scheinen gewesen zu seyn, die man anfangs zu bauen angefangen hat,

denen hernach das Getraide folgte. Das, was noch zu unsern Zeiten unter den Wilden geschieht, scheinet diese Aufnahme des Ackerbaues zu beweisen. Diejenigen dieser Völker, welche kein Getraide säen, bemühen sich doch insgesamt, nach der Beschaffenheit ihrer Himmelsgegend, die andern angemerkten Arten von Erd- und Feldfrüchten zu pflanzen und zu erzeugen.

§. 39.

Diejenige Art von Getraide, welche, wie man mit Grund muthmassen kann, von den ältsten Völkern zuerst zu bauen angefangen worden, ist wohl der so genannte türkische Waitzen oder der amerikanische Mais gewesen, weil er unter allen Arten von Getraide die größte und die volleste ist, auch zwo bis dreyhundertfältige Früchte bringet, und endlich die einzigste, deren sich alle wilde Völker bey ihrem Feldbaue befleißigen. Es scheinet u), als ob man in den alten Nachrichten einige dunkle Beweise fände, daß diese Art von Getraide auch ausserhalb Amerika in den ältsten Zeiten die vorzüglichste Art gewesen sey. Ich sage damit nicht, als hätten diese Wilden einige Kenntniß von andern Getraidearten gehabt, weil sich die nordwestlichen Völker in Nordamerika des wilden Habers häufig bedienen; aber so, wie er von sich selbst wächst;

u) Allgem. Gesch. von Amerika, 7. Hauptst.

wächst; und sie halten es nicht der Mühe werth, dieser so kleinen Körner wegen die Erde zu bearbeiten. Was unsere Arten von Getraide betrift, welche aus den angeführten Ursachen bey den wilden Völkern noch nicht gebräuchlich geworden sind: so will ich davon nur dieses anmerken, daß, ob man schon Ursache zu denken haben kann, es könnten die Grasarten, woraus sie gezogen sind, die noch itzt gemeinen und ohne sonderliche Aehren aufwachsenden gewesen seyn, man doch zuverläßig glauben kann, daß aus einem glücklichen Zufalle die ältsten Völker einige Aehren von ansehnlicher Vollkommenheit gefunden haben, von denen nichts anders als die merkliche Grösse des Saamens sie überredet habe, die erste Art von Getraide zu pflanzen. Vielleicht sind unsere Arten unter die besondern Abweichungen zu rechnen, die die Natur zuweilen in allen, was Saamen trägt, zu lieben scheinet. Auf diese Art bringt der Saamen von kleinen und gemeinen Blumen zuweilen grosse und doppelte oder gefüllte, die mit Recht das Auge einzunehmen scheinen, ob sie schon in ihrer Art bloß für eine Ausartung anzusehen sind. Eine eben solche aber für den Menschen glückliche Ausartung war vielleicht die erste Aehre, deren Fortpflanzung durch den Ackerbau in einer so unglaublichen Menge hernach den andern Pflanzen ihr Recht zu wachsen benommen hat. Daß sonst unsere itzt gebräuchliche Arten des Getraides

des nicht alle zuerst erfundene und uralte Arten sind, das kann man mit guten Gründen glauben. Alles was besser, wohlschmeckender und reicher im Wachsthum befunden worden ist, hat hernach die zuvor gebräuchlichen verdrungen; daher ist es nicht eben sehr lange her, und nicht ohne verschiedene glückliche Begebenheiten und Versuche geschehen, daß unser Ackerbau auf den itzigen Fuß gesetzet worden ist.

§. 40.

Und dieses ist in Ansehung der zur Bearbeitung der Erde gehörigen Werkzeuge wie auch in Ansehung der Arten von Getraide selbst nicht weniger gewiß. Das älteste Werkzeug, das beym Ackerbau bekannt ward, bestund in einem am Feuer gehärteten Stecken, oder in einem Ochsenhorn, oder in einem in der Gestalt einer Hacke gekrümmten Holtze, dergleichen noch itzt die Wilden sich bedienen. Man kann daher mit allem Recht sagen, der Ackerbau habe sich zuerst in den Ländern angefangen, wo die Erde leicht zu bearbeiten war. Ohne Zweifel dauerte es sehr lange, bis man ein dem Pfluge ähnliches Werkzeug im Stand brachte; ein Werkzeug, von dem einige der ältsten Völker geglaubet haben, es wäre als ein Geschenk der Götter den Menschen zum besten von Himmel gefallen v); gleichwohl kann man nicht glauben, daß

v) Herodotus 4. L.

daß der Pflug in den ältsten Zeiten etwas anders gewesen, als ein hartes gekrümmtes Holz, das man am Ende in der Gestalt eines Keiles ausgehauen hatte.

§. 41.

Das menschliche Geschlecht hatte also durch den Ackerbau einen ansehnlichen Vortheil gewonnen, wodurch man geschickt ward, die herumschweifende Lebensart in einem beständigen Aufenthalt an gewissen Gegenden zu verändern. Es mangelte aber noch eines der allerwichtigsten Hülfsmittel, so lange man die Metalle noch nicht entdeckt hatte, die man mit Recht das Beste und das schlimmste der menschlichen Güter nennen kann. Ohne deren Hülfe scheinet der Ackerbau selbst noch höchstunvollkommen gewesen zu seyn. Man kann auch keinesweges glauben, daß sie ohne derselben ansehnliche Gebäude aufführen konnten. Die Künste mangelten, so lange noch Kupfer und Eisen unbekannt waren, und also dasjenige, wodurch sie würksam werden sollten; kurz, ohne sich der harten Metalle bedienen zu können, hatten sie noch gebundene Hände, und noch niemand hatte den glücklichen Gedanken erfunden, diesem Mangel abzuhelfen. Würklich scheinet der grosse Unterschied zwischen den Einrichtungen der Wilden und den unsrigen insonderheit daher entsprungen zu seyn; daß die Wilden weder das Hornvieh zahm zu machen, noch sich die geringern

Metalle zu verschaffen wußten, ungeachtet dergleichen Minern, woraus sie gezogen werden konnten, häufig bey ihnen vorhanden waren. Gold und Silber sind so leicht zu kennen, daß man sich nicht wundern darf, daß die meisten wilden Völker damit bekannt waren, und sich dieser kostbaren Erzarten insonderheit des ersten zu bedienen wußten. Gold findet man fast in der ganzen Welt und zwar gediegen in dem Flußsande; man findet es in verschiedenen Ländern oben in der Erdrinde und an den Wurzeln der Berge, insonderheit nach einem starken Regen so überflüßig, daß man denken sollte, diese Länder hätten überall eine schwache Goldader in ihrer Erdfläche. Es war, ohne die Minen zu öffnen, gar leicht zu sammeln, und hernach zusammen zu schmelzen; es ist also darinn keine Schwierigkeit zu finden, wie man zuerst auf das Gold fallen konnte, auf dieses glänzende Metall, da die Menschen, auch in dem wildesten Zustande, sich doch ein Vergnügen daraus machen, ihre Person zu schmücken. Mit dem Silber kann man vermuthlich auch nicht lange unbekannt geblieben seyn, weil es ebenfalls in reinen Klumpen oder gediegen oft in grosser Menge am äussersten der Berge und der Erdfläche gefunden wird. Da man aber in den alleráltsten Zeiten, als die Welt noch ungefehr in dem Zustande war, wie noch itzt die Wilden sind, Waaren um Waaren vertauschte (wenn man sonst damals schon Handlung

trieb),

trieb), und keinesweges daran dachte, aus Gold und Silber eine gangbare Münze zu machen: so konnten diese Metallen, die, so viel man weiß, sich nicht härten lassen, ganz und gar nicht solche ansehnliche Dienste thun, wie die härtern, obschon nach unserer Art zu denken, weit geringern nämlich Kupfer und Eisen. Was das Kupfer betrift, da es, wie die vorigen, obschon seltener, gediegen gefunden wird: so scheinen so wohl die wilden Völker, als die ältsten Zeiten, sich dadurch damit bekannt gemacht zu haben; allein wenige x) verstunden, dieses Metall zu schmelzen (denn es ist oft am schwersten zu behandeln, und recht und rein aus seiner Miner zu ziehen), oder nach Peruanischer Art zu härten, und es dadurch an Statt des Eisens zu gebrauchen. Man siehet also daraus, daß der erste Gedanken von einer Sache insgemein manche glückliche Unterstützung oder Anweisung aus den Umständen nöthig hat, bis sie auf den wahren und grossen Gebrauch der Dinge leiten kann. Man findet das Eisen noch weit seltener gediegen, als das Kupfer, obschon keine andere Erzart so überflüßig in der Erde vorhanden ist, als diese. Man darf sich daher nicht wundern, daß die meisten wilden Völker von diesem nützlichen Metalle ganz und gar nichts gewußt haben, und die wahre Ursache, warum man in der uralten Welt gleichwohl hinter den Nutzen des Eisens so bald

x) Benson. nov. orb. Hist. L. 2. C. 17.

bald gekommen ist, obschon der Gebrauch des Kupfers weit älter war y), scheinet darinn zu bestehen, daß man damals den Gebrauch des Feuers weit mehr eingeführt hatte, als bey den itzt bekannten wilden Völkern. So bald man angefangen hatte, das Vieh zahm zu machen, und sich dessen zum pflügen zu bedienen; so dachte man auf gewisse Niederlassungen und auf ansehnliche Gebäude, und folglich darauf, Ziegel zu streichen und zu brennen. Weil nun dadurch gewisse Eisenerzte leicht in Fluß zu bringen sind, so scheinet unter diesen Arbeiten das Eisen eben so leicht bekannt geworden zu seyn, entweder daß selbst die Oefen zufälliger Weise von so reichen Minern, von welchem hundert Pfund 80. bis 90. Pfund Eisen geben, aufgeführt gewesen sind, oder daß man aus Unwissenheit falsche Materien und unter andern eisenhaltigen Leimen, zum Ziegelstreichen erwählet hatte. Doch die Ursache kann nun gewesen seyn, welche es wolle: so kann man doch gar leicht glauben, es habe der beständige Umgang mit dem Feuer diese wichtige Entdeckung veranlasset, entweder durch einen glücklichen Zufall, oder durch einen glücklichen Irrthum, weil das

y) Lucret. L. 5.

Posterior ferri vis est aerisque reperta,
Et prior aeris erat quam ferri cognitus vsus.
Aere solum terrae tractabant, aereque belli
Miscebant fluctus. -- --

das Glück der Menschen gar oft durch beydes gleich gut befördert wird. Von den eigentlich so genannten Wilden sind die Hottentotten die einzigen, die das Eisen zu bearbeiten verstehen, und die Art und Weise, wie sie mit diesem Metall verfahren, zeiget, wie wenige Anstalten die älteste Welt nöthig hatte, um auch in diesem Vorfalle, der der schwerste zu seyn scheinen könnte, sich zu helfen z). Sie graben bloß zwey Löcher in die Erde, das eine tiefer, als das andere; in das oberste, als in ihren eigentlichen Ofen werfen sie einiges Holz nebst den Eisenminern, welche letztere durch die Flamme des brennenden Holzes geschmolzen werden. Auf dem Ofen ist eine Oeffnung, durch welche das geschmolzene Metall heraus und niederwärts in das andere Loch läuft, wo sie es kalt werden lassen. Darauf schlagen sie das Eisen mit einem Steine in Stücken, ungefehr von der Grösse, wie sie sie hernach zu verarbeiten gedenken. Diese Stücken klopfen, feilen und polieren sie lange auf dem Steine; und man versichert, daß dieses solchergestalt verarbeitete Eisenzeug ofters so wohl gemacht ist, daß es unsere Schmidte nicht besser sollten machen können.

§. 42.

Die größte Hauptveränderung, welche durch den Ackerbau, durch die Kunst das Vieh zu zähmen, und

z) Kolbe 2. Th. 15. Brief.

und die Metalle aus Nutzen zu bearbeiten, in dem menschlichen Leben vorgegangen zu seyn scheinet, war unstreitig diese, daß die unstäte Lebensart aufhörte, und man sich entschloß, und anfieng, in gewissen Gegenden zu leben. Die natürlichen Fertigkeiten des Leibes und der Sinne fiengen nunmehr vermuthlich an, sich zu verlieren, weil man sie nicht mehr so wohl gebrauchte, wie zuvor und sie auch nicht mehr so sehr nöthig hatte. Es ist nicht leicht möglich, daß der Mensch alle seine Vortheile auf einmal beysammen behalten kann. So lange die herumschweifende Lebensart fortdauerte, so lange waren unzweifelhaft die Stärke des Leibes und die Gesundheit nebst allen Sinnen weit vollkommener, als hernach. Man findet davon ein merkwürdig Beyspiel in der Vergleichung, die Cäsar a) zwischen den Galliern und Deutschen macht. Diese letzten lebten vollkommen auf dieselbe Art, wie die Wilden unserer Zeiten; die ersten hingegen näherten sich den Einrichtungen gesitteter Völker gar sehr; inzwischen waren die Deutschen bey den Galliern in solchem Ansehen, daß diese es auch nicht einmal wagen dorften, mit den schwächsten unter jenen anzubinden, obschon diese wieder behaupteten, die Götter selbst könnten den andern ihrer Landsleute nicht widerstehen. Ausser dieser Veränderung haben obbemeldte Verbesserungen im menschlichen Leben eine andere noch grössere

a) Caesar de bello gall. L. 4. und 6.

grössere eingeführt, nämlich, daß man darauf gefallen ist, besondere Güter eigenthümlich zu besitzen; ein Einfall, der unstreitig mit unzählichen Vortheilen auch unzählige Laster und alles Unglück in die Welt gebracht hat, das in den gesitteten Staaten das Leben mitten in der Wollust verbittert; daher auch Lykurg mit allem Fleisse sich bemühte, so viel es möglich war, der Begierde, Güter zu erwerben, durch die Gesetze, so er seinen Spartanern gab, zuvor zu kommen, damit sie von keiner andern Liebe etwas wissen sollten, als nur allein von der Liebe des Vaterlandes. Eigene Güter waren doch keine nothwendige Folge des Ackerbaues; man hätte, nach Art der wilden Völker, noch immer alles gemeinschaftlich haben können; und das Beyspiel derselben beweiset, daß der Ackerbau, wenn er auch ziemlich weit getrieben ist, doch bestehen kann, ohne daß es nöthig sey, sich dießfalls die Früchte oder Grund und Boden als ein besonderes Eigenthum zuzueignen. Alle diese Völker wissen ganz und gar nicht, was es heisset, ein Herr eines gewissen Grundes zu seyn. Viele derselben sammeln eine ganze Aerndte in eine gemeinschaftliche Scheune ein, nachdem sie das Land mit vereinigten Kräften bearbeitet haben, und ein jeder hohlet hernach so viel, als er nöthig hat, aus diesem Magazin der Nation ab. Hingegen andere, die, ein jeder das Seinige, zu sich nehmen, halten es doch nicht für das Ihrige, sondern

für

für einen Schatz, den sie für die ersten Nothleidenden in Verwahrung haben, denen sie auch den letzten Bissen gutwillig mittheilen, ob sie schon oft voraus sehen, sie werden des folgenden Tages selbst Mangel leiden; und vielleicht müssen sie dieser Freygebigkeit wegen hernach würklich Noth leiden. Nichts ist rührender, als aus ihrer Geschichte zu sehen, wie ungern einer dem andern beschwerlich fällt, wie bereitwillig diejenigen, die etwas besitzen, sind, denen Nothdürftigen die Hand zu reichen, so bald sie Lebensmittel nöthig haben, wie sie aus ihren Häusern oder Kabanen gehen, ohne sie zu verschliessen, und doch des Ihrigen so versichert sind, es mag nun in ihrer Abwesenheit ein Freund oder Feind einen Besuch bey ihnen abstatten, als ob die Häuser mit der stärksten Wache bewachet würden. Ich will itzt nicht auszumachen suchen, ob diese Art der Haushaltung in sehr grossen Staaten bestehen könnte, auch nicht untersuchen, in wieweit diese letzten ein Glück der Welt gewesen sind; ich will bloß erinnern, daß man überhaupt diese Lebensart dieser Wilden und der ältsten Zeiten der Welt hätte beybehalten können, ohne die Glückseligkeit dieses Lebens und den grossen Unterschied unter Mensch und Mensch in den Besitz eigenthümlicher Güter zu setzen. Wenn zugleich der Krieg, dieses grosse Unglück der Menschheit hätte unbekannt bleiben können, so hätte auch der Zustand der ganzen Welt ferner eben derselbe

bleiben

bleiben können, so wie man ihn noch itzt unter den Wilden findet; nämlich, wenn ein jeder, indem er für sich gearbeitet hätte, zugleich für alle andere im Staate und für das gemeine Beste gearbeitet hätte. Die ganze Menschheit wäre nichts anders als eine einzige glückliche Gesellschaft geworden. Mildthätigkeit wäre eine Pflicht gewesen, Misgunst, List und Verschlagenheit sich andere zu bemeistern aber unbekannte Namen geblieben. Wenn man mit seinen eigenen Verrichtungen fertig gewesen wäre, so hätte man sich ein Vergnügen daraus gemacht, nach Art der Wilden seinem Nachbar zu helfen. Bey der Arbeit hätte man vorzüglich auf das nöthige und nützliche gesehen; nach der Arbeit hätte man sich zu ergetzen gesucht; und ein genügsames Gemüth hätte gemacht, daß man des Lebens recht hätte geniessen können. Unschuld wäre statt aller Gesetze gewesen; Einigkeit und Mangel an unsern meisten Lastern hätten die Welt glücklich gemacht; der Stand und die Umstände eines jeden wären in dem Wesentlichen immer einerley geblieben. Selbsterhöhung, lächerlicher Muth, unbillige Verachtung anderer und unzählige andere Fehler hätten ganz und gar gemangelt, wenn nicht die Liebe zu eigenthümlichen Gütern, als der fruchtbare Grund, woraus fast alle Fehler und Laster entspriessen, die Hauptsache des menschlichen Lebens geworden wäre. Die vielen Vortheile, die solchergestalt aus den Ver-

fassungen der wilden Völker fliessen, haben daher sehr oft gemacht, daß, ungeachtet alles dessen, was man an ihrer Lebensart mit Recht aussetzen kann, die Europäer, die gewohnt sind, unter ihnen zu leben, diese letzten weit besser und glücklicher befunden haben, als ihre eigene; da hingegen die Wilden mit der größten Schwierigkeit dahin zu bringen sind, an der unsrigen Geschmack zu finden. Sie sehen insgemein die Europäer für das treuloseste und eitelste Volk auf der Welt an, für ein Volk das man fürchten, aber weder lieben noch ehren muß.

§. 43.

Ich will mich dabey nicht aufhalten, um zu zeigen, wie unsere gegenwärtigen bürgerlichen Einrichtungen größtentheils ihren Ursprung aus der Hochachtung genommen haben, die man hernach mit der Zeit für seine eigenthümlichen Güter bekam, weil solches nicht dazu gehört, die Verfassungen der Wilden besser zu verstehen. Ich will nur sagen, daß sich mit den Gütern die Nothwendigkeiten der Menschheit vermehrten; sie beförderten aber auch die Künste, und diese wieder jene. Ein Volk, das wenig nöthig hat, braucht nicht viele Künste, und wo die Anzahl der Künste geringe ist, da sind auch der Nothwendigkeiten insgemein nur wenige. Die Natur ist für alle ihre Geschöpfe in ihrer Anlage so billig gewesen, daß sie jederzeit das

Würk-

Würklich-Nöthige ohne Mühe finden. Man siehet dieses am besten daraus, weil die, auch in unsern Augen armseligsten, Völker solches für einen schlechten Tausch halten, wenn sie ihr Vaterland mit andern tausendmal überflüßigern und glücklichern Ländern vertauschen müssen. So wenig stimmet das Würkliche in der Natur mit dem, was wir unserer Einbildung nach dafür ansehen, überein. Die Wilden verachten unsere Gemächlichkeiten, weil das, was wir ein Leiden nennen, ihnen ein Vergnügen ist. Sie verachten unsere weiche Betten, weil sie auf einer Bank, die mit ein paar Matten belegt ist, am süssesten schlafen, und glauben, man müsse den Schlaf für schäzbarer halten, als das Bette. Wenn sie die Europäer bauen sehen, so verwundern sie sich darüber, daß man ewigdaurende Gebäude aufführen will, da das Leben doch so kurz ist, und der Bauherr oft stirbt, noch ehe er sein Haus fertig hat; und sie besitzen darinn eine Zärtlichkeit mehr als wir, daß sie in keinem Hause wohnen wollen, worinn ihre liebsten Freunde gestorben sind. Man muß gestehen, daß sie in elenden Hütten wohnen, daß ihre Mahlzeiten so einfältig sind, als sie nur seyn können; die meisten haben nichts anders zu trinken, als Wasser; ihr ganzes Hausgeräthe bestehet aus ein paar Bänken, einigen thönernen Gefässen, einigen Tonnen von Baumrinde, einigen Matten und bey denen, die am besten eingerichtet

sind, noch aus einigen Hangematten. Sie geniessen aber auch bey allem diesen einer unverrückten Gesundheit, leben lange, sind stark und frisch, geniessen, was sie haben, mit Lust und Freude, halten alles, was ihnen vorkommt, für wohlschmeckend, und waren würklich glücklich, so lange sie nichts bessers kannten, weil sie meynten, niemand könnte glücklicher und besser leben, wie sie. Uebrigens haben sie unter sich eben so viele vergnügte Stunden, als wir vielleicht mitten in allen unsern grossen Gütern verdrießliche und sorgenvolle; sie waren also zu ihrem Glücke in demjenigen Theile des Künstlichen unwissend, welcher die Menschheit mit unnatürlichen Nothwendigkeiten belästiget, und gewissermassen weniger glücklich gemacht hat, bloß weil sie sich nach einem allzugrossen Glücke sehnete.

§. 44.

Ob es schon schwer ist, zu bestimmen, was die meiste Verwunderung verdienet, entweder die Künste selbst, oder die Kunst, sie alle entbehren zu können: so ist es doch inzwischen keinesweges meine Absicht, den wilden Völkern dießfalls einen Vorzug vor uns oder ein Verdienst mehr zu ertheilen, weil sie in den Künsten ganz unwissend sind; es ist vielmehr das Ansehen der Künste allzuwohl gegründet. Sie machen den menschlichen Begriffen allzugrosse Ehre, und bringen

bringen den bürgerlichen Einrichtungen einen allzu wesentlichen Nutzen, als daß jemand auf die ungereimten Gedanken sollte fallen können, dasjenige verkleinern zu wollen, was unter das Höchste und Schätzbarste in der Menschheit gerechnet werden muß. Dasjenige in den Künsten, was dazu dienet, die Vernunft zu regieren, und alles ausserhalb und rings um uns solchergestalt einzurichten, daß der Leib nicht verhindert wird, ein nützliches Werkzeug des Gemüthes zu seyn, alles das kann niemals genug geehret werden; das hingegen, was zu nichts wieder dienlich ist, als nur das Auge und den Geschmack zu kitzeln, das, was bloß die Wollust vermehret, den Menschen verzärtelt und schwächer macht, alles das ist keinesweges, am wenigsten in einem sehr hohen Grade, im bürgerlichen Wesen vortheilhaft, und es sollte vielmehr, wo es sonst von dem übrigen zu trennen wäre, jederzeit, so viel als möglich, eingeschränkt werden. Die Wilden selbst wissen von dem Nützlichen in unsern Künsten allzu vortheilhaft zu urtheilen, als daß sie sich selbige nicht wünschen sollten. Sie hatten auch würklich in einigen eine Art eines Anfangs gemacht, aber doch, in Ansehung aller, noch einen weiten Weg zurücke zu legen, ehe sie die Vollkommenheit darinn hätten erreichen können, die man sich im menschlichen Leben unter allen Umständen wünschen sollte.

§. 45.

Um aber die Künste in ihrem ersten Anfange zu sehen, so, wie sie noch in unsern Zeiten bey den Wilden gefunden werden, wird es nothwendig seyn, wieder zurück zu gehen, und einen Blick auf den ältsten Zustand des Menschen zu werfen. Wir verliessen ihn in den wärmern Ländern nackend, in den kältern gekleidet in Thierhäute, so wie sie den Thieren abgezogen waren. Man darf nicht daran zweifeln, daß man in den Ländern, wo man keine Kleider nöthig hat, lange Zeit unbekleidet nach Art der Wilden geblieben ist; je größer die Unschuld war, desto weniger dachte man daran, den einen Theil des Leibes mehr als den andern zu verbergen. Die Wilden, die ganz nackend gehen, sind in dem Umgange unter beyden Geschlechtern die züchtigsten, und diejenigen unter ihnen, welche die Theile des Leibes bedecken, die die Scham und der Mangel an Unschuld, nicht erlauben, entblößet zu lassen, thun solches mehr darum, weil sie einen Zierrath darinn finden, als einer unordentlichen Begierde zuvor zu kommen. In den kältern Ländern hingegen wurden die Kleider beständig in eben demselben Grade nothwendiger, als man sich an bessere Häuser und an grössere Gemächlichkeit gewöhnte. Da es in den alleraltesten Zeiten gebräuchlich gewesen, wie wir bald sehen werden, den Leib mit Fett und Oel einzuschmieren, so konnte man daraus gar leicht erfahren,

erfahren, daß eine Haut, die lange getragen, und folglich mit Schweiß und Fett durchdrungen war, geschmeidiger und bequemer zu gebrauchen ward, als eine rohe und ungetragene; mehr hatte man nicht nöthig, auf die Kunst zu fallen, das Leder zu Kleidern zu bereiten. Die Wilden verstehen daher auch diese Sache vollkommen wohl; sie legen die Häute ins Wasser, glätten sie, schmieren sie mit dem Gehirn und Fett von Thieren ein, wovon sie vollkommen geschmeidig werden, und hängen sie hernach in den Rauch; davon nehmen sie eine Art der Glasur an, und können hernach das Wasser desto besser aushalten. Dieses letzte mußte man in der ältsten Welt ebenfalls gar bald aus Erfahrung gelernt haben, da die Häuser ohne Zweifel von eben der Beschaffenheit waren, wie die Häuser der itzigen Wilden, nämlich jederzeit voller Rauch. Eine grosse Unbequemlichkeit, die die Bauart dieser Völker mit sich bringet.

§. 46.

In Amerika findet man viele Ochsen, die ordentliche Wolle wie die Schaafe bey uns und in den andern Welttheilen haben. Die Weiber der Wilden machen daraus ein Art Zwirn, den sie mit den Fingern über dem Kniee drehen, und hernach zusammen flechten; doch bedienet man sich des daraus gemachten Zeuges nicht zu Kleidern, sondern bloß zu Säcken. In

den Ländern, wo Baumwolle wächst, verstehen die Weiber sehr wohl, sie aus den Hülsen der Kerne zu sammlen, und vom Saamen zu reinigen, um davon Hangematten zu machen, den Zwirn oder das Garn aber verfertigen sie überall auf die vorerwähnte Art; Sie wissen ebenfalls aus der Baumrinde, aus wilden Hanfe, und aus andern Pflanzen Zwirn zu machen, nachdem sie diese rohe Materien vorher ins Wasser geleget haben, um darinn aufgelöset zu werden b); doch machen sie nur in wenigen Gegenden Zeug zu Kleidern aus diesem Garn, denn sie würken insgemein nur Säcke daraus. Man kann dadurch auf die Muthmassung fallen, daß die Weberkunst in der Welt älter ist, als die Kunst zu spinnen. Die erste ist auch würklich simpler als die letzte, weil man leichter darauf fallen konnte, als einen Faden nach einer beständigen Ordnung zwischen andere einzureyhen, damit er seine gehörige Haltung bekommen kann. Die Art der Wilden zu weben, oder eigentlicher zu flechten, ist unläugbar so einfältig, daß sie mit unsrer itzt gebräuch-

b) Allgem. Gesch. von Amerika, 7. Hauptst. Rochefort Hist. des Antilles, Part. 2. Ch. 17. Hennepin nouveau Vojage etc. Ch. 30. spricht: „Die Ilinoiserinnen spinnen an der Spindel.„ Allein das ist entweder ein Irrthum, oder sie haben solches damals bereits von den Europäern gelernt gehabt, welches doch nicht glaublich zu seyn scheinet.

bräuchlichen c) nicht verglichen werden kann. Man siehet inzwischen daraus, was für einen geringen Anfang die Künste unter den Menschen gehabt haben, und was für Schwierigkeiten unsere Vorfahren zu überwinden gehabt haben, um es weiter darinn zu bringen.

§. 47.

Die Häute waren also in den kältern Ländern der einzigste Stoff zu Kleidern. Die erste Welt kannte keine andere Mode, als die noch itzt bey den Wilden gebräuchlich ist; diese, die die würklich natürliche ist, daß nämlich die Kleider recht genau an den Körper passen oder anschliessen. Ueberdieß war vermuthlich damals, wie noch itzt bey den meisten wilden Völkern, kein merklicher Unterschied unter der Tracht beyder Geschlechter. Obschon damals, wie ich bereits angemerkt habe, die kältern Länder allein diejenigen gewesen sind, in welchen man den Leib gegen die Luft mit Kleidern versahe und beschützte: so kann man doch gewissermassen sagen, es kleideten sich die Einwohner der warmen Länder, ungeachtet sie nackend gehen, alle Tage in eine neue Tracht d), indem sie den

c) Wafer am angeführten Orte. Er beschreibt die Art zu weben der Wilden in Darien.

d) Daß die Wilden diese Malerey ihres Körpers für eine würkliche Tracht ansehen, dieses kann man beym Pere Gumilla

den ganzen Körper von oben an bis unten ordentlich bemalen. Fast alle Wilden halten es ihrer Gesundheit wegen für höchstnothwendig, und für das beste Mittel, den Leib biegsam und zu allen Verrichtungen bequem zu erhalten, daß sie ihn nämlich mit Fett oder Oel überschmieren; so wie Homer die griechischen Helden vorstellet, wenn sie aus dem Gefechte zurück kommen e). Sie haben, wenn sie sich malen, eben dieselbe Absicht, ob sie schon darinn auch eine Art der Pracht suchen. Man findet bey verschiedenen Völkern in der alten Welt eben diesen Gebrauch f). In den spätern Zeiten, da das Andenken der uralten Gewohnheiten in den andächtigen Handlungen und an hohen Festen beybehalten ward, malete man ohne Zweifel aus dieser Ursache die Bildnisse der Götter an. Die hochfeyerlichen Salbungen selbst scheinen ihren Ursprung davon erhalten zu haben. Die Hochachtung, die die Nachkommen zu allen Zeiten für die Vorfahren gehabt haben, verursachte, daß man es in

Gumilla am angeführten Orte Tom. I. Ch. 6. sehen. Er spricht: Sie giengen nicht gerne eher aus, als bis sie sich gemalet hätten; und wenn man sie fragt: warum sie nicht kämen? so antworten sie, weil sie noch nackend wären.

e) Homers Ilias im Schlusse des 10ten Buches.

f) Plin. Hist. natur. L. 22. C. 1. Virgil. Ecl. 10. v. 23. Strabo L. 15. auch L. 16. von den Indianischen Aerzten, L. 17. von den Assyriern, wie auch von den Aegyptiern. Lambert Hist. generale Tom. 12. von den Einwohnern von Nigritien und Guinea.

in allen ernstlichen Verrichtungen für eine Gewissenssache hielt, von ihren Gebräuchen abzuweichen.

§. 48.

Diejenigen Wilden, die nicht einmal wissen, was das heisset, sich anzukleiden, lieben doch alle insgesamt die Gewohnheit, ihre Körper zu schmücken, und sie durch eine gewisse äusserliche Pracht ansehnlich zu machen, ob sie schon alle wohlgewachsene Leute sind, und man niemals einen Gebrechlichen unter ihnen findet. Sie haben einen Abscheu vor allen Haaren an ihrem Körper, und fast alle Wilde reissen sich dießfalls den Bart mit der Wurzel aus. Es wunderten sich daher die Amerikaner nicht wenig, als sie das erstemal die langbärtigen Spanier an ihren Küsten landen sahen, weil sie selbst nicht das geringste von dieser männlichen Zierde an sich hatten. Sollte man aber wohl glauben können, daß die Spanier hingegen diesen Mangel der Bärte an den Wilden für etwas so barbarisches ansahen, daß so gar die Dominikanermünche in ihrem Berichte an den König von Spanien unter den grossen Beweisen der gottlosen und viehischen Sitten dieses Volks, dieses als einen der größten anführten, daß sie den Bart mit der Wurzel ausrissen g)? Hat man wohl einen grössern Beweis nöthig, wie sehr sich der Mensch von den Moden und der

g) Benson. nov. orb. Hist. L. 2. C. 17.

der Gewohnheit tyrannisiren lässet? Die Geschichte der Wilden scheinet sonst zu zeigen, in was für Ordnung die äusserlichen Zierrathen in die Menschheit gekommen sind. Die alleräl testen Zierrathen scheinen keine andern gewesen zu seyn, als äusserliche Kennzeichen des persönlichen Verdienstes. Ein guter Jäger h) schmückte seine Arme und Beine mit den Zähnen der gefangenen Thiere, ein guter Fischer mit den Gräten der Fische, ein Kriegsheld i) mit den Gliedern der überwundenen Feinde zum Beweise seiner Tapferkeit. Die Zierrathen der Wilden und der Völker der ersten Zeiten haben diese Aehnlichkeit, daß bey den gegenwärtigen Wilden, eben so wie bey den Sauromaten k), die Weiber Haarzöpfe tragen, die man den erschlagenen Feinden abgezogen hat, um sich damit in den allerfeyerlichsten Versammlungen zu schmücken. Dieser Schmuck ist barbarisch, gleichwohl aber ein Schmuck, und zeiget daher nichts desto weniger den Ursprung des Schmuckes an. Die ältste Welt war damit nicht vergnügt, sie suchte einen immerwährenden Zierrath, und ließ sich daher am ganzen Körper gemalte Figuren in die Haut schneiden. Obschon dieser Schmuck überaus schmerzlich ist, und den Menschen gar oft höchstgefährliche und zuweilen tödtliche Krank-

h) Wafers Reise in Darien, 7. Kap.

i) Coreal, Tom. 1. Part. 2. Ch. 10.

k) Pausan. Attica, C. 21.

Krankheiten verursachen könnte: so machen doch viele wilde Völker grosses Wesen daraus, weil sie darinn ein immerdaurendes Kennzeichen ihrer Tapferkeit und ihres Muthes finden; wesfalls es auch nicht allen und jeden erlaubt ist, sich einerley Figuren in die Haut schneiden zu lassen; nachdem sie sich mannhaft erzeiget haben, nachdem können sie sich auch weniger oder mehr auszieren lassen l). Man hat grosse Ursache, zu glauben, daß diese Gewohnheit in der ältsten Welt bey vielen Völkern ebenfalls gebräuchlich gewesen m), und nichts scheinet dieses besser zu beweisen, als die alten Abbildungen der Götter, die man noch in unsern Zeiten auf diese Art ausgezieret findet n). Gewisse bey den Wilden gebräuchliche Zierrathen, als durchgebohrte Nasen, Ohren, Lippen, Waden, scheinen ihren Ursprung von der Meynung dieser Völker genommen zu haben, nämlich, daß völlig aufgewachsene Personen von beyden Geschlechtern durch dergleichen und noch andere weit grössere und oft unerträgliche Schmerzen beweisen müssen, daß sie keine Kinder mehr sind, sondern in einem Alter, alles Böse, das ihnen begegnen kann, ohne einige Empfindung blicken zu

l) Coreal, Tom. 1. Part. 2. Ch. 2.

m) 3. B. Mos. Kap. 19. v. 28. Pomp. Mela L. 2. C. 11. von den Agathyrsen. Plin. L. 5. Lucianus de Dea Syria von den Assyriern. Pellout. Hist. des Celtes, L. 2. Ch. 6.

n) Allgem. Gesch. von Amerika, 6. Hauptst. §. 10.

zu lassen, auszustehen. Wäre der Gedanke, daß der Mensch ausser seiner natürlichen Gestalt noch andere äusserliche Dinge zur Verschönerung seines Ansehens nöthig hätte, voran gegangen: so könnte man leicht begreifen, wie er hernach Gelegenheit gefunden hat, immer weiter und weiter darinn zu gehen. Das Auge findet natürlicher Weise Gefallen an glänzenden Dingen und an schönen Farben. So lange die herumschweifende Lebensart fortdauerte, hatte man kein Behältniß, etwas zu verwahren; denn Muschelschalen, Perlen, Federn, artige Steine und wozu man von dergleichen Dingen sonst Lust hatte, alles dieses mußte man mit sich herum tragen. In diesem wilden Zustande fieng sich also schon die Eitelkeit an, die hernach dermassen ein Abgott der Menschheit geworden ist, daß man sich oft nichts anders von sich selbst zu erinnern weiß, als allein der Gestalt.

§. 49.

Nachdem man angefangen hatte, seine Person auszuzieren, und dazu die Farben insonderheit angenehm fand, so konnte die Kunst zu färben nicht lange unbekannt bleiben. Der Menschheit kostet oft eine Sache nicht mehr, als den ersten Gedanken. Die Wissenschaft, die die Wilden noch sehr artig verstehen, da sie nämlich eine Art buntes Zeug aus den Federn der Vögel machen, kann der natürlichen Ordnung

nung nach für älter, als die Färberey, gehalten werden, deren erstes Probetuch, nach dem, was ich schon oben gesaget habe, der menschliche Körper selbst gewesen ist. Die Säfte aus den Pflanzen, die natürlicher Weise färben, wenn sie bloß ausgedruckt werden, als der Amerikanische Roucou und andere, haben vermuthlich, nebst den Erdarten, die natürliche Farben sind, die erste Gelegenheit zum Ursprunge der Färberkunst gegeben. In der That geht die Wissenschaft der Wilden in der Färberey nicht weiter, ob sie schon sehr wohl verstehen, ihre ledernen Kleider damit artig auszuzieren, denen sie überdieß ein schönes Ansehen zu geben wissen.

§. 50.

Inzwischen siehet man aus der Geschichte der Wilden, wie sehr das, was wir schön nennen, nicht allein an äusserlichen, im menschlichen Leben vorkommenden Dingen, sondern auch in der eigenen Gestalt des Menschen selbst auf die Gewohnheit und Einbildung ankommt. Einige wilde Völker halten es für eine Schönheit, den Kindern das Angesicht platt zu drücken o); andere hingegen finden, wie ehmals die alten Caucacischen und andere Völker p), die Angesichter

o) Charlevoix Hist. de la nouv. France, Tome 3. Lettr. 22. Rochefort im angef. Werke, Ch. 23.

p) Strabo L. 11. Solin. C. 32.

sichter angenehmer, die man in der ersten Kindheit zwischen zwey Brettern länglicht gezwungen hat; andere, wenn sie auf eben diese Art kürzer, als sie von Natur sind, geworden sind. Die Wilden haben sonst ohne Zweifel eine wichtige Ursache q) zu diesen sonderbaren Veränderungen der Gesichter gehabt, die wir itzt nicht mehr ausfündig machen, oder einsehen können. Vielleicht hat man in den ältsten Zeiten geglaubt, durch dieses sonderbare Drücken der Hirnschale und des Angesichts selbige fester zu machen, um damit vorzubeugen, daß sie nicht so leicht beschädiget werden könnten. Man weiß, daß die Hirnschale der Caraiben so hart war, daß auch die Degenklinge eines Spaniers darauf in Stücken sprang, ohne sie zu beschädigen, als er einem dieser armen Geschöpfe den Kopf spalten wollte.

§. 51.

Weiter erstrecken sich die Zierrathen und Urtheile von der Schönheit bey den Wilden nicht. Eben dieselbe Einfalt regieret auch in ihren übrigen Einrichtungen und in ihrem ganzen Hausgeräthe. Ich habe schon bemerkt, daß eine Bank, die mit Matten belegt ist, ihr Bette ist; an statt der Stühle und des Tisches setzen sich die meisten, wenn sie essen wollen, platt auf die Erde nieder, die ihr Tisch und ihr Stuhl

zu

q) Rochefort im angef. Werke.

zu gleich ist. Die Finger sind ihre Messer und Gabeln, ihre Kleider die Wischlappen und Servietten. Die sich am besten eingerichtet haben, bedienen sich zusammen geflochtener Blätter statt der Teller, und der Baumrinden oder leergemachten Kürbisschalen, oder auch der Schalen von anderer Früchten an statt der Schüsseln. Diejenigen, welche die Kunst verstehen, den Leimen zu trocknen, und Töpfe daraus zu brennen, stehen sich am besten; die beständig herumschweifenden Völker haben hingegen oft nichts als ein hölzernes Gefäß, und müssen daher durch glühende Steine, die sie aus dem Feuer nehmen und ins Wasser werfen, dieses letzte kochend machen r), um hernach ihre Mahlzeit darinn zuzurichten. Andere Völker wissen auf keine andere Art das Fleisch zu braten, als daß sie eben solche glühende Steine inwendig in die geschlachteten Thiere legen s). Einige andere haben sich an statt der Töpfe oder Kessel der Fischhäute und Felle von Thieren bedient t). Es scheinet, daß ohne Zweifel die erste Veranlassung ordentlicher Gefässe von Thon oder Leimen zu machen folgender Umstand gewesen: man belegte die hölzernen Kessel, deren man sich

r) Allgem. Gesch. von Amerika, 7. Hauptst.

s) Gottfrieds Westindische Historie. Willhelm Schouten und Horns Reise.

t) Vojages au Nord, Tom. 1. Vojages de Frobisher.

sich sonst bediente, mit Leimen, ein Gebrauch, deren sich noch itzt einige Völker bedienen u), um dadurch leichter und weniger mühsam, als durch glüende Steine, die Speisen zu kochen. Man erfand, nachdem man auf diese Art einigemale im Leimen gekocht hatte, dadurch ein neues Gefäß, das dem Feuer trotzte, und folglich weit nützlicher zu gebrauchen war, als das, was man zuvor damit vom Feuer retten wollte. Da nicht aller Leimen zu solchen Gefässen tauglich ist, so können die Veranlassungen, die eine Art vor der andern zu wälen, verschieden gewesen seyn. Die Hottentotten nehmen ihren Leimen zu Töpfen aus den Ameisenhaufen v), weil er darinn schon ohne weitere Zubereitung einer Art des Gefässes ähnlich geworden ist, durch welches der Regen nicht dringen kann. Sonst siehet man aus dem vorhergehenden, daß man die Wilden nicht eben auf der vortheilhaftesten Seite zeiget, wenn man sie in der Küche und bey Tische vorstellet. Gleichwohl darf man sich nicht so wohl darüber verwundern, daß die menschlichen Umstände so schlecht und kümmerlich haben seyn können, als vielmehr darüber, daß man dennoch alle Nothwendigkeiten im menschlichen Leben mit so wenig Hülfsmitteln hat bestreiten können.

§. 52.

u) Origine des loix, des arts etc. 1. Part. L. 2. des arts et metiers.

v) Kolbe, 2. Th. 15. Br.

§. 52.

So schlecht der Tisch der Wilden beschaffen ist, eben so schlecht ist auch bey vielen dieser Völker das, was sie trinken. Sie wußten, so wie die Perser noch in den Zeiten des Herodotus, mit nichts anders, als mit reinem Wasser ihren Durst zu löschen, dabey waren sie gesund, und erreichten ein sehr hohes Alter; da hingegen die starken Getränke, die die Europäer den wilden Völkern zuführen, ihnen allen, so sehr sie sie auch lieben, ein würkliches Gift sind, und oft in kurzer Zeit eine grosse Menge derselben ins Grab geschickt haben. Ganze Völker sind auch würklich davon ausgestorben; daher man daraus, was unter diesen Wilden geschehen ist, schliessen kann, daß die menschliche Natur zum Wasser oder zu andern dünnen Getränke geschaffen ist. Da die Wilden überhaupt weit länger leben, und ihre Gesundheit besser und dauerhafter ist, als der Europäer; so müssen wir wohl, vielleicht grossen Theils, die Ursache der Kürze unsres Lebens in unsern künstlichen Zubereitungen der Speisen und Getränke suchen; hierzu kommen aber auch noch viele unnatürliche Sorgen, die wir entbehren könnten, viele Gemüthskrankheiten, von denen die Wilden nichts wissen, welche uns vielleicht das Leben eben so sehr verkürzen, als die übrigen Abweichungen, durch die wir auf vielerley Art weit mehr als die Wilden von dem Natürlichen abgehen. Das Wasser ist solcher-

gestalt das natürliche Getränke des Menschen, und man weiß aus der Geschichte, daß ein langer Zeitraum verfloß, bis der Wein erfunden ward, und bis man sich dessen in der Welt überflüßig bedienen konnte; denn in den ältsten Zeiten trank man ihn überaus sparsam und mäßig. Wenn man von einigen Völkern, als von den Scythen vorgiebt, sie tränken Blut: so kann man doch keinesweges aus den Sitten und Gebräuchen der wilden Völker glauben, es wäre dieses eckelhafte Getränke jemals in der Menschheit allgemein gewesen, daher man vielmehr für gewiß annehmen muß, daß wir einen natürlichen Abscheu dagegen haben. Der Mensch ist in sich selbst nichts weniger, als ein Raubthier, und seine Zunge ist nicht wie die Zunge der Raubvögel gebildet, um Blut zu trinken. Allein, obschon die Wilden grossentheils die starken Getränke nicht kennen: so scheinet es doch, daß sie alle grosse Liebhaber des unnatürlichen Zustandes sind, in den man durch die Trunkenheit gesetzt wird; man muß daher glauben, daß die Menschen an dieser Raserey von Natur Gefallen haben. Alle wilde Völker machen unglaublich viel aus dem Zustande, in welchem man ausser sich selbst und gewissermassen aberwitzig ist. Sie sehen ihn für etwas übernatürliches und fast für etwas göttliches an. Die hohen Gedanken, die sie sich von diesem dem Menschen unanständigen Zustande machen, sind Ursache daran, daß sie sich zum Trinken,

wie zu einem Feste bereiten, und ein Trinkgelag fast für etwas heiliges ansehen, ob sie schon, wie friedlich sie sonst in ihrem Umgange unter sich selbst sind, sich in der Trunkenheit auf alle nur erdenkliche Arten gegen einander vergehen, auch so gar so weit, daß sie sich einander auf der Stelle umbringen. Dieses kläret das auf, was die Geschichte von den rasenden Bacchanten erzählet. Unter den nordamerikanischen Wilden sind nur sehr wenige, die etwas anders als Wasser und die Suppe trinken, worinn ihr Fleisch gekocht wird; hingegen haben die meisten südlichen amerikanischen Wilden starke Getränke, die sie von Mais, Patates und andern Dingen bereiten. Einige unter ihnen haben ganz unschuldige Getränke, als vom Paragvai-Kraut, welches würklich nichts anders ist, als ein amerikanischer Thee, der mit dem chinesischen völlig verglichen werden kann. Es ist der Südamerikaner ihr Glück, daß ihr Getränke nicht so stark ist, wie der Europäer; sie gebrauchen es insonderheit in ihren vornehmsten Festen, und geben den Nordamerikanern in dessen unmäßigen Gebrauche nichts nach. Allein, was noch überdieß beweiset, daß der Mensch von Natur den aufs höchste getriebenen sinnlichen Zustand am meisten liebet, und daß ihm würklich eine strenge Erziehung nöthig gewesen, um ihn beständig vernünftig zu erhalten, solches siehet man auch daraus, daß einige wilde Völker ein Mittel erfunden haben,

sich durch den Taback trunken zu machen x), indem sie den Rauch so lange durch die Nase ziehen, bis sie schwindlicht werden, und auf der Stelle, wo sie sitzen, für todt niederfallen.

§. 53.

Inzwischen ist es etwas besonders, daß die amerikanischen Wälder gleichsam mit Weinstöcken besteckt sind, und doch niemand unter diesen Völkern darauf gefallen ist, den Saft aus den Trauben zu pressen, sondern vielmehr die Früchte des Weinstocks überall für unangenehm und unbrauchbar ansehen. Man lernet daraus, was man ohnedieß von allen unsern schönen Früchten weiß, nämlich, daß die Kunst den größten Antheil daran hat, indem die meisten natürlichen, insonderheit in den nordlichen Ländern, schlecht und unangenehm sind. Unsere Vorfahren sind erst nach unzähligen wiederhohlten und besondern Versuchen darauf gefallen, der Natur durch die Kunst zu helfen. Das grosse Wesen, das die Alten aus der Erfindung des Bacchus machten, ward daher nicht ohne Ursache für so wichtig gehalten; ob es schon zu vermuthen ist, der erste Wein werde noch lange nicht so wohlschmeckend gewesen seyn, als unsere itzigen guten Weine sind. Ohne Zweifel ward der Wein in der

x) Wafers Reise in Darien, 3. Kap. Benson. nov. orb. Hist. L. 1. C. 26.

der ältsten Welt so hoch geschätzet, weil er den Kopf angriff, und betrunken machte. Die besondere Hochachtung, worinn damals die Wahnsinnigkeit, welche die starken Getränke verursachten, stund, scheinet dem Weine das größte Ansehen gegeben zu haben. Wie wenig man berechtiget ist, wegen des Angenehmen im Geschmacke zu streiten, dieses beweiset der Alten Silphium oder Teufelsdreck, welches, ungeachtet es uns unerträglich eckelhaft zu seyn scheinet, bey ihnen nichts desto weniger, so wie noch itzt bey einigen indianischen Völkern, das beste und angenehmste Gewürz zur Speise war. Was den Sinnen unangenehm ist, das wird insgemein unentbehrlich, wenn man den ersten Eckel überwunden, und der Gebrauch es zur Gewohnheit gemacht hat. Es ist sonst die Art und Weise, wie die Weiber der Wilden y) ihr Getränke bereiten, nichtsweniger als angenehm. Sie kauen die Wurzeln zwischen den Zähnen, speyen sie hernach in ein Gefäß, und giessen Wasser darauf; so bald es ausgegohren hat, soll, wie man versichert, der abgeklärte Saft nicht unangenehm seyn. Dennoch ist nichts gewisser, als daß man am besten thut, diese Zubereitung nicht mit anzusehen, wenn man mit den Wilden essen und trinken will; obschon, wenn man weiß, wie einige der angenehmsten Dinge, die wir selbst gebrauchen, als z. B. der Zucker, verfertiget werden, man gar leicht

y) Benson. nov. Orb. Hist. L. 1. C. 27.

leicht überredet werden könnte, zu glauben, daß nicht alles, was oft eckelhaft zu seyn scheinet, dießfalls es auch jederzeit ist.

§. 54.

Man kann sich überhaupt zufolge der Geschichte der Wilden nicht genung verwundern, was für geringe Anleitung der Mensch nöthig hat, das Nothwendige zu erfinden, und auf wie vielerley Arten er sich aus der Noth zu helfen weiß. So bald die natürlichen Fertigkeiten des Leibes anfiengen abzunehmen und sich zu verlieren, und es dennoch in unzähligen Vorfällen nothwendig ward, über das Wasser zu setzen, so fiel man darauf, sich dessen zu bedienen, was die Erfahrung alle Tage lehrte, nämlich, daß die leichtern Materien nicht allein selbst auf dem Wasser schwimmen, sondern auch zugleich andere Dinge tragen, ohne mit dieser Last zu sinken. Mehr hatte man nicht nöthig, schwimmende Brücken zu machen, und hernach eine Art von Böten zu bauen. Diese letzten sind bey den Wilden nicht weniger sonderbar, als alle ihre übrigen Einrichtungen. Einige dieser Völker bedienen sich einer Art von Böten, die aus Stücken von Baumrinden zusammen genähet sind. Man sollte glauben, es könnte nichts gefährlichers oder gewagters seyn, als sein Leben einem so elenden Fahrzeuge, einem würklichen papiernen Dinge, anzuvertrauen; dennoch gestehen alle Reisende, daß diese kleinen Böte zum Segeln

geln auf den Flüssen überaus geschickt sind, weil sie so leicht wie eine Feder auf dem Wasser schwimmen, und fast mit dem Strome in gleicher Geschwindigkeit fortlaufen z). Die Wilden wagen sich damit über die Wasserfälle, wo unsere leichtesten Böte ohnfehlbar umschlagen, oder scheitern, die Segelnden aber das Leben verlieren würden. Treffen die Wilden mit diesen Fahrzeugen Stellen an, wo sie nicht segeln können, so tragen sie es über Land so weit, bis sie wieder segeln können. Da sie nichts anders, als ihre eigene Person und einiges geringes Reisegeräthe, mit sich führen, so können sie auf diese Art am besten und ohne Aufenthalt fortkommen. Andere Wilde brennen die dicksten Stämme der Bäume hohl aus, und machen daraus Böte; diese sind aber schwerer und mühsamer zu regieren, als die vorigen. Die nordlichsten Völker nähen ihre Böte von Fellen zusammen, und damit trotzen sie der See und den gewaltsamsten Wellen. Da der Gebrauch der Riemen oder Ruderstangen insonderheit diesen letzten Völkern vollkommen wohl bekannt ist, so scheinet (ungeachtet die älteste Schiffart vermuthlich bloß darinn bestand, daß man nur schlechthin dem Strome folgte) der erste Gedanken, ein Boot bald seitwärts bald rückwärts zu treiben, folglich auch die Riemen und Ruder zu gebrauchen, ohne viele Mühe dem ersten auf dem Wasser fahrenden eingefallen

N 5 zu

z) Allgem. Gesch. von Amerika, 8. Hauptst.

zu seyn, zumal da man in den ältsten Zeiten in der ganzen Welt keine andere als bloß diese schlechten und ungekünstelten Fahrzeuge gebraucht haben kann a). In dem grossen Zuge der Argonauten b) war das Schiff von keiner andern Beschaffenheit, als daß man es im Nothfalle auch tragen konnte. Das Anker war ein Stein, und das Ankerseil aus Wurzeln geflochten. Dennoch war dieser letzte Umstand, nämlich mit einem Schiffe vor Anker zu liegen, bereits mehr, als was die Wilden wissen. So einfach dieses Kunststück auch zu seyn scheinet, so hat die ältste Welt doch Zeit genung dazu nöthig gehabt, so weit damit zu kommen, und eine noch weit längere, ehe man an statt der Riemen oder Ruderstangen die Segel gebrauchen lernte. Inzwischen lag in diesem ersten Versuche der Grund zu den lange hernach erfundenen grosse Schiffen oder schwimmenden Festungen, in deren unendlichen Takkelage sich das Auge verirret, und woran die Kunst das größte mögliche Meisterstücke hervor gebracht zu haben scheinet.

§. 55.

So wohl die Handlung als einige Wissenschaften waren Folgen der Schiffarth. Da diese aber bey den Wilden vor der Erscheinung der Europäer bey ihnen von

a) Plin. L. 24. C. 9. und L. 7. C. 2. Lucanus, L. 4. und allgem. Gesch. von Amerika, 8. Hauptst.

b) Apollonius Rhodius L. 1.

von keiner Erheblichkeit war, so will ich mich bey dieser grossen Veränderung, die bald besser, bald schlimmer war, so wie sie theils der Umgang mit Fremden, theils die Früchte aus fremden Himmelsgegenden in der Menschheit verursachten, nicht lange aufhalten und nur allein dieses sagen, daß die Wilden, ob sie schon, so wie sonst die älteste Welt, mit Waaren gegen Waaren handelten, sich doch dabey des Werthes einer Sache an statt einer Art von Münze bey ihrer Handlung bedienten. Diese Sache bestund weder in Gold noch in Silber; Metalle, woraus alle diese Völker sich niemals etwas gemacht haben, ohne in so weit sie sich deren zu einer Art eines schlechten Schmucks bedienet haben; sondern sie bestund in einer Art Porcellankugeln, die sie aus Muschelschalen verfertigten, und ich hernach am Ende dieses Buchs näher beschreiben werde. Dieses ihr Porcellan diente ihnen zur Zierrath; es diente ihnen in der Handlung, insonderheit aber in allen sich äussernden wichtigen Vorfällen, wo ein Volk mit einem andern Volke etwas auszumachen hatte, da sie denn jederzeit dadurch einander im Voraus ihre Freundschaft zu erkennen gaben. Die Wilden glauben, man meyne es in einer Sache nicht ernstlich wenn man sich ihrentwegen nicht angreifen, oder sich selbst dabey nicht beschwerlich fallen will. Auch in dem Zufalle, wenn ein Volk dem andern seine Hülfe anbiethet, wird sie nicht angenommen, oder für aufrichtig gehalten, wenn jenes seine Aufrichtigkeit

nicht zugleich durch ein den Gedanken dieses Volks nach ernstliches, Geschenke beweiset.

§. 56.

Es scheinet unter den Menschen zu allen Zeiten nothwendig gewesen zu seyn, seine Gedanken andern, die abwesend sind, zu erkennen zu geben. Die Kunst zu schreiben, eine der größten, die der Verstand ausgedacht hat, war daher höchstnöthig, so bald die ersten Gesellschaften anfiengen, einigermassen ansehnlich zu werden. Dennoch ist sie, solchergestalt, wie sie anitzt in der Welt gebräuchlich ist, eine allzu schwere Arbeit der reinen Vernunft, als daß sie sich auf die sinnliche Art zu denken in den alleraltesten Zeiten schicken sollte. Man ist in der Art zu schreiben mehr, als in allen andern Dingen, ausserordentlich stufenweise fortgegangen, und aus der Uebereinstimmung der Geschichte der Wilden mit den ältsten Zeiten erfahren wir, auf was für Art solches geschehen sey. Die natürlichste Art, einem andern Nachricht oder ein Merkmal von dem, was man ihm zu sagen hatte, wobey er sich der Sache wieder erinnern konnte, zu geben, war diese, ihm die Bilder der Dinge, so gut, als man konnte, abzumalen. Man darf daran nicht zweifeln, daß sich nicht durch Betrachtung des Schattens der erste Gedanke von der Abbildung der Dinge gebildet haben sollte. Die ältste Schrift, die wir Hieroglyphen nennen, die man noch an den ägyptischen Pyramiden findet, war nichts an-

ders, als eine Art einer unvollkommenen Malerey, die man noch, so wie sie in ihrem ersten Anfange gewesen ist, bey den Wilden auf die allereinfältigste Art antrift. Diese Art zu schreiben enthält nichts besonders, und man findet eine Probe davon in der Erklärung der ersten Kupfertafel. Dasjenige aber, was in der Geschichte der Wilden weit besser zeiget, wie man sich der so wenig sinnlichen Art, die Dinge zu bezeichnen, der wir uns anitzt im Schreiben bedienen, mehr und mehr genähert hat, bestehet in den itzt bemerkten Porcellankugeln, deren sich die Wilden an statt der Schrift bedienen; nachdem sie nach ihren verschiedenen Farben entweder so oder anders zusammengefüget werden, darnach bezeichnen sie bald dieses, bald jenes: daher die Wilden durch dieses Hülfsmittel vollkommen wissen, was durch einen jeden Friedensschluß oder in einer andern Zusammenkunft abgeredet, festgesetzt und zugestanden worden ist. Man kann folglich dieses Porcellan gewissermassen ihr Archiv und ihre Briefkammer nennen. Die Peruaner und die Einwohner in Chili hatten an statt des Porcellans eine Menge auf ein Band geknüpfter Knötchen, die sie erst und vornehmlich zum rechnen gebrauchten, überdieß aber auch sich der Thaten ihrer Vorfahren und ihrer eignen Zeiten daran zu erinnern. Man muß also glauben, es habe die anitzt gebräuchliche Art zu schreiben den Zahlen ihren Ursprung zu danken. Diese letzten scheinen in den ordentlichen bürgerlichen Gesellschaften nothwendig ge-

wesen zu seyn. Die fremden Dinge die man erwählte, sie anzuzeigen; Dinge die in sich ganz und gar keine Aehnlichkeit mit dem Bezeichneten hatten, scheinen zu allererst den Gedanken erweckt zu haben, daß alles andere ebenfalls durch Zeichen abgebildet werden könnte, die den Dingen selbst nicht ähnlich wären. Davon war nur noch ein Schritt zum Schreiben selbst zu thun; so wie die anitzt gebräuchliche gelehrte Schrift der Chineser. Allein von dieser wieder zu einer wie die unsrige (eine unstreitig weniger arbeitsame, aber in Ansehung der Erfindung derselben, künstlichere Art zu schreiben) hatte man noch einen weiten Weg zu vollenden; und zwar nichts als eine beständige Arbeit in dergleichen Charaktern, wie die itzt erwähnten chinesischen sind, scheinet die Menschen diese kurze Art zu schreiben, die wir in unsern Zeiten gebrauchen, gelehrt zu haben. Allein, da man diese und die meisten andern grossen vernünftigen Verbesserungen in der Menschheit als Früchte einer vereinigten und unermüdeten Arbeit der heiligen Gesellschaften alter Zeiten ansehen muß: so will ich mich dabey, als bey einer Sache, die nicht eigentlich zur Kenntniß der Geschichte der Wilden gehöret, nicht länger aufhalten. Ich will bloß noch dieses sagen c), daß die Wilden die Kunst, durch Knötchen zu rechnen, und sich anderer Dinge dadurch zu erinnern, so hoch halten, daß kein Vater seinem Sohne dieses Geheimniß offenbaret,

c) Freziers Reise nach der Südsee.

baret, ausser wenn er auf dem Todtenbette liegt, und ihm keine Hoffnung, länger zu leben, mehr übrig ist.

§. 57.

Die besondere Hochachtung, die alle wilde Völker für die Buchstaben tragen, die unbeschreibliche Verwunderung d), in welche sie gerathen, wenn sie sehen, wie die Anwesenden durch Hülfe derselben sich mit den Abwesenden unterreden können, scheinen zu zeigen, aus welcher Ursache die älteste Welt der Meynung war, man könnte bloß durch gewisse Charaktere übernatürliche Dinge ausrichten. Die Wilden glaubten würklich anfangs, und viele glauben es noch itzt, die Buchstaben wären kleine Geister, die mit den Personen reden, die sie lesen. Man findet daher, daß sie Steine über die Briefe gelegt haben, so oft sie sich unterweges etwas vornahmen, welches die Person, der sie die Briefe bringen sollten, nicht wissen sollte, aus Furcht, die Buchstaben mögten es sehen, was sie thäten, und sie verrathen. Vielleicht haben die Gelehrten der ersten Zeiten selbst den gemeinen Mann in dieser Meynung bestärkt; die gelehrte Welt hat nicht weniger als die ungelehrte in allen Zeiten ihre Marktschreyer gehabt. Unsere nordische Ungelehrte haben so wohl als andere dieser Meynung ihren Beyfall gegeben, weil sie glaubten, durch ihre Runen über ihre Feinde zu siegen, tapfer zu werden, Todte aufzuwecken,

d) Benson. nov. Orb. Hist. L. 2. C. 17.

wecken, Kranke zu heilen, und, was noch das größte ist, Herren über sich selbst zu werden e).

§. 58.

Zu den Hieroglyphen hatte man in den ältsten Zeiten kein ander Papier, als was die Wilden noch itzt gebrauchen, indem sie entweder in die Bäume selbst, oder auf hölzerne Tafeln, oder in ihren eigenen Leib ihre Figuren einschneiden; denn das ist nicht zuverläßig, was

e) Stephan. notae in Sax. p. 43. und der Anfang der Runa-Capitel, wie er von Barthol. de Cauf. Cont. mortis, L. 3. C. 3. angeführt wird, wo Othin selbst folgendermassen redet: „Ich weiß, ich hieng in einem „Baume vor allen Winden (nämlich an der Luft) neun „ganzer Nächte, verwundet von einem Spiesse, dem „Othin übergeben; ich selbst, mir selbst. Ich hieng „in einem Baume, von dem niemand weiß, aus wel„cher Wurzel er wächst. Sie erhielten mich nicht mit „Brodt, nicht mit Getränke; ich fiel nieder mit „Schmerzen, da fand ich die Runen.„

Dinge, die dem größten Gott, den man anbetete, so viel kosteten, mußten allerdings merkliche Kräfte haben. Othin war von seiner Kunst nicht wenig aufgeblasen, und suchte sie unendlich wichtig zu machen. Vermuthlich haben in den alten Zeiten die Erfinder der Buchstaben sich nicht weniger Ansehen gegeben, wie Othin. Man sollte denken, es wäre eine Erbkrankheit mit den Buchstaben verbunden, nämlich, durch einen dadurch verdienten oft nur geringen Ruhm aufgeblasen zu werden; weil nichts gewöhnlicher ist, als einen Gelehrten zu sehen, der sich, weil sich seine Schriften einigen Beyfall erworben haben, dießfalls weit mehr brüstet, als ein Camillus, als er das Vaterland gerettet hatte, oder ein Scipio, als er Karthago zerstöret hatte.

was einige haben versichern wollen, es schrieben einige dieser Wilden auf Baumblätter f). Nachdem die harten Metalle erfunden waren, gebrauchten diejenigen, die sich deren zu bedienen wußten, ebenfalls Steine, und eine der Absichten mit den Pyramiden der Aegyptier selbst scheinet diese gewesen zu seyn, durch die daran eingegrabenen Figuren die unveränderlichen und ewigen Einrichtungen öffentlich zu erkennen zu geben, die man glaubte, zum Vortheil aller Völker gemacht zu haben, die unter diese Krone gehörten. Man wußte noch nicht, daß Saturn seine Kinder verzehrte, und die Zeit alles Menschliche vernichtete. Daher waren theils die Unwissenheit in der Schreibekunst, theils der Mangel an denen zum schreiben bequemen Materialien die grossen Ursachen, welche die Aufnahme der Wissenschaften in der ältsten Welt so schwer und ihre Geschichte so fabelhaft machten; so wie noch unter den Wilden die Wissenschaften aus keiner andern Ursache in einem so hohen Grade unvollkommen sind, als weil sie, aus Mangel der Schreibekunst, ihre Gedanken nicht zur nöthigen Deutlichkeit bringen können, um recht ausgearbeitet zu werden. Es ist, zu folge dessen, was hernach angemerket werden soll, nicht schwer zu beweisen, daß alles, was die heydnischen Philosophen gedacht haben, in den unausge-

f) Petri Mart. ocean. decad. 3. L. 10.

ausgebildeten Meynungen der Wilden, wie in ihrem ersten Keime, verborgen liegt. Inzwischen ist es sehr angenehm, wenn man siehet, wie gleichgesinnt die Menschheit überall gewesen ist, sich zu entwickeln. So wie die Gallier ihre Barden hatten, und die ganze alte Welt ihre Poeten, die in Gedichten oder in ungebundnen Erzählungen das Andenken der merkwürdigen Thaten der Vorfahren aufbehielten: so haben die Wilden auch eigentliche dazu bestimmte Personen, deren vornehmstes Amt ist, durch kurze Erzählungen das Volk davon unterrichten, was in den vergangenen Zeiten geschehen ist g). Und bey einigen unter diesen Völkern hatte man würklich nach Art der Perser, Aegyptier und Chaldäer noch eine Art von geistlichen heiligen Gesellschaften, bey welchen alles, was man zu wissen für nöthig hielt, gleichsam in sichere Verwahrung zum Besten des ganzen Volkes niedergesetzt war h). Ich kann nicht unterlassen, bey dieser Gelegenheit anzumerken, daß man in vielen Gegenden in Amerika bey der Ankunft der Europäer eine gewisse Art von Leuten, die sie Hermaphroditen nennten, anzutreffen meynte. Der unvortheilhafte Begriff, den sich die Europäer von diesen Leuten machten, der bis auf die Beschuldigung unnatürlicher Kinder gieng, war für sie so unglücklich, daß man sie in man-

chen

g) Freziers Reise in die Südsee.

h) Histoire de la Virginie, Liv. 3. Chap. 7.

chen Gegenden ohne alle Gnade durch die Spanischen Hunde zerreissen ließ. Anitzt weiß man würklich nicht, was sie für Leute, oder wozu sie bestimmt waren. Man wird sich vielleicht wenig irren, wenn man sie für eine Art eines geistlichen Ordens von Mannspersonen hält, der den Göttern oder den Wissenschaften geheiliget war, und daher eine besondere Lebensart führte, nach Art der meisten Weisen der ältsten Zeiten. Der Argwohn, sie für Hermaphroditen zu halten, war unstreitig eine Fabel; ohne Zweifel waren sie, wie die Weiber, gekleidet, um zu zeigen, daß sie keinen Antheil am Kriege oder an andern bürgerlichen Streitigkeiten nähmen. Vielleicht hatten sie auch in den spätern Zeiten ihre alte unschuldige Lebensart verlassen, und sich mit unanständigen Verbrechen beschmitzt. Doch dem sey, wie ihm wolle, man findet in den Geschichten der ältsten Zeiten ebenfalls Exempel von Personen, die von den Reisenden für Hermaphroditen gehalten wurden i), und die gleichwohl würkliche Mannspersonen waren; sie gaben sich aber für Wahrsager aus, die das künftige vorher sagen könnten, und glaubten, sie wären mit dieser Eigenschaft von den Göttern besonders begabt. Solchergestalt weiß man k), daß sich die Assyrischen

i) Herodotus L. 4. von den Scythischen Enaries oder Zwittern.

k) Iul. Firmicus de errore profan. Relig. bey Voss. Idololatr. Gentit. L. 2. C. 31.

Geistlichen nach Frauenzimmerart kleideten, um den Göttern angenehmer zu seyn.

Doch da ich bereits weitläuftiger geworden bin, als ich mir vorgesetzt hatte: so darf ich den Leser mit demjenigen, was in den Sitten, in der Lebensart und in den Gebräuchen der wilden Völker von geringer Wichtigkeit ist, nicht länger aufhalten. Ich werde nunmehr von ihrem Gottesdienste, und von ihren vornehmsten Meynungen handeln; welches kein geringes Licht geben wird, die Denkungsart der heydnischen Welt und den allgemeinen Ursprung der falschen Gedanken in der Menschheit einzusehen.

Dritte

Dritte Abtheilung.

Von dem Gottesdienste der Wilden und von ihren vornehmsten Meynungen, wie auch vom Ursprunge dieser letzten überhaupt in der heydnischen Welt.

Inhalt.

§. 1-2. Vorbereitung zu dem folgenden.

§. 3-4. Warum die Wilden in der Natur alles für beseelt ansehen.

§. 5-8. Warum Sonne und Mond von den Wilden für würkliche Personen gehalten werden.

§. 9. Die Wilden eignen Werken der Kunst sie bewohnende Seelen zu,

§. 10. Den Bäumen ebenfalls.

§. 11. Ursache der Eintheilung der Geister in gute und böse. Verschiedene Meynungen von ihren Verfassungen unter sich.

§. 12. Hohe Gedanken der Wilden von den Thieren.

§. 13-14. Derselben Meynung vom Himmel, und von dem Orte des Aufenthalts der Seelen nach dem Tode.

§. 15. Wie fern sie ein allerhöchstes Wesen glauben.

§. 16. Sie halten die Geister für Körperlich.

§. 17-19. Warum sie die guten Geister nicht anbeten.

§. 20. Ihre Gedanken von den Seelen.

§. 21-26. Art und Weise wodurch sie so wohl die geringern als die mächtigern Geister zu gewinnen gedenken; verglichen mit der Denkungsart der ältsten Welt. Ferner ihre grosse Hochachtung gegen die Träume.

§. 27. Der Ursprung der heydnischen Geistlichkeit.

§. 28. Ihre Art, die Götter zu bedienen.

§. 29. Ursprung der Opfer.

§. 30. Ursprung und besondere Beschaffenheit der Tempel bey einigen uralten Völkern.

§. 31-32. Anfang und Gebrauch der Musik beym Gottesdienst. Gebrauch fremder Wörter dabey.

§. 33. Beschaffenheit der ältsten Bildsäulen.

§. 34. Wie weit man dafür halten kann, es hätten die Regierungen den Gottesdienst in den Staaten eingeführt.

§. 35. Gedanken der Wilden von der Schöpfung.

§. 36. Ihr Aberglauben, die Hexerey betreffend.

§. 37-38. Sie glauben die Unsterblichkeit der Seele.

§. 39. Und zwar so wohl Seelen der Menschen als anderer. Ihre und der ältsten Welt Begräbnißgebräuche.

§. 40. Ursache, warum verschiedene Völker ihre Todten begraben.

§. 41. Einige Wilde glauben die Seelenwanderung.

§. 42. Von den Gespenstern.

§. 43. Ursache, warum die Verstorbenen für Götter gehalten worden sind.

§. 44-49. Ursprung einiger anderer Meynungen.

§. 50. Schluß.

§. 1.

Die Geschichte der Wilden zeiget überhaupt, wie der Mensch von Natur ist, ehe er durch die Kunst verändert ward. So einfältig und schlecht die Lebensart dieser Völker ist, eben so einfältig und schlecht ist auch ihre Art zu denken; und dieses ist unstreitig ein sehr wichtiger Nutzen, daß man aus den sie betreffenden Erzählungen schliessen kann, wie ausserhalb der Kirche die Meynungen der ältsten Welt von den unsichtbaren und geistlichen Dingen entstanden sind. Wenn ich darinn grossentheils einen andern Plan zum Grunde lege, als zuvor in vielen scharfsinnigen und gelehrten Abhandlungen gelegt worden ist, worinn sehr berühmte Skribenten bald auf die eine bald auf die andere Art diese würklich dunkle Sache in ihr rechtes Licht haben setzen wollen: so ist es deswegen geschehen, weil ich glaube, man habe insgemein etwas höheres in der menschlichen Denkungsart gesucht, als was die Natur des Menschen erlaubet, und nicht genug darauf gesehen, den Menschen aus dem Menschen selbst zu erklären. Ich glaube, daß es möglich ist, zu beweisen, wie er, sich selbst überlassen, nicht sehr anders denken könnte, als die itzigen Wilden denken; und ich will versuchen, die Ursachen anzuführen, die, diese Art zu denken, ihnen fast nothwendig gemacht haben. Ob wir schon in

unsern Zeiten die philosophischen Meynungen der alten Welt besser kennen, als die allgemeine Denkungsart der alleraltsten Zeiten: so scheinet doch diese letzte, wie man vernünftiger Weise schliessen kann, so vollkommen eben dieselbe gewesen zu seyn, wie sie die itzigen Wilden annoch äussern, daß unter beyden fast gar kein Unterschied ist. Folglich muß wohl überhaupt eine und eben dieselbe Ursache unter eben denselben Umständen dazu vorhanden seyn; man müßte sonst unter dem Südpol anders denken, als in den heissen Erdstrichen, und unter diesen wieder anders, als ganz hoch hinauf gen Norden auf den Eisgebirgen. So lange diese Ursache im Menschen selbst und im Verstande solchergestalt gefunden werden kann, wie er sich, so zu sagen, in seiner ersten Kindheit äussern, und lange Zeit aus einem Irrthum in den andern fallen mußte, ehe er sich endlich den Weg zur Wahrheit bahnen konnte: so lange scheinet man unberechtiget zu seyn, eine andere Ursache aufzusuchen. Inzwischen ist es unstreitig des Nachdenkens werth, wenn man dafür gehalten hat, es wären die Meynungen in der heydnischen Welt höchstverderbte Ueberbleibsel der grossen Wahrheiten, die den Menschen so gleich nach der Sündfluth bekannt waren, und sie fänden alle darinn ihren gemeinschaftlichen Ursprung. Das, was diese sonst reimliche Meynung schwächet, ist die übermäßig grosse Unähnlichkeit, die man jederzeit in den allerwichtigsten

tigsten Hauptwahrheiten unter den wahren und den heydnischen Lehrsätzen antrift. Daß man aus einer Aehnlichkeit in weniger wichtigen Dingen, da doch die Unähnlichkeit in den allerwichtigsten so unglaublich groß ist, sich für berechtiget halten will, diesen Ursprung der heydnischen Meynungen anzunehmen, daß heisset gewissermassen, wo ich sonst nicht irre, sich selbst widersprechen. Wenn ein Aegypten, ein Phönicien, welche man insgemein für die Lehrmeister der ganzen heydnischen Welt ansiehet, auf der einen Seite alles vergöttern, und, was man auch zu ihrer Vertheidigung sagen will a), in den Gedanken stunden, alle Götter insgesamt, wären aus den unvernünftigen Kräften einer ewigen Materie entstanden, ohn selbst zu wissen, wie, oder wodurch b), und es wären die Menschen und alle Thiere insgesamt aus der Erde ungefehr wie ein Schwamm aufgewachsen, ohne daß das allerhöchste Wesen den geringsten Theil davon gehabt hätte: so sehe ich nicht ein, wie man nach einer so grossen Abweichung in der Hauptsache noch glauben kann, es sollte sich das übrige ihrer Lehrsätze aus den hohen und unsterblichen Wahrheiten, die Gott selbst die Menschen gelehret hat, herschreiben. Ueberhaupt verliert die Kirche sehr wenig dabey,

a) Cudworth Syst. Intellect. C. 4. §. 18.

b) Diodor. Sic. L. 1. Euseb. praeparat. Euang. L. 1. und L. 3. §. 4.

wenn sie sich solcher aus der Art geschlagenen Schüler entsaget. Daß sie allein die wichtigen Wahrheiten von dem einzigen Gott, von einer Schöpfung aus nichts, von dem einfachen Wesen der Seele, von dem äussersten Verderben des Menschen u. s. w. eingesehen haben, das ist ein ungleich grösserer Beweis ihres hohen und heiligen Ursprungs, als daß man zuweilen eine oder die andere doch oft nur sehr geringe Aehnlichkeit zwischen ihren und den heydnischen Gebräuchen, Meynungen und Erzählungen zufinden gedenket.

§. 2.

Eben so wenig kann man glauben, es sollte ein einziges Volk oder ein paar Völker in der Welt alles, was sie denken und glauben, allen übrigen Völkern mitgetheilet haben; z. B. ein Indien sollte die Seelenwanderung von den Aegyptiern c), die Amerikaner ihre Sitten und Gebräuche von den Lyciern d) u. s. w. gelernet haben. Es scheinet vielmehr, es habe die ganze Welt eben dieselben Sitten, Gebräuche und Meynungen gehabt, weil der Verstand sich überall ungefehr auf eine und eben dieselbe Art entwickeln

c) Brucker, Tom. 4. Part. 2. L. 3. C. 1. Hist. Crit. Phil.

d) Lafitau moeurs des Sauv. Ch. 1. Oder die allgem. Gesch. von Amerika, im ersten Bande.

ckeln mußte. Der Mensch, welcher dachte, die Dinge auf die man dachte, waren überall eben dieselben. Die Art und Weise, wie die Dinge vorkommen, ist wo nicht ganz und gar einerley, doch auch nicht so übermäßig verschieden, daß sie allein einen so grossen Unterschied in den Gedanken machen konnte (hat man mehr nöthig, zu verstehen?); daß man sich überall eben dieselbe Vorstellung von eben denselben Dinge machen sollte. Ueberhaupt ist so wenig Künstliches und hingegen etwas in einem sehr hohen Grade Einfältiges in der Denkungsart der Wilden und der ältsten Welt, daß man ganz wohl glauben kann, daß sie selbst, ohne irgend einen andern Lehrmeister, die Menge Irrthümer erfunden haben, die ihre ganze Kenntniß ausmachen.

§. 3.

Um dießfalls einzusehen, warum die ältste Welt nothwendig auf so ungereimte und lächerliche Betrachtungen fallen mußte, die sie sich von Gott und der Welt gemacht hat: so muß man ferner fortfahren, sich den Menschen auf den vorigen Fuß vorzustellen, nämlich unwissend in allen Dingen. Mitten in dieser Unwissenheit entwarf sich der Mensch einen Gedanken von den Ursachen der Dinge. Man fieng an, aus den wenigen Erfahrungen, die man hatte, unter denen diese, die vornehmsten waren, die man über sich

selbst

selbst gemacht hatte, Schlüsse zu machen. Man sahe gar bald, daß das Sichtbare bey dem Menschen nicht die rechte Ursache zu seinen Gedanken, Bewegungen und Veränderungen seyn konnte. Man fieng an, sich einen Begriff von einem unsichtbar würkenden Wesen zu machen, das den Menschen bewohnte, das die Ursache seiner Handlungen und Unternehmungen war: indem man die Würkungen desselben durch den ganzen Körper auch in den kleinsten Theilen zu bemerken glaubte: so betrachtete man dieses Unsichtbare, diese Seele, oder diesen Geist, als durch den ganzen Körper ausgebreitet und folglich als ein körperliches Wesen, obschon jederzeit unsichtbar, überhaupt von einer subtilen und den Sinnen unmerklichen Beschaffenheit. Alle wilde Völker und die ganze alte Welt kamen einstimmig darinn überein, dem Menschen ausser dem sichtbaren groben Körper, andere unsichtbare, unkörperliche oder geistige Wesen beyzulegen; daher man keinesweges daran zweifeln kann, daß dieser Gedanke dem Menschen natürlich, überall angenommen, und einer der ältsten in der Welt gewesen sey. Gieng man weiter fort, und betrachtete man die Thiere: so fand man eine so grosse Aehnlichkeit unter ihnen und dem Menschen, daß man sich nicht lange darüber bedachte, ihnen ebenfalls eine Seele oder vielleicht mehrere beyzulegen, und auf diese Art in dem Unsichtbaren die Ursachen des Sichtbaren zu finden. Dachte

man

man noch weiter nach: so bestärkte man sich nur noch mehr in dieser Gedanke, daß die wahren Ursachen dessen, was in der Natur vor sich gieng, verborgen wären, daß sie nichtsweniger als so gleich in die Augen fielen, daß sie unsichtbar wären. Man fand sich darauf berechtiget, zu glauben, daß alles in der Natur von unsichtbaren Wesen verursachet würde. Dieser erste Gedanke, der in sich selbst wahr ist, erzeugte hernach die gröbsten Irrthümer.

§. 4.

Die natürliche Art des Menschen, Schlüsse zu machen, bestehet darinn, aus dem wenigen, was man kennet, jederzeit das Uebrige zu erklären. Was in einigen bekannten Dingen vorkommt, das leget man gerne allen bey, wo es sich nur einigermassen und reimlicher Weise kann thun lassen. Obschon diese Art zu schliessen höchstunrichtig ist, so ist sie doch zuverläßig die ältste in der Menschheit, und sie hat nach tausend Irrthümern endlich in vielen Vorfällen den Weg zur Wahrheit gebahnet. Zufolge derselben scheinen die Menschen in den ältsten Zeiten diesen grossen Hauptschluß fest gesetzt zu haben: Weil ein unsichtbares Wesen die Veränderungen der Menschen und der Thiere verursacht: so müßte, da man keine andere Ursache sehen könnte, in der Natur alles das, was von sich selbst Veränderungen unternehmen und bestimmen

könnte, ebenfalls von einem unsichtbaren Wesen nach Art der Thiere bewohnet und getrieben werden; alle Dinge in der Natur müßten darauf nothwendig, als lebendige, als von Geistern bewohnte, angesehen werden. Der Wilden und allen alten Völker Erklärungen über die Natur laufen alle insgesamt ganz unwidersprechlich dahin aus, den natürlichen Wirkungen diesen Ursprung zu zuschreiben; daher es vergebens wäre, dießfalls einzelne Beweise anzuführen.

§. 5.

Die Dinge, die am meisten in die Augen fallen, zogen das Nachdenken der ältsten Menschen am meisten auf sich. Man sahe, Sonne und Mond sich bewegen; Centralkräfte und physischen Ursachen waren es am wenigsten, woran man damals dachte. Man schloß auf die angeführte Art, nämlich: weil diese himmlischen Lichter sich von sich selbst bewegen könnten, nachdem sie eben so vollständig und empfindlich zu seyn schienen, wie die Thiere: so müßten sie auch, wie diese letzten selbst lebendig und von einem unsichtbaren Wesen bewohnet seyn. Um dieses desto besser zu verstehen, so muß man wissen, was für Gedanken sich die wilden Völker von diesen Sternen machen; denn sie sehen sie als würkliche Personen an, für eben so lebendig und denkend, in ihren Bewegungen und Würkungen, so frey handelnd, wie der Mensch selbst;

kurz: sie halten sie für würkliche Personen. Obschon die Denkungsart der ältsten Zeiten nicht so genau bekannt ist, wie der itzigen Wilden: so siehet man doch aus dem, was man noch davon weiß, zuverläßig genung, daß kein Unterschied unter ihnen war. Wenn die Fabel spricht: die Sonne regierte ihre Pferde, sie ward von irdischen Schönheiten eingenommen, sie regierte gewisse Länder, als König u. s. w. wenn sie in diesen Sinnbildern als ein würklicher Mensch vorgestellet wird: so würde man sich vergebens bemühen, wenn man alles dieses nach den Buchstaben verstehen, und darinn bloß einen verblümten Verstand suchen wollte. Sollten wohl ehmals alle östliche Länder mit den Peruanern in den neuern Zeiten geglaubet haben, ihre Fürsten wären würkliche Abkömmlinge der Sonne, wenn sie sie nicht für einen Menschen angesehen hätten? Die Könige in Juda heiligten der Sonne Pferde und Wagen e), und die Alten gaben allen Sternen, bloß aus dieser Ursache, Pferde f). Will man aber auch nicht zugestehen, es wären alle Völker in Ansehung dieses Umstandes einig gewesen, so ist es doch jederzeit gewiß, daß die Anbetung der Sonne in der ganzen uralten Welt allgemein gewesen, bloß weil man sie für ein lebendiges und denkendes Wesen hielt.

§. 6.

e) 2 B. der Kön. Kap. 23. v. 11.
f) Vossii Idolol. gent. L. 2. C. 31.

§. 6.

Die natürliche Schönheit des Lichts, das Zeugniß der Vorfahren, daß Sonne und Mond von den ältsten Zeiten an, so lange als man denken konnte, unveränderlich dieselben waren, vermehrte die Hochachtung, die man bereits gegen diese himmlischen Körper gefasset hatte. Man sahe sie nicht allein für Personen an, sondern auch für Personen von ungleich vortreflicher und höherer Natur, als der menschlichen. Sie schienen in ihren Bewegungen bloß auf die Erde ihre Absicht zu haben, die Erde zu beleben, und glücklich zu machen. Da sie nun dieß alls in den Gedanken der ältsten Zeiten unveränderliche, höchstvortrefliche und gutthätige Wesen waren, so wurden sie für Götter angesehen; denn die ältsten Menschen scheinen diesen Gedanken von der Gottheit fest gesetzet zu haben, nämlich, daß es ein Wesen von einer ansehnlichen, fortdauernden und gutthätigen Natur seyn sollte.

§. 7.

In Ansehung der Hochachtung, die man diesen vermeynten himmlischen Personen unter sich selbst beylegte, waren die ältsten Zeiten eben so wenig einig, als unsere heutigen Wilden sind. Bey einigen war der

der Mond g) in grössern Ansehen, als die Sonne; obschon das Ansehen der letzten bey den meisten am größten war. Wenn man glauben könnte, die alleraltesten Zeiten hätten gewußt, daß der Mond der Erde näher als die Sonne stünde, so sollte man darinn einigen Grund zu dieser ungleichen Hochachtung finden; allein da sich solches keinesweges auf eine so unwissende Welt schickt: so muß man dafür halten, es habe der Mond aus verschiedenen andern Ursachen die Aufmerksamkeit dieser Völker auf sich gezogen. Diejenigen, welche ihn für geringer und unvollkommener als die Sonne ansahen, fanden allein darinn Ursache genung, sich am meisten an ihn zu halten, weil nichts sicherer als dieses ist, daß, je weniger wichtig ein göttliches Wesen an sich selbst zu seyn, gehalten wird, man es für desto wichtiger in Ansehung der Menschheit hielt, und desto mehr soll es sich den geringern Naturen nähern, mit welchen, wie man jederzeit glaubte, die weniger vortreflichen Geister sich mehr abgäben, als die natürlicher Weise höhern. Hingegen andere, welche darauf Achtung gaben, daß der Mond sich weit mehreremale veränderte, als die Sonne, konn=

g) Von den nordischen Völkern siehe in Nov. act. Erudit. vom Jahre 1732. Everard Otto de tutela viarum publicar. nach; die Wilden betreffend de la Borde von den Karaiben, Chap. 2. und Herr Egede von den Grönländern.

konnten daraus Anleitung nehmen, ihn, so zu sagen, für ein mehr persönliches und sich selbst bestimmendes Wesen zu halten, als die Sonne. Diejenigen, welche in acht nahmen, daß der Mondenschein das Wachsthum der Pflanzen durch den Thau beföderte, die Sonne sie aber auszehrte (eine Ursache, wesfalls, wie man sagt, die alten Aethiopier die Sonne gehasset haben h),), konnten daraus allein Ursache gefunden haben, dem Mond mehr verbunden zu seyn, und ihn in weit grössern Werth zu halten. Es konnten daher die Ursachen der ungleichen Urtheile der Völker in dieser Betrachtung sehr verschieden seyn.

§. 8.

Auf diese Art und aus diesen Ursachen allein, weil man die Natur nicht kannte, die man sahe, und erklären wollte, wurden Sonne und Mond für Götter angenommen. Die Sterne, die, wie man in den ältsten Zeiten glaubte, nicht grösser seyn konnten, als sie dem Auge zu seyn, vorkamen, schienen ohne Zweifel damals, wie noch itzt unter den Wilden nicht wichtig genung zu seyn, eine eben solche Hochachtung zu verdienen; obschon die folgende Zeit nicht vergaß, sie ebenfalls für Geister von einer höhern Natur anzusehen i), insonderheit die Planeten, nachdem man bemerket

h) Strabo Georg. L. 17.

i) Vossii Idolol. Gent. L. 2. C. 30.

bemerket hatte, daß sie eine ihnen eigene Bewegung hatten; denn es ist etwas zuverläßiges, daß diese Eigenschaft, sich selbst zu bewegen, die sehr grosse Ursache war, warum man in den ältsten Zeiten die himmlischen Körper für freye Personen ansahe k). Die wilden Völker haben sich mit dem Himmel nicht bekannt genung gemacht, um den Lauf der Planeten zu verstehen, folglich haben sie auch eine Abgötterey weniger, als die uralten Völker, die weiter gedacht haben. Da man in den folgenden Zeiten bemerkte, daß Sonne, Mond und die Planeten keinesweges eine so freye Bewegung hatten, als man ihnen in den ältsten Zeiten beygemessen hatte, sondern in ihrem Laufe an ordentliche nnd gewisse Regeln gebunden waren: so veränderten die Philosophen die Meynung, daß diese Gestirne würkliche Personen wären, in eine etwas erträglichere, daß sie nämlich Körper wären, die von Geistern regieret würden. Man glaubte hernach diese letzte Meynung überall in der Welt so gewiß

k) Lactant. L. 3. C. 5. Euseb. praepar. Euang. L. 1. Siehe auch die merkwürdige Stelle des Plato in Cratylo, daß die Alten keine andern Götter verehrten, als diejenigen, die noch damals von den Barbarn angebetet wurden, nämlich, Sonne, Mond und Sterne u. s. w.; welche sie, weil sie sahen, daß sie unaufhörlich beweget werden, θεὲς Götter von τȣ̃ θεῖν zu laufen, nennten. Siehe auch von den Namen Isis und Janus Iablonski Pantheon Ægyptior. Part. 1 L. 3. C. 1.

und fest, daß nicht allein diejenigen, welche sich erkühnten, zu sagen, die Sonne wäre ein blosser Feuerklumpen, bey dem heydnischen Pöbel Gefahr liefen, Leben und Wohlfarth zu verlieren; sondern auch die größten Weisen Griechenlandes selbst, ein Plato, ein Xeno und andere vollkommen davon eingenommen waren, sie wären lebendige Wesen; und was noch mehr ist, ein grosser Theil der ersten Väter der Kirche selbst schämten sich fast, der Meynung dieser Weltweisen, zu widersprechen l).

§. 9.

Wenn die ältste Welt eine kleinere Anzahl Götter des Himmels erfand, als die folgende Zeit: so schienen hingegen, diese den Schaden auf Erden doppelt ersetzet zu haben. In der Meynung, daß alles, was sich darauf selbst veränderte, von einem Geiste bewohnet wäre, welcher diese Veränderung würkte, bildete man sich Geister in der Luft ein, welche den Winden, andere im Meere, auch den Wellen zu gebiethen hätten. Man fand diese unsichtbaren Wesen in den Quellen, in den Bäumen, in den Pflanzen, kurz: überall, was man durch die Natur zum Vorschein kommen sahe. Wie viele Helden sagten nicht in der alten Welt, sie hätten diesen oder jenem Fluß zum Vater

l) Laertius in Anaxagora. Vossius im angeführten Werke.

Vater gehabt? Alle wilde Völker sind im höchsten Grad diesen Meynungen ergeben m), und es ist mehr als zur Genüge bekannt, daß es die uralte Welt nicht weniger war; ihre Baum- Fluß- Feld- Wald- und andern Götter und Göttinnen beweisen solches hinlänglich genung. Die Wilden gehen darinn, daß sie den Dingen Geister beylegen, so weit, daß sie auch Werke der Kunst, als Schießgewehr, Fischergeräthe, Bogen und Pfeilen u. s. w. als von diesen unsichtbaren Wesen bewohnt ansehen n). Ohne Zweifel muß man

m) Allgem. Geschichte von Amerika im 3ten Hauptst. Garcilasso Hist. des Yncas, Chap. 9 und 10. Lambert Hist. generale, Tom. 12. Ch. 11. von den Einwohnern von Benin.

n) Ich kann nicht unterlassen aus dem Charlevoix eine besondere Erzählung anzuführen, die hieher gehört. Er spricht: Einige Wilde in Canada, wenn sie mit dem Netze fischen wollen, verloben solches vorher mit zwo Jungfrauen, ehe sie es ins Wasser auswerfen und zugebrauchen anfangen. Nach einer vorhergegangenen Art von Trauung vermahnen sie es ernstlich, recht gut Fische zu fangen, als ob der Fischfang bloß auf ihren guten Willen beruhete. Es ist der Gebrauch in Canada, daß der Bräutigam seinen Schwiegerältern Geschenke bringt, um seine Braut zu bekommen. Die Wilden versäumen nicht, diesen Pflichten an Statt des Netzes nachzukommen, und sie machen dessen vermeynten Schwiegerältern mit ansehnlichen Brautgeschenken ihre Aufwartung. Sie glauben also nicht allein, es hätten die Werke der Kunst durch die Kunst einen Geist erhalten, wodurch sie thun, was sie damit verrichten; sondern auch, dieser Geist fände ein Vergnügen an dem schönen Geschlechte, er nähme seine Schwiegerältern und

es auf eben diese Art verstehen, wenn von den alten Scythen und andern Völkern gesaget wird, sie hätten einen Säbel oder einen Spieß angebetet o). Gewisse Stellen bey den alten Skribenten p) scheinen ebenfalls daraus zu erklären zu seyn, insonderheit aber gewisse Gebräuche, z. B. der in Athen q), daß auch gewisse unbelebte Dinge selbst, als ein Schwerdt, eine Axt, die zu einer Mordthat, oder einer andern bösen That gebraucht geworden waren, ordentlich verurthei-

und deren ganze Familie in seine Gewogenheit auf, und thäte sein äusserstes, um ihnen Fische zu ihrer Unterhaltung zu verschaffen. --- Wie die Wilden in Ansehung der Berge und anderer dergleichen Werke der Natur denken, dieses siehet man aus Herrn Egedes Erzählung vom 12 April des 1741sten Jahres. Er spricht: als ich von Maglykaut über die Eisbucht reisete, so begleiteten mich viele Grönländer, unter welchen ein Angekok, oder grönländischer Priester, voran an der Spitze gieng, der seine Trummel in der Hand hatte, sang, und darauf spielte, da wir durch die hohen und schrecklichen Eisberge zogen. Als ich die andern fragte, warum er dieses thäte? so sagten sie: So lange er spielet und trummelt, haben die Eisberge ihre Lust, ihn anzusehen, und vergessen, niederzustürzen, und uns zu erschlagen.

o) Herodot L. 4. Voss Idol. Gent. L. 6. C. 39.

p) Virgil Ænead. L. 12. V. 93-97.

-- -- -- validam vi corripit hastam
-- -- -- -- -- quassatque trementem,
Vaciferans: Nunc, o nunquam frustrata vocatur
Hasta meos, nunc tempus adest; -- --
-- -- -- -- -- da sternere corpus.

q) Pausan. Attica. Cap. 28.

urtheilt, und den Umständen nach für frey erkannt oder schuldig befunden worden, als ob es auf sie angekommen wäre, ob diese Uebelthat hätte geschehen sollen oder nicht. Daß unsere alten nordischen Völker ebenfalls in den Gedanken stunden, es wäre in der Natur alles beseelt, das siehet man unwidersprechlich aus dem Eide, den Frygga von allen Dingen auf Erden nahm, als von Steinen, Bäumen u. s. w. daß sie dem Balder nicht schädlich seyn wollten; welcher doch hernach durch einen Schlag von dem Stamme eines jungen Baumes erschlagen ward, den sie noch nicht für groß genug angesehen hatte, ihm einen Eid abzunehmen r).

§. 10.

Man stellte sich solchergestalt regierende Geister vor, nicht allein in den grossen Werken der Natur, sondern auch in den kleinsten, nur daß diese weder würkend noch einer gewissen Betrachtung nach von besonderer Wichtigkeit waren. Obschon Sonne und Mond dem Anschein nach das menschliche Gemüth von Anfang an am meisten hätten einnehmen sollen: so findet man doch viele wilde Völker, die ungleich weniger Wesen aus diesen prächtigen Geschöpfen machen,

r) Resen. Edda, Fab. 43. Diese Fabel ist in Herrn Mallets Ausgabe der Edda, die 28ste des 1sten Buchs. S. 80. der deutsch. Uebersetzung.

als aus ihren Haus- und Feldgöttern. Es ist daher vielleicht sehr schwer zu bestimmen, welche unter ihnen, die Geister der Sonne und des Mondes, oder der geringern in der Welt zuerst verehret worden sind. Die himmlischen Lichter haben in allen Zeiten eine wichtige Würkung auf den Menschen gethan, die Dinge aber, von denen sie unmittelbar den meisten Nutzen hatten, haben dennoch gar wohl die ersten seyn können, gegen welche man sich dankbar erzeigte. Daher ist in der ältsten Welt, als man ohne Zweifel von Baumfrüchten lebete, als insonderheit in den nordlichern gemässigten Ländern von den Früchten des Eichbaums s), die Verehrung der Bäume insonderheit des Eichbaums vorzüglich alt, wo nicht vielleicht der älteste gewesen. Die Geister, die, wie man meynte, diese Bäume bewohnten, und die Hayne, die sie beschatteten, stunden überall in der ältsten Welt in einem unbeschreiblichen Ansehen; und man darf nicht daran zweifeln, daß man damals dafür hielt, sie wären von lebendigen Seelen bewohnt t). Die Druiden führten von diesen

s) Ouid. in Fastis, L. 4. v. 4 und 401, Virgil. Georg. L. 1. v. 8. 9.

t) Ouid. L. 8. Metamorph. Fab. XI. v. 761-764 und 777. vom Erisichthon, der eine heilige Eiche umhieb.

Cuius vt in trunco ferit manus impia vulnus:
Haud aliter fluxit discussa cortice sanguis;
Quam solet, ante aras ingens vbi victima taurus
Conci-

diesen Bäumen ihre Namen, und alle celtische Völker waren in der Verehrung derselben mit diesen Geistlichen einig. Die heilige Eiche bey Welau in Preussen war so groß, daß, als sie endlich verdorret und inwendig verfaulet war, ein Reuter mit seinem Pferde darinn umwenden konnte. Die Verehrung dieser Bäume war in dem Gemüthe des gemeinen Mannes so eingewurzelt, daß man hernach im Christenthume in manchen Gegenden grosse Mühe hatte, diesen Aberglauben auszurotten u). Das Dodonäische Orakel in Griechenland, das, noch ehe die Götter Namen bekamen, berühmt und folglich das älteste Griechische war, hatte seinen Sitz unter den Eichen. Die Fabel erzählet, diese Eichen hätten geredet. Dieses will eigentlich so viel sagen, man hätte aus ihrem Brausen das Künftige geschlossen. Die östlichen Länder verehrten nicht weniger die Eichen v), und es ist daher nicht unreimlich, was verschiedene

Concidit -- -- --
Attonitae Dryades damno nemorisque suoque.

Daß sonst die alte Welt diese Meynung nicht allein von den geringern sondern auch von den höhern Göttern hegte, dieses kann man aus Homers Beschreibung der Götter im 5ten Buche der Ilias sehen, da Venus von Diomedes so sehr verwundet ward, daß das Blut aus der Wunde floß.

u) Baniers Götterlehre 2 Band, 2 Th. 2 Kap. S. 658 folg. Lucan. Pharsal. L. 3. v. 399. seq.

v) Esaias, Kap. 1. v. 29.

haben läugnen wollen, daß die alten Aegyptier den Pflanzen göttliche Ehre erzeigt hätten. Das, was in der Abgötterey der Israeliten am schwersten auszurotten war, das waren die hohen und heiligen Gedanken von den Haynen. Daher man mit gutem Grunde glauben kann, daß die ältsten Zeiten aus den Geistern, welche die geringern Theile der Natur bewohnen sollten, nicht weniger gemacht haben, als zu unsern Zeiten noch die Wilden thun. Vielleicht haben die ältsten Menschen sich am meisten zu den kleinern Geistern gehalten, und hernach die grossen Schöpfer ihrer Völker die Anbetung der Sonne und der himmlischen Körper als den vornehmsten und wichtigsten Götterdienst eingeführet; wenigstens soll dieses bey den Peruanern geschehen seyn x). Es ist ein Unterschied zu machen, unter dem, was die allerälteste Welt dießfalls angenommen hatte, und unter dem, was man hernach zu dessen Verbesserung erdachte.

§. 11.

Doch dem sey, wie ihm wolle, es bleibet gleichwohl zuverläßig gewiß, daß man unter den heydnischen Völkern alles in der ganzen Welt, als mit Geistern erfüllt, angesehen habe, welche eine beständige Abwechslung in der Natur verursachten, als die grossen in den grossen, und die geringern in den geringern

x) Garcilasso Hist. des Yncas, Liv. 1. Ch. 9 und 10.

gern Theilen derselben. Weil die Erfahrung lehrte, daß einige Dinge dem Menschen vortheilhaft, hingegen andere demselben schädlich waren: so konnte man sich nicht lange bedenken, die Geister, als die Ursachen dieser streitigen Würkungen in böse und gute einzutheilen. So lange die Menschheit ohne einige ordentliche Regierung blieb, so ist glaublich, man werde nicht darauf gedacht haben, zwey grosse Haupt-Fürstenthümer oder Herrschaften, nämlich ein gutes und ein böses, unter den Geistern festzusetzen. Eine Meynung, die hernach mit der Zeit die ganze heydnische Welt überschwemmt zu haben, scheinet. Hingegen scheinet der Mensch, der insgemein von dem, was er weiß, auf das, was er nicht weiß, schliesset, beständig den unsichtbaren Wesen das, was er bey sich selbst und in der sichtbaren Welt fand, beygelegt zu haben. Die Wilden, die im höchsten Grade freye Leute sind, scheinen eben dieselben Gedanken von den Geistern zu hegen. Einige dieser Völker halten würklich dafür, es gehörten alle böse Geister unter ein gewisses Hauptregiment, und alle gute ebenfalls; doch aber auf diese Art, daß sie nach Art der Wilden, ein jeder Theil derselben für sich, ungehindert thun könnten, was sie wollten, ohne daß ihr Oberherr sich sonderlich um ihre Unternehmungen bekümmerte. Die Peruaner hingegen unterliessen nicht, nach der Art sittlicher Völker ihren Göttern einen Hofstaat und ein ordent-

ordentliches Regiment zuzuschreiben; denn sie waren selbst ein ordentlich eingerichtetes Volk.

§. 12.

Da man auf diese Art sich beständig bemühte, das Geistliche aus dem Menschlichen zu erklären, so gab man einem jeden Lande seinen regierenden Geist, so wie ein jeder Staat seinen König und Herrn hatte. Weil der Mensch den Krieg liebet, so hielt man dafür, es müßte mit den Göttern eben die Beschaffenheit haben. Die Wilden glauben insgemein, sie wären darum unter die Gewalt der Europäer gefallen, weil die Geister, welche von den Europäern angebetet wurden, mächtiger als die ihrigen wären; und die Geschichte zeiget, daß diese überwundene Völker aus keiner andern Ursache so willig der Götter ihre Ueberwinder angenommen haben, als weil sie sie für mächtiger hielten; aus keiner andern Ursache geschah es auch ehmals, daß man in verschiedenen Ländern, die Anbetung fremder Götter einführte, als sich bey allen, die Länder regierenden, Geistern in Gunst zu setzen. Ein Gedanken aber, den man in Ansehung des Regiments der Geister bey einigen wilden Völkern findet, ist würklich höchstsonderbarbar; und er ist dieser: Sie halten dafür, es hätte eine jede Art von Thieren einen besondern Geist von derselben Art, wie sie selbst sind, welcher diese Thiere vertheidiget, warnet, für

ihren

ihren Unterhalt sorget, und sie gewissermassen regieret. Die Mexikaner änderten hernach diesen Gedanken, und sahen die Sterne für geistige Wesen an, die diesem Amte vorstünden. Die Nordamerikaner sind überhaupt von dieser Meynung so eingenommen y), daß sie diesen vermeynten Geistern zu Ehren grosse Feste feyern, weil sie denken, sie könnten ohne ihre Erlaubniß kein Thier auf der Jagd erlegen. Vielleicht liegt gewissermassen darinn der Grund der Anbetung der Thiere in den ältsten Zeiten der Welt; denn es ist unstreitig, daß die heiligen Thiere jederzeit geringere Gottheiten waren. Eine jede Klasse der Thiere war ihrer eigenen und besondern Gottheit geheiliget, oder stand unter ihrem eigenen regierenden Geiste. In diesen beyden Stücken stimmten die alten Aegyptier mit den Wilden unserer Zeiten vollkommen überein, und der Unterschied scheinet nur dieser gewesen zu seyn, daß die ersten, obschon vielleicht erst in den spätern Zeiten die höchste Herrschaft über die Thiere den höchsten Göttern eingeräumet haben, da die Wilden hingegen ihnen jederzeit, und zwar einer jeden Art für sich, als so vielen verschiedenen Staaten, ihre eigene mächtige Geister oder Regenten ertheilen. Es ist, wie man beweisen kann, ganz fabelhaft, wenn die Griechen dichten, die Thiere wären dießfalls von den Aegyptiern verehret worden, weil sich die Götter aus Furcht

y) De la Potterie, Tom. 2. Ch. 1.

Furcht vor dem Typhon, ihren grimmigen Feind und Widersacher, in Thiere verwandelt hätten z). Die so genannten Angolquinen, ein Nordamerikanisches wildes Volk, welches in Canada auf der Nordseite des St. Laurenzstromes wohnet, gehen in ihrer Hochachtung dieser Geister ám weitsten. Sie glauben, diese Geister hätten die Erde gebauet, damit die Thiere sich darauf aufhalten könnten. Michabou, oder der grosse Hase, habe die Erde aus Sand gebauet a), den er aus dem Grunde der See nahm, oder sich bringen ließ, obschon nicht ohne Widerstand des Gottes der Gewässer, welcher voraus sahe, seine Unterthanen, die Fische, würden dadurch auf vielerley Art Mangel leiden. Verschiedene Wilde haben ohne Zweifel aus eben derselben Ursache ihren Göttern die Gestalt eines Tygers oder eines andern Thieres gegeben b), obschon dergleichen Bildnisse nicht häufig unter ihnen angetroffen werden, auch die so genannte symbolische Verehrung oder Anbetung unter dem Zeichen eines irrdischen Dinges unter ihnen nicht sonderlich gebräuchlich ist. Diese letztere ist eine neuere Geburth des menschlichen Irrthums im Denken; und noch lange nicht so alt, als die unmittelbare Anbetung. Ueberhaupt

z) Iablonski Panth. Ægypt. L. 5. C. 2.
a) De la Potterie im angeführten Werke.
b) Benson. nov. orb. L. 3. C. 17. Charlevoix nouv. France, Tom. 3. Lettre 14 und 23. Bernhard Picard, Tom. 1. von Nicaragua.

haupt gehet die Hochachtung der Wilden gegen die Thiere c) sehr weit, sie glauben, daß ihre Seelen nicht weniger unsterblich sind, als des Menschen; vollkommen, wie die alten Aegyptier, welche aus dieser Ursache die Thiere mit nicht geringerer Mühe einbalsamirten, als die menschlichen Körper, bloß zum Beweise ihrer Hochachtung und Andacht d). Hingegen glauben die Wilden keinesweges, es müßten die Thiere angebetet werden; sie halten dafür, es hätten so wohl die Seelen der Thiere als der Menschen die Hülfe der mächtigern Geister nöthig, und glauben nichts weniger, als daß sie (wenigstens nicht in diesem Leben) Besitzer göttlicher Kräfte wären.

§. 13.

c) Wie wenig in den ältsten Zeiten dazu gehört hat, diesen Gedanken in der Welt einzuführen, das kann man aus einer Erzählung des Herrn Niels Egede in seinem grönländischen Tagebuche vom Jahre 1741. am 3 Jun. sehen. Er schreibet: Ein Grönländer fragte: ob nicht der Hahn, den er auf dem Schiffe gesehen hatte, ein Angekok d. i. ein Prophet wäre, denn er rufte Marlorakou -- d. i. er habe zwecne Seehunde gefangen? Er sagte auch: ich habe den Hahn gebeten, er mögte mich die rothe Mütze, die er auf dem Kopfe hat, anfühlen lassen; so gleich streckte er den Kopf her. Dieser Vogel, sagte er weiter, muß würklich Menschenverstand haben; denn als ich ihn fragte: ob er ein Angekok wäre? so rufte er so hoch, daß mir die Ohren wehe thaten, daher ich nicht verstehen konnte, was er sagte, und als ich ihn bat, leiser zu reden, so schüttelte er den Kopf.

d) Pocokes Beschreib. der Morgenländer 1. Th. 5. B. 6. Kap. und allgemeine Welthist. 1. Th. 3. Hauptst. 2. Abschnitt.

§. 13.

Ich werde hernach deutlicher zeigen, aus welcher Ursache man den Seelen der Thiere so wohl, als der Menschen die Unsterblichkeit beylegte. Um das Angefangene fortzusetzen, nämlich, was für Gedanken sich die Wilden von der Herrschaft der Geister machten, so muß ich dieses anmerken: es habe der Himmel selbst, nach der Meynung dieser Völker, eben so wohl seinen regierenden Herrn, als die Länder auf Erden. Man siehet aus nichts besser, wie sehr der Mensch in allen geistlichen Dingen seinen Plan nach den irrdischen gemacht hat, als aus der Betrachtung der Beschreibung, die sie von himmlischen Dingen machen; nämlich diese unter ihnen, die sich erkühnet haben, so hohe und dem menschlichen Verstande so verborgene Dinge zu überdenken; denn die meisten Wilden halten es für unmöglich, daß der Mensch die Beschaffenheit der himmlischen wissen könne, und setzen daher, diese betreffend, nichts gewisses fest. Diese hingegen, die sich wagen, eine Beschreibung davon anzugeben, sagen: der Himmel wäre ein ordentlich bewohntes Land, worinn fast eben dieselbe Dinge, die hier auf Erden sind, gefunden würden e). Vermuthlich hat man in den ältsten Zeiten der Welt über-

e) Allgem. Gesch. von Amerika, 3. Hauptst. Egedes Relation von Grönland vom 26. Jänner, 1723. Garcilasso Chap. 10.

überall auf eben diese Art gedacht. Die alten nordischen Völker, auch nachdem schon Othin ihre Meynungen verbessert hatte, sahen den Regenbogen für eine Brücke zwischen Himmel und Erde an, über welche die Götter zu den schönsten Städten ritten f), die sie im Himmel bewohnten, welche von undenklich grossen Bäumen beschattet würden, und an den lustigsten und angenehmsten Strömen angeleget wären.

§. 14.

Inzwischen sind die Gedanken, die sich die Wilden von den himmlischen Wesen, Sonne und Mond ausgenommen, machen, in allen Stücken ganz und gar höchst unwichtig. Sie geben immer nur eine und ebendieselbe Ursache an. So wie man in der Menschheit siehet, daß Völker, die weit von einander entfernt wohnen, keinen sonderlichen Theil an dem Interesse der andern nehmen: so meynen sie ebenfalls, die himmlischen Wesen, wären allzuweit von der Erde entfernt, als daß sie sich um sie bekümmern sollten. Der Himmel ist daher auch nicht der Ort, wohin die Wilden nach dem Tode zu kommen, Hoffnung haben. Es verlegen vielmehr die allermeisten dieser Völker das glückseelige Land der Seelen entweder in gewisse Gegenden

f) Resen. Edda, Fab. 11. 15. 34. 35. Und in Mallets Fab. 7. 8. 9.

genden hier auf Erden, welche die Lebendigen nicht ohne die höchste Schwierigkeit aufsuchen können; oder unter die Erde in Länder, die größtentheils den unsrigen ähnlich seyn sollen; oder, wenn einige auch von ihnen glauben, die Seelen kämen nach dem Tode in den Himmel: so sehen sie doch dießfalls diese Seelen nicht für die glücklichsten an, sondern halten beständig dafür, das Himmlische wäre in und seiner Natur nach so verschieden von dem Irrdischen, daß das Land der Seelen auf Erden jederzeit ein weit glücklicher Aufenthalt für den Theil des Menschen wäre, der den Körper überlebte, als der Himmel. Daß sich die allerälteste Welt von dieser Sache keine bessern Gedanken gemacht hat, als diese Wilden, das siehet man vollkommen aus ihrer Beschreibung von den Eliseischen Feldern und von dem Zustande der Seelen nach dem Tode g). Das Land der Seelen war keinesweges im Himmel, sondern entweder unter oder auf der Erden. Es ist unläugbar, daß man hernach den vernünftigen Geistern einen Platz unter den Göttern im Himmel eingeräumet hat; allein dieses scheinet in der allerältesten Welt bloß solchen Personen zugestanden geworden zu seyn, von denen man die hohe Meynung hatte, daß sie Halbgötter wären. Hernach, als man anfieng, vernünftiger zu denken, und die ältsten groben

g) Mosheim in seinem Anmerkungen zu Cudworth. Syst. Intell. C. 5. Sect. 3. §. 20.

groben Meynungen zu verbessern, gestund man allen vernünftigen Seelen, die ordentlich und untadelhaft gelebet hatten, diesen Vorzug zu. In unsern Zeiten aber sind die alleräl testen und neuern Meynungen so untereinander vermischt, daß sie in den meisten Vorfällen sehr schwer von einander zu unterscheiden sind.

§. 15.

Es ist daher auch sehr schwer zu sagen, wie weit die Wilden ein allerhöchstes Wesen glauben. Die Nachrichten, die man davon findet, sind einander so widersprechend, daß man ungewiß wird, was man daraus schliessen soll. Da man aber niemals glauben darf, daß dasjenige, was der Mensch auch in seiner größten Unwissenheit denket, schlechthin widersinnig und ohne Zusammenhang ist: so muß man unter Dingen, denen diese Völker leicht Beyfall geben, einen Unterschied machen, nämlich, was ihnen von andern gesaget wird, und was sie von sich selbst glauben. Der Gedanke, ob ein allerhöchstes Wesen, ein Herr, und Meister aller Dinge ist, führet etwas so überzeugendes und majestätisches bey sich, daß auch die meisten unaufgeklärten Völker gezwungen sind, dieser Wahrheit Beyfall zu geben; haben sie ihn aber darum selbst gedacht? Wenn man aufrichtig verfahren will, so kann man, wenn man alles wohl überlegt hat, kaum etwas anders annehmen, als daß die Sonne

die höchste Gottheit aller wilden Völker ist, und obschon viele scharfsinnige und sehr gelehrte Skribenten sich im höchsten Grad bemühet haben, zu beweisen, die ältste heydnische Welt habe von dem allerhöchsten Wesen reine und richtige Gedanken gehabt; so ist doch die Reinlichkeit dieser Meynung so geringe h), und sie selbst streitet so sehr gegen das klare Zeugniß, das man bey den alten Skribenten findet, daß man sich selbst würde Gewalt anthun müssen, wenn man ihr Beyfall geben sollte. Ueberhaupt scheinet sich auf die ältste Welt nichts besser zu schicken, als die einfältige Denkungsart, die man noch bey den Wilden findet. Die unendlich strengen Gebote GOttes gegen die heydnische Abgötterey beweisen überzeugend genung, daß diese Völker würkliche Götzen anbeteten, und keinesweges Sinnbilder des wahren Gottes.

§. 16.

Wenn man dahero fragt, ob die Wilden und die heydnische Welt den wahren Gott anbeten? so muß dieses ganz unzweifelhaft geläugnet werden, weil ihre Geschichte durchaus zeiget, daß sie würklich nichts anders, als die Kräfte in der Natur und natürliche Dinge verehren. Der erste grosse Gedanke von der wahren Gottheit, daß es ein von der Welt abgesondertes Wesen sey, ist sowohl ihnen, als auch den ältsten

h) Euseb. præpar. Evang. L. I. §. 6. 9.

sten Menschen ausserhalb der Kirche unbekannt. Um aber desto besser zu sehen i), wie weit ihre Gedanken in Ansehung der Geister von der richtigen und wahren Beschaffenheit dieser unsichtbarer Wesen abweichen: so muß man bemerken, daß sie durch einen Geist keinesweges etwas würklich einfaches verstehen, sondern bloß etwas unsichtbares, und den Sinnen unbegreifliches. So bald man aus dem Gefühl des Körpers auf das Wesen der Seele schloß, so konnte man auch nicht anders denken. Auch noch lange hernach, als die Wissenschaften in der Welt zu einer ansehnlichen Vollkommenheit gelanget waren, wußte man in der heydnischen Welt noch nicht, was das würkliche Einfache war k); auch noch in den ersten christlichen Zeiten findet man merkwürdige Beyspiele, daß man in verschiedenen Orten Gott und die Geister für vollkommen körperlich gehalten hat. Obschon Origenes würklich dafür hielt, die Geister wären nichts anders, als höchst feine körperliche oder vielleicht richtiger zusammengesetzte Wesen: so waren die ägyptischen Mönche doch nicht damit zufrieden; sie sahen es für eine würkliche Ketzerey an, daß er Gott die Vollkom-

i) Lafitau oder Allgem. Gesch. von Amerika.

k) Mosheim am angeführten Orte. Iambl. Myster. Sect. 1. C. 7.

menheit, die der menschliche Körper besässe, dadurch abspräche l).

§. 17.

Ich habe gesagt, die Wilden bekümmerten sich nicht sehr um die himmlischen Wesen; eben so wenig bemühen sie sich auch die guten Geister überhaupt zu gewinnen, weil sie glauben m), daß die höhern und vortreflichern Naturen keinen andern Theil an den irrdischen nähmen, als nur schlechthin und überhaupt ihnen Wohlthaten zu erzeigen. Die Geschichte der meisten Völker lehret, daß man fast in der ganzen Welt den hohen Göttern eben dieselbe Lebensart zugeschrieben, woran man selbst das größte Vergnügen fand, und die man auch für die glücklichste hielt. Die Wilden, die vernünftig genung sind, zu urtheilen, es müßte die wahre Glückseligkeit allerdings etwas ganz anders seyn, als daß sie in einem mühsamen und kummervollen Leben, wie das gegenwärtige ist, bestehen sollte, gaben den grossen und unglückseligen Göttern eine Lebensart, die den ihrigen ganz entgegen gesetzt war; nämlich ein Leben, ohne Kummer, ohne Mühe und Arbeit und ohne Verdruß. Da diese Völker nur aus Noth arbeiten, und daran ihr größtes

l) Origenes de princ. L. 2. C. 1. Socrat. Hist. eccles. L. 7. C. 7.

m) Histoire de la Virginie, L. 3. Chap. 7.

tes Vergnügen finden, wenn sie mit kreuzweis übereinander gelegten Armen sitzen, und die Hände in den Schooß legen können, und nur einigermassen das Benöthigte haben: so darf man sich nicht wundern, daß sie sich eben diese Vorstellung von den glückseligen Geistern machen. Diese Wilden haben nach keinem andern Plan gearbeitet, als die übrige heydnische Welt. Griechenland und Rom hielten dafür, die Götter fänden an allen Lastern Vergnügen, die man in ihren Ländern damals liebte. Die Wilden, die weit ordentlicher leben, eigneten ihren Göttern oder guten Geister keinen dieser Fehler zu, weil sie sich selbst derselben schänden. Unser Norden setzte die Glückseligkeit der Götter ins Kämpfen; die Wilden, die den Krieg nicht weniger lieben, aber ihn bloß dießfalls führen, um das Unrecht zu rächen, das ihnen, wie sie glauben, von andern zugefüget wird, versagen den guten Geistern ein Vergnügen, das, wie sie sehr wohl einsehen, bloß aus einer menschlichen Schwachheit entstehet, und die der Grund der Gedanke ist, den sie sich von dem Gegensatze der wahren Glückseeligkeit machen. Der Schluß dieser ihrer Meynung ist dieser, daß man sich ganz und gar nicht in dem Grade um die guten Geister bekümmern soll, wie um die Bösen, und zwar um so vielmehr dießfalls, weil alle diese Völker durch die geringe Anbetung und den einfältigen Gottesdienst, womit sie ihre Götter ehren, niemals auf etwas anders

zielen, als nur die Hülfe der Götter im Zeitlichen zu geniessen. Das Geistliche und Zukünftige ist eine Sache, um die sie sich am wenigsten bekümmern. Ob man schon nicht gänzlich läugnen kann, daß einige eine Art einer Gedanke von einer Art einer Strafe und von unglückseligen Gegenden äussern, die die bösen Menschen zu gewarten haben: so ist doch ihr Begriff davon so unvollkommen und bey den meisten so dunkel, daß man in Ansehung der meisten ganz richtig sagen kann, daß ihnen diese grosse Wahrheit ganz unbekannt ist. Da sie unter sich von keiner bürgerlichen Strafe wissen, keine Gerichtsstädte oder peinliche Verhöre kennen, so haben sie auch davon kein Muster zum Künftigen nehmen können. Da hingegen Aegypten unstreitig aus den Gebräuchen, die man in Ansehung eines Verstorbenen vor dem Begräbnisse in Acht nahm, indem man ihn, wegen seines Verhaltens im Leben ordentlich über ihn Gericht hielt, ehe er beygesetzt ward, den Schluß machte, man würde auf eben diese Art im Lande der Seelen mit ihm verfahren. Da die Lebensart der Wilden übrigens ganz unschuldig ist, so halten sie sich auch nach dem Tode nicht für strafwürdig. So wenig kennet man von Natur das menschliche Verderben und die Gnadenmittel, welche die wahre Glückseligkeit ausmachen.

§. 18.

Die eigentlich so genannten guten Geister scheinen bey den Wilden allein himmlische Wesen zu seyn, die, vergnügt mit der Glückseligkeit, die sie besitzen, ohne Erinnerung dem Menschen ihre Wohlthaten mittheilen, und nichts Irrdisches nöthig haben. Da man beständig sahe, daß Sonne und Mond durch ihre Wärme und ihr Licht alles in der Natur beföderten, und, wie man dem Ansehen nach schliessen konnte, dem Menschen keinen Schaden zufügten: so war nichts natürlicher, als daß man in den meisten Ländern auf die Gedanken fallen mußte, sie wären beständig gutthätige Wesen; da hingegen alles, was auf Erden oder im Irrdischen vorfiel, dem Menschen bald nützlich, bald wieder schädlich war. Man darf sich also nicht wundern, zumal da man voraussetzte, es würde alles durch die Geister verursachet, daß diejenigen unter ihnen, welche das Irrdische bewohnten, theils für ganz böse angesehen wurden, theils auch hingegen für Geister von einer mittlern Natur, vielleicht auch einige für ganz gut; obschon dieses letzte nicht für gewiß ausgegeben werden kann. Da man meynte, diese irrdische Geister wären von Natur dazu bestimmt, das Irrdische einzurichten und zu regieren, so waren sie auch diejenigen, welche man insonderheit zu gewinnen suchen mußte, zumal, da es der Glückseligkeit der guten Geister zuwider war, sich mit den

bösen abzugeben. Ein jeder Geist ward überdieß für so frey angesehen, daß ihm kein anderer in seinen Unternehmen hinderlich wäre, und man dachte vielleicht, es wäre bey den Geistern wie bey den Menschen dadurch am meisten zu gewinnnen, wenn man sich zu ihnen unmittelbar hielte.

§. 19.

Nachdem man auf diese Art eine Menge falscher Schlüsse gemacht hatte, von denen immer einer unrichtiger war, als der andere, alle aber, wie es scheinet, das einzige waren, was ein so unaufgeklärter Verstand des Menschen in den ältsten Zeiten vermögend war, auszurichten: so waren die bösen Geister und die von einer mittlern Natur die einzigen, auf die man, sie zu verehren, fallen konnte. Weil sie, als Bewohner des Irrdischen, natürlicher weise sich davon zu unterhalten schienen n) (denn ich habe schon vorher angemerkt, daß man diese Wesen auf menschlichen Fuß betrachtete): so hielt man dafür, sie könnten das geniessen, was ihnen der Mensch anbot; da man hingegen eben dasselbe von den Himmlischen nicht so leicht glauben konnte. Da sie aber, als subtile Wesen, sich nicht des Groben der Dinge bedienen konnten, so meynte man, der Rauch der Kräuter und das Blut der Thiere wäre ohne Zweifel ihre rechte

n) Euseb. L. 4. Art. 22. vom Porphyrius.

Speise, und sie fänden daran Gefallen; um so viel mehr, da die alte Welt würklich in den Gedanken stund, die Seelen der Thiere nährten sich von ihrem Blute. Man glaubte überdieß, indem man immer aus dem Menschlichen schloß, daß, weil die Personen, denen man eine beständige Freundschaft und beständige Dienste erzeiget, dadurch gewonnen werden, ebenfalls die Geister, weil sie der Menschen benöthiget seyn könnten, durch ihre beständige Dienste ihre Freunde werden, und ihnen dafür verbunden seyn müßten. Der Dienst der geringern und irrdischen Geister mußte daher allgemein werden. Und würklich hat er auch in der ganzen Welt so vollkommen geblühet, daß man ihn auch im Christenthume nicht gänzlich hat ausrotten können. Unsere Nixe, Unterirrdische, Trollen, Gespenster, Kobolde u. d. g. sind nichts anders, als Ueberbleibsel dieses Aberglaubens, die vielleicht beständig in der Fantasie des gemeinen Mannes spücken werden.

§. 20.

Ich habe schon gesagt, daß die wilden Völker die Seele ganz und gar nicht für ein einfaches Wesen ansehen, sondern für ein körperliches, das aber zugleich überaus fein ist. Insgemein wissen sie sich selbst dießfalls nicht zu erklären, sondern sie machen sich von Geistern die Vorstellung als ob sie eine Art eines Schat-

Schattens wären; einige hingegen, wie ich hernach weiter zeigen werde, halten diese unsichtbare Wesen von gleicher Beschaffenheit mit dem Feuer. Diese letzte Meynung hat auch würklich so wohl sie als die älteste Welt in der Einbildung bestärket, die Geister geniessen und verzehrten das Irrdische; denn, nach dem, was ich schon angemerkt habe, ist nichts reimlichers, als daß der erste Gedanke, den sich der Mensch vom Feuer machte, dahin hinaus lief, die Flamme wäre ein Thier, das alles, was es anträfe, verzehrte. So bald nun die Seelen und Geister mit dem Feuer von eben derselben Beschaffenheit zu seyn, gehalten würden, so schloß man von dem einen auf die andern, nämlich: sie bedienten sich des Feinsten der sichtbaren und groben Dinge zu ihrer Unterhaltung. Obschon überdieß die grosse Ursache so wohl dieser als aller anderer Meynungen von dem Unsichtbaren diese war, daß man von dem, was in der Menschheit vorgieng, auf die Seelen und Geister schloß, in dem dießfalls das Feuer für ein lebendiges Wesen, und entweder als ein einziges Thier, oder als ein Klumpen würklicher Thiere angesehen ward: so ist es kein Wunder, daß die meisten Völker in der Welt für dieses Element eine besondere Hochachtung geheget haben. Bey vielen Wilden findet man Tempel, in welchen ein beständiges heiliges Feuer brennet, wel-

ches

ches von gewissen dazu bestimmten Geistlichen unterhalten und bedienet wird o).

§. 21.

Obschon die Wilden, wie man aus dem vorigen bereits sehen kann, glauben, die Welt wäre ganz voller Geister, so bemühen sich doch nur einige wenige insonderheit, sie zu gewinnen, und erwarten hernach alle Freundschaft von ihnen, welche so bald sie mächtig genung sind, diejenigen Personen, die sie lieb gewonnen haben, in ihren Schuß zu nehmen, sie zu vertheidigen und ihnen den besten Rath zu ertheilen. Die Hausgötter der Wilden sind würklich nichts anders als mächtigere Geister, deren Freundschaft sie sich einbilden genommen zu haben. Und diese Geister sollen zur Vergeltung der ihnen erzeigten Wohlthaten sie gegen alles Uebel, das ihnen bey so vielen Gelegenheiten im menschlichen Leben begegnen könnte, insonderheit gegen den Anfall anderer Geister vertheidigen, weil sich der Mensch am wenigsten vor den unsichtbaren Wesen in Acht nehmen könnte. Einige Wilde stehen würklich in den Gedanken, es würden alle Krankheiten ja der Tod selbst nur allein von den bösen Geistern verursachet p), und wenn diese nicht wären:

o) Vojages au Nord, Tom. 5. Relation de la Louisiane, und des Tonti Reise. Rochefort von den Apalachiten.

p) Paragvai von Charlevoix. Tom. 2. Liv. 4.

wären: so würde der Mensch beständig glücklich und unsterblich seyn. Aus diesen Begriffen geschieht es oft, daß einige, denen oft etwas Böses begegnet, die Hausgötter verändern, indem sie meynen, diejenigen, mit denen sie bereits Freundschaft gestiftet hätten, wären nicht mächtig genung. Doch gehen sie in der Einbildung, als ob die Geister menschlichen Schwachheiten unterworfen wären, nicht so weit, wie die Chineser von der Sekte Foe, die auch ihre Hausgötter peitschen, wenn es ihnen nicht nach Wunsche gehet, um diese Geister zu lehren, künftig ihres Amtes besser zu warten. Obschon die Wilden nicht unterlassen, diesen Schutzgöttern angenehme Opfer anzubiethen: so kann man doch zuverläßig sagen, daß je wilder ein Volk ist, es sich desto weniger daraus macht, den Göttern zu opfern, und sie zu bedienen. Insgemein glauben die Wilden, daß die Geister eine eingegangene Freundschaft nicht leicht brechen, vermuthlich, weil sie sie selbst nicht leicht brechen. Ein Volk, das nicht selbst Vortheile bey andern sucht, hält die Götter für eben so uneigennützig, als es selbst ist.

§. 22.

Ausser diesen Hausgöttern, woraus einige wilde Völker sehr mächtige Wesen machen, setzen sie noch grosses Vertrauen in die Geister, die die grössern

Werke

Werke der Natur als Luft, Berge, Flüsse, Wälder, wie auch Sonne und Mond bewohnen. Sie halten sich in allen öffentlichen Angelegenheiten an sie, und bringen ihnen eine Art von Opfer, obschon nur selten. In einer oder der andern ihnen drohenden Gefahr, als in Wassersnoth und dergleichen, nehmen auch einzelne Personen sich die Freyheit, diese, ihren Gedanken nach mächtige, Wesen zu versöhnen, weil sie glauben, es wäre die Natur aus keiner andern Ursache aufrührisch, als um die Menschen zu erinnern, was sie den Göttern schuldig wären. Sonst siehet man leicht, warum sie nicht, ausser in allgemeinen Feyerlichkeiten, die das ganze Volk betreffen, sich zu diesen mächtigen Wesen halten, theils weil sie glauben, eine Person wäre allzugeringe, die besondere Fürsorge solcher hohen Wesen zu verdienen; theils auch, weil sie meynen, sie könnten nicht so leicht von einer geringern Anzahl Personen verehret werden, als von dem ganzen Volke, dessen Beschützung sie über sich genommen hätten. Allein die Geister, woraus sich die Wilden am meisten machen, und die bey allen diesen Völkern, auch bey denen, die sonst weder die Hausgötter, noch die vermeynten Geister, die die grossen Werke der Natur bewohnen, verehren q), in Ansehen stehen, sind die unsichtbaren Wesen, mit denen ihre Geistlichen (wenn sie sonst diesen Namen verdie-

q) Leri Histor. Navig. in Brasiliam.

verdienen) wo sie meynen, Umgang pflegen. Und diese sind überhaupt in so hohen Ansehen, daß man in allen wichtigen Vorfällen seine Zuflucht zu ihnen nimmt, und ihren vermeynten Rath für zuverläßig hält.

§. 23.

Was nun diese Geister betrift, von denen sich gewisse bey allen Völkern dazu bestimmte Geistliche einbilden, mit ihnen in Vereinigung zu leben: so gehören sie unstreitig unter die vorzüglichsten und wichtigsten. Die Ursache, warum man überall in der Welt einige auserwählte Personen zu ihrem Dienste ausgesucht hat, scheinet keine andere als diese gewesen zu seyn, nämlich, weil man in den Gedanken stund, es wären diese mächtige Geister nicht so leicht zu gewinnen, als die weniger mächtigen, sondern es würde eine weit grössere und feyerlichere Vorbereitung dazu erfodert, mit ihnen in Vereinigung zu kommen, als mit den letzten. Zu dem Ende muß man bemerken, daß alle wilde Völker in der Meynung stehen, es wäre die Seele von Natur zum Umgange mit den andern Geistern vollkommen geschickt. Sie glauben würklich, die Seelen hätten einen natürlichen Trieb dazu, sie würden aber daran durch den Körper verhindert, und man müsse ihnen daher, ehe eine solche Vereinigung mit andern Geistern vor sich gehen könnte, dazu behülflich seyn, daß sie von den gewöhnlichen

Fesseln des Leibes befreyet würden. Dieses siehet man am besten aus den Gedanken, die sie sich wegen ihrer Träume machen. Sie glauben würklich, daß die Seelen im Schlafe den Leib verlassen, herum wandern, und die Dinge betrachten, die die Seele in diesem Zustande denket. So viel ist gewiß, daß die ersten Betrachtungen des Menschen nicht weiter giengen, als das Viele, das man nicht verstund, aus dem Wenigen, was man wußte, zu erklären; daher, weil man wachend nicht ohne gegenwärtig zu seyn, von Dingen, an die man zuvor nicht gedacht hatte, Kenntniß bekam, so meynte man, es müßte eben dieselbe Beschaffenheit auch im Schlafe haben. Weil nun dießfalls die Vereinigung zwischen Seele und Leib gewissermassen aufhören mußte, ehe mit andern Geistern eine neue angefangen werden konnte, und man bemerket hatte, daß die Fertigkeit, zu denken, weit geringer war, wenn die Natur sich mit der Verdauung der Speise beschäfftiget, als wenn man nüchtern ist: so ist es kein Wunder, daß man bey allen heydnischen Völkern einstimmig im Fasten das grosse Mittel gefunden haben will, die Seele vom Zwange des Leibes frey zu machen. Die Wilden gehen in ihren Fasten überhaupt zu weit; von allen heiligen Uebungen brauchen sie keine ofter, als diese. Alle insgesamt, insonderheit aber die Geistlichen, sind in unzähligen Vorfällen dazu verbunden, vornehmlich

wenn sie zu ihrem Amte eingewenhet werden sollen, oder nach der Einwenhung die Geister rufen und, ihrer Meynung nach, durch ihre Citation entweder etwas für das gemeine Beste auswürken, oder auch das Zukünftige erforschen sollen. Bey den meisten Völkern hat man überdieß solchen Personen, die sich den Geistern aufopfern sollen, ausser einem langwierigen und fast unglaublichen Fasten noch andere Martern auferlegt, die insgemein für unausstehlig angesehen werden könnten. Sie sind dabey der Meynung, die Seele könnte von der Befleckung des Leibes nicht genung gereiniget werden, oder die Fesseln nicht hinlänglich zerbrechen, die sie an den Staub und an die Unreinigkeiten hefteten, worinn sie eingewickelt wäre. Einige Völker erlauben keinem eine Stelle unter ihren Geistlichen, wenn er nicht zuvor durch eine Menge anhaltender Schmerzen so sehr ausser sich selbst gebracht worden ist, daß er alles, was zuvor im Leben geschehen ist, ganz und gar (wenigstens wie sie glauben) vergessen hat r); und man kann überhaupt sagen, daß die meisten heydnische Geistlichen, ehe sie für würdige Kandidaten erkläret werden, eine Art der Verrückung des Gehirns ausgestanden haben, und gewissermassen aberwitzig geworden sind. Die Wilden glauben ganz fest, daß ein höchst ungewöhnlicher

Zustand

r) Histoire de la Virginie, Chap. 3. Liv. 7. Allgem. Geschichte von Amerika, 3. Hauptst.

Zustand bey dem Menschen nöthig ist, wenn er zu einer Vereinigung mit diesen höhern geistigen Wesen geschickt seyn soll. Sie nehmen nicht weniger für wahr an, daß der Mensch in einem jeden ausserordentlichen und ungewöhnlichen Zustande dazu geschickt ist, und daher ist eine natürliche Raserey, eine Wahnsinnigkeit, auf welche Art sie sich auch einer Person bemächtiget, bey allen diesen Völkern eines der nächsten Mittel, für Vertraute der Götter angesehen zu werden; bloß weil man in seiner Raserey von ihnen redet, und sich einbildet, mit diesen unsichtbaren Wesen in einer nahen und ungewöhnlich genauen Vereinigung zu stehen. Auf diese Art geschiehet es nicht ohne grosse Mühe und nach den schmerzlichsten Leiden erst, daß die meisten Wilden glauben, die mächtigern und höchstwichtigen Geister würden überredet, die Menschheit anzunehmen, doch nicht eher, als bis die Seele, so zu sagen, auf eine gewisse Art von den leiblichen Befleckungen getrennet ist, und die Person, welche ein Diener der Götter seyn soll, noch bey lebendigem Leibe eine Art des Todes ausgestanden hat.

§. 24.

Daß die älteste Welt ungefehr auf eben diese Art gedacht hat, dieses siehet man ganz deutlich nicht allein aus dem hohen Werthe, den alle heydnische Völker auf ein langwieriges Fasten setzten, sondern auch

aus den alleråltsten Religionsgeheimnissen, in so weit diese letzten bekannt geworden sind. Die indianischen Gymnosophisten führten allein aus dieser Ursache ein übermåßig strenges Leben, welches das heutige Indien auf das höchste getrieben zu haben scheinet s). Man sollte fast glauben, es håtten die ågyptischen und äthiopischen Priester t), so wie noch einige Wilde u), aus eben dieser Ursache die Beschneidung erdacht, so wie auch noch einige andere heydnische Vôlker, bey denen sie gebråuchlich gewesen (wo sie sie sonst erfunden haben), und zwar mehr um zu zeigen, wie sehr diejenigen, die sich dem Dienste der Gôtter wiedmen, allen fleischlichen Lüsten entsagen sollen, als schlechthin der Reinlichkeit wegen, von der man nicht wohl einsehen kann, worinn sie bestehen sollte. Was für unmenschliche Schmerzen mußten nicht diejenigen ausstehen, die dem Gotte der Perser, dem Mithras, geheiliget werden sollten? In den grossen Samothracischen und Eleusinischen Geheimnissen v), die

s) Strabo L. 15.

t) Herodot. L. 2.

u) Coreal, Tom. I. Part. 2. Chap. 11. Man versichert eben dasselbe von den Einwohnern von Yucatan ꝛc. ob es schon von andern widersprochen wird. Ob einige Vôlker am Orenoke beyde Geschlechter beschneiden lassen, davon sehe man P. Gumilla, T. I. Ch. 6.

v) Weil man dabey dem Ursprung gôttlicher Dinge, so wie bey den Aegyptiern, unter unanståndigen Bildern, als

die das Alterhum sich nicht unterstand, der Nachwelt und den Uneingeweihten bekannt zu machen, war die Reinigung ein überaus wichtiges Stück, und ein furchtbarer Gebrauch, womit man zugleich diejenigen in Schrecken setzte, die man einweihen wollte; und es scheinet, man habe damals eben diese Absicht dabey gehabt, wie noch itzt unter den Wilden, nämlich x): die Seelen ganz und gar von ihrer gewöhnlichen Denkungsart ab- und auf eine andere zu ziehen, in welcher sie zum Umgange mit den Göttern am besten geschickt wären. Die einfältigste von allen Reinigungen so wohl in den ältsten Zeiten als noch itzt unter den Wilden, war die Reinigung durch Wasser; diese war von keiner geringen Wichtigkeit, noch ehe eine Medra den Mord ihrer Kinder, ein Orest den Mord seiner Mutter und ein Peleus den Mord seines Bruders damit abwaschen wollte. Die Völker, die gewisse Wasser für besonders heilig hielten, sind in Ansehung dieser Art der Reinigung am meisten aberglaubisch gewesen y). Auf diese Art sind noch in unsern Zeiten die Indianer der Meynung, daß, wenn ein Kranker in ihren heiligen Strömen stirbt, insonderheit

als unter der Gestalt des Phallus, verehrte. Euseb Demonstr. Evang. L. 2. §. 4. Pausan. Arcad. C. 4 und 38.

x) Meursii Eleus. in Gronov. Thesaur. Ant. Græc Vol. 7.

y) Bernier Vojages au Mogol. Tom. 2.

derheit im Ganges, oder richtiger, wenn er im Sterben ersäuft wird, die Seele abgewaschen wird, indem sie durch das Wasser aus dem Leibe gehet, und solchergestalt von den körperlichen Unreinigkeiten gereiniget wird. Hingegen scheinet es, daß in dieser Betrachtung einige der ältsten Völker, wie auch die Wilden unserer Zeiten, insonderheit die südlichen Amerikaner, am besten gedacht haben, nur daß sie diese Art der Reinigung wegen geringerer Vergehungen für hinreichend gehalten haben; wesfalls auch verschiedene Völker, und unter andern unsere alten nordischen Wasser über die Kinder gegossen haben, wenn sie ihnen den Namen gaben z). Daß man in der ältsten Welt, so wie die heutigen Wilden noch thun, meynte, die Götter theilten sich den Menschen mit, wenn die Sinne nur erst verrückt geworden, und in eine Art der Raserey gerathen wären a), dieses siehet man insonderheit aus den heydnischen Orakeln. Im Delphi=

z) Snorre Sturleson im Leben Harald Haarfagers.

a) Diod. Sic. L. 14. Plutarch. de Orac. defectu, und Strabo L. X. Ex vers. Commune hoc Græcis cum Barbaris est, ut sacrificia celebrent, alia cum, alia sine furore. - - Furor instinctum inspirationemque quandam divinam habet, et ad Fatidicum genus accedit. d. i. Es ist den Griechen mit den Barbarn gemein, daß sie theils mit, theils ohne Raserey ihre Opfer verrichten. - Diese Raserey führet einen göttlichen Trieb und eine göttliche Eingebung bey sich, und nähert sich der Wahrsagerey. Siehe auch Plat. in Phædro.

Delphischen Orakel scheinet der Dampf, der aus der Höhle herauf stieg, Thiere und Menschen, die sich ihm näherten, in einem hohen Grade aberwitzig gemacht zu haben, und man kann vermuthen, daß es zum Theil eben diese Beschaffenheit damit gehabt habe, wie mit der berühmten Hundehöhle in Italien b). Dieses grosse Orakel hatte anfangs bloß dadurch Griechenland in Verwunderung gesetzt, weil ein paar Ziegen, die bey der Höhle weideten, einige wunderliche Sprünge machten, und der Hirte selbst den Verstand verlor, als er, so wie seine Ziegen, sich dem Dampfe allzusehr näherte. Dieses Orakel ward hernach vielen Ländern ein wichtiger Abgott, weil ein Frauenzimmer, die man über die Höhle setzte, ebenfalls in Raserey gerieth, und darinn bald dieß bald jenes Wort aussprach; Worte, die oft keinen Zusammenhang mit einander hatten, und die man hernach zusammen setzte, so gut man konnte, um eine Art eines Verstandes darinn zu finden. Das Orakel des Trophonius und einige andere, von eben der Beschaffenheit und Würkung, wie das Delphische, beweisen zur Genüge, was für einen schlechten Ursprung diese Dinge in der heydnischen Welt gehabt haben, die doch hernach die künftige Zeit als die höchsten und heiligsten verehret hat, wie auch,

b) Arist. de mundo. Plutarch. de oræ defectu, und Borrichii Dissertat. de furore poetico.

wie ähnlich der Mensch sich selbst überall und in allem, was er geglaubt und gedacht hat, gewesen ist, und wie bereitwillig er war, einstimmig anzunehmen, daß alles, was in der Natur sonderbares und unverständliches vorkommt, eine unmittelbare Würkung der Geister sey. Noch in unsern Zeiten schliesset der meiste Theil der Menschen auf eben diese Art, und es wäre sehr leicht, zu beweisen, welche Menge von Dingen und Gegenden, die von verschiedenen Völkern in der ganzen Welt für heilig angesehen werden, ihre Hochachtung allein diesem menschlichen Irrthume zu danken haben.

§. 25.

Für so schwer es die Wilden halten, die mächtigern Geister von mittlerer Natur zu gewinnen, mit eben geringer Mühe sollen, wie einige von ihnen annehmen, die geringern, welche sie sich zu ihren Hausgöttern erwählen, zu bewegen seyn, mit dem Menschen Freundschaft zu machen. Es ist würklich etwas ganz sonderbares in der Art, wie diejenigen unter ihnen, welche ihr Vertrauen auf diese vermeynte Geister setzen, zu ihrer Wahl schreiten. Man muß im voraus bemerken c), daß alles, was gedacht werden kann, z. B. ein Thier, ein Knochen, ein Stein und was es auch sey, lebendige oder todte Dinge,

c) Allgem. Gesch. von Amerika.

Dinge, die ihnen nur vorkommen, geschickt sind, einen Gott vorzustellen; bloß, weil sie glauben, die Geister wohnten überall, daher könne nichts gedacht werden, das ihnen nicht zum Aufenthalte dienen könnte. Da man aber eine Regel nöthig hat, um zwischen der unendlichen Menge von Dingen, die in der Natur vorkommen, die rechte Wahl zu treffen: so nehmen sie in dieser Wahl einen wunderbaren Weg. Sie halten sich nämlich darinn an ihre Träume, und was ihnen im Schlafe vorkommt, das halten sie für gewisser und unzweifelhafter, als was sie mit wachenden Augen sehen d). Ein Traum kann in den Ge-

d) Von dem starken Aberglauben in diesem Vorfalle findet man ganz sonderbare Exempel. Charlevoix in Hist. de la Nouv. France, Tom. 3. Lett. 24. versichert, es habe einem einsmals geträumet, er sollte sich seinen Finger abschneiden lassen, und er schnitte ihn aus dieser Ursache wirklich ab. Lafitau, oder Allgem. Gesch. von Amerika 3. Hauptst. § 36. erzählet noch merkwürdigere Exempel. Ich will daraus etwas kürzlich anführen. Die Wilden glauben, daß die Seele, wenn sie das nicht geniesset, was sie verlanget, den Leib verlässet, und daß die Person, wenn ihre Begierde nicht befriediget wird, sterben müsse. Einem Wilden träumte, seine Glückseligkeit käme auf den Besitz einer mit einem der Vornehmsten des Ortes verheyratheten Frau an. Er ließ daher diesem so gleich um seine Frau ansprechen. Mann und Frau liebten einander herzlich, dennoch aber dorften sie das Begehren nicht ausschlagen, und sie mußten sich trennen. Die Frau gieng die neue Ehe ein, um das Leben dieses Menschen zu retten, und sich nicht dem Befehle der Götter zu widersetzen. Man sollte glauben,

danken der Wilden nicht fehl schlagen, er ist ein Wort der Götter, eine Art eines Orakels, und man muß

glauben, es müßten alle nur erdenkliche Unordnungen aus dieser thörigten Grille fliessen; den Wilden aber ist nicht weniger bange dafür, falsche Träume zu erdichten, als denen nicht nachzukommen, die sie würklich gehabt haben, weil das erste eben so viel ist, als mit den Göttern Scherz zu treiben. Dennoch findet man unter ihnen eben sowohl solche Gottesvergessene und so genannte starke Geister, als wie bey uns; solche, die ihren Spott damit treiben, was alle andere für heilig halten; welche sich dieses allgemeinen Irrthums dazu bedienen, um ihre Rache auszuüben. Man hat davon ein Beyspiel. Ein Wilder ward darüber mißvergnügt, daß die übrigen in seiner Kabane einem Kriegsgefangenen das Leben geschenkt hatten. Lange Zeit hernach erzählte er, es habe ihm geträumt, er habe von diesem Sklaven gegessen. Die andern Wilden gaben sich alle mögliche Mühe den armen Schelm zu retten. Man machte ähnliche Männer von Teig, und brüete sie auf der Asche, um den Traum zu erfüllen. Aber umsonst: der arme Sklave mußte endlich hingerichtet werden. -- Charlevoix versichert, daß, wenn einem träumt, er hätte eine Sache nöthig, die nicht in dem Orte wäre, der ganze Staat sich alle mögliche Mühe gäbe, sie ihm zu verschaffen, und wenn sie sie auch fünfhundert Meilen weit sollten hohlen lassen. Ingleichen, wenn einem träumt, er sollte einen andern todt schlagen, so thäte er es würklich; aber es wäre ein Unglück für ihn, wenn einem andern träumte, er sollte den Erschlagenen rächen. la Hontan Memoire de l'Amerique, Tom. 2. unter dem Titel: Amours des sauvages erzählt: Wenn einem zwo Nächte hinter einander von seinem verstorbenen Gatten träumet: so glaubet er, es wäre selbigem verdrieslich, in der andern Welt allein zu seyn; er nimmt daher Gift, um dem Verstorbenen Gesellschaft zu leisten. Träumet

muß ihn daher jederzeit im höchsten Grad für heilig halten. Die Veranlassung zu dieser Meynung ist ohne Zweifel folgende gewesen: Sie meynten, die Geister stunden unter sich in einer eben solchen Vereinigung, wie die körperlichen Dinge, nur daß in der Art und Weise derselben ein Unterschied wäre. Die menschliche Seele könnte daher, wenn alle Hindernisse gehoben wären, einen neuen und vertrauten Umgang mit andern Geistern haben. Man meynte ferner: so wie in der Menschheit eine Person eine andere natürliche Weise weit vor allen andern lieben kann; so müßte es eben dieselbe Beschaffenheit zwischen der Seele und den unsichtbaren Geistern haben. Einer von ihnen könnte natürlicher Weise die Seele einer Person mehr als alle andere lieben; zwischen beyden könnte diese Sehnsucht zu einer nähern Vereinigung, die man Liebe nennet, entstehen; diese natürliche Freundschaft müßte aber aufgekläret werden, auf Seiten des Menschen dadurch, daß er sich um die Freundschaft der Geister überhaupt bemühte, und sich zur Vereinigung mit ihnen geschickt machte; auf Seiten des unsichtbaren Geistes hingegen, daß er sich der Seele näher zu erkennen gäbe. Zu dieser letzten Erklä-

met einem hingegen solches nur einmal, so heisset es, der Traumgeist wäre seiner Sache nicht recht gewiß, und käme daher nicht wieder. Daher träumet ihnen vermuthlich in allen wichtigen Vorfällen mehrere male nach einander, ehe sie sich auf ihre Träume verlassen.

Erklärung, hielt man keinen andern Zustand geschickter als den Schlaf, weil in selbigem nichts äusserliches und sinnliches hinderlich wäre, sich dem Umgange mit andern Geistern gänzlich zu ergeben, insonderheit, da die Wilden würklich glauben, die Seele, so lange sie schläft, könnte den Leib ganz verlassen. Damit nun inzwischen der Leib der Seele in einem so grossen und wichtigen Werke nicht hinderlich seyn mögte: so fiel man zugleich darauf, durch Fasten die Freyheit der Seele im Voraus zu befödern. Wann der Leib entweder dadurch allein, oder noch durch mehrere Mittel dazu vorbereitet war, daß man nicht mehr glauben konnte, er wäre der Vereinigung hinderlich, so ward hernach das Ding, das sich mit den deutlichsten Bildern der Seele im Schlafe vorstellte, und gegen welches die Seele überdieß eine Lust und eine Sähnsucht empfand, dafür angesehen, als wäre es von dem Geiste bewohnt, oder es stünde in einer besonders grossen Vereinigung mit dem Geiste, an den man sich ins künftige, als zu seinem Schutzgotte, halten sollte. War die Vereinigung einmal geschehen, so sahe man sie fast für unauflöslich an. Die Wilden meynten, es gienge damit unter den Geistern, wie unter ihnen selbst zu; weil diese Völker, wenn sie einmal eine ewige und unveränderliche Freundschaft gestiftet haben, einander niemals verlassen, sondern auch einer des andern Tod zu rächen suchen, und sollte

es auch mit ihrer eigenen Lebensgefahr geschehen. Diesen Gedanken vorausgesetzt, halten sie dafür, daß ihnen dieser auf diese Art gewonnene Geist in allen Dingen behülflich wäre, sie und ihr Haus bewachte, ihnen im Schlafe alles entdeckte, und sie dadurch oft von dem ihnen bevorstehenden Schicksal unterrichtete. Hingegen die sichtbaren Dinge, die sie gleichsam zum Wahrzeichen bekommen haben, beobachten sie beständig genau, und so lange sie in gutem Stande und in allen Stücken unbeschädiget sind, muß es, ihrer Meynung nach, mit ihnen eben so beschaffen seyn; vergehen sie hingegen, oder werden sie beschädiget, so glauben sie, daß sich ihr Unglück oder ihr Untergang ebenfalls heran nahet.

§. 26.

Ob es schon ungewiß ist, ob man in der ältsten Welt vollkommen ein so grosses Wesen aus den Träumen gemacht, wie unsere itzigen Wilden thun: so zeiget doch die Geschichte durchaus bey unzähligen Gelegenheiten, daß man sie zu allen Zeiten für etwas sehr wichtiges gehalten habe. Sie waren bey den Alten eins der sichersten und zuverläßigsten Anzeichen, wodurch man vor der Zeit das Zukünftige sehen konnte e), und

e) Cicero de divinat. L. 1. C. 18. Strabo L. 14. vom Nysa. Plutarch. de placitis philosoph. Und Pausanias in Atticis darf nicht erzählen, was er im Tempel

und da einige alte Orakel bloß in Träumen das Schicksal der Fragenden zu erkennen gaben: so hat man keinen andern Beweis dazu nöthig, daß sie damals so wohl wie noch itzt unter den Wilden für ein Mittel angesehen wurden, wodurch die Götter ihren Willen offenbareten. Unsere alte nordische Völker waren im höchsten Grade ihren Träumen ergeben f).

§. 27.

Man siehet aus dem schon angezeigten Ursprunge der heydnischen Geistlichkeit, daß ihre Verrichtung bey den Wilden eben dieselbe ist, die sie bey andern abgöttischen Völkern in der Welt war, nämlich: in genauer

pel der Ceres sahe, bloß eines Traumes wegen, der, wie er meynte, von den Göttern kam. C. 14. und in Arcad. C. 37. daß die Arkadier in Träumen davon unterrichtet wurden, einen Block von Marmor aus der Erde zu graben, um daraus ihrer vornehmsten Gottheit eine Säule zu machen. Man sehe auch, ausser andern Skribenten, Diodor Halycar. L. 1. C. 13. von den Träumen des Latinus und Aeneas. In Homers Ilias 1 B. und 2 B. gleich anfangs die Rede des Achilles zu Agamemnon. Daß unsere alten nordischen Vorfahren eben dieselben Gedanken von den Träumen geheget haben, dieses zeiget die Edda, Fab. 45. Weil Balder der gute manche fürchterliche Träume gehabt hatte, so wurden die Götter darüber sehr bestürzt, und Frygga nahm darauf von allen Dingen einen Eid, ihm keinen Schaden zu thun.

f) Barthol. im angeführten Werke, L. 3. C. 3.

genauer Vereinigung mit den vermeynten Geistern zu stehen; diese unsichtbare Wesen zu versöhnen, für ihre ordentliche Verehrung zu sorgen; eine Sache, um die sich die meisten Wilden nicht sehr bekümmern, ob sie schon bey verschiedenen Gelegenheiten nicht versäumen, Proben ihrer Dankbarkeit und Andacht zu geben. Das Grosse, daß sie von ihren Geistlichen erwarten, ist dieses, durch ihre Hülfe von den Geistern eine sichere Kenntniß von dem Künftigen zu erhalten; man kann also diese Leute als so viele Orakel ansehen. Die Art und Weise, wie sie wahrsagen, ist derjenigen vollkommen ähnlich, die, wie ich schon gesaget habe, bey einigen alten heydnischen Orakeln gebräuchlich war, nämlich Entzückung und Raserey. Ihre Vorbereitung dazu bestehet in Enthaltung von Essen und Trinken, in Enthaltung vom Umgang mit dem andern Geschlecht, in Fasten und andern vorhergehenden körperlichen Reinigungen. Nach dieser Vorbereitung richten sie vor die Geister an, oder eigentlicher beschwören sie sie, fallen darauf in eine Art der Entzückung, in welcher sie nichts von sich selbst mehr wissen, und gleichsam ein würkliches Schaudern oder Zittern über den ganzen Körper bekommen. Was ihnen in diesem Zustande vorkommt, das sehen sie an, als ob es ihnen von dem Gott eingegeben wäre, mit den sie in Vereinigung stehen, und also für eine unzweifelhafte Wahrheit. Es ist mit dieser Entzückung

sonst höchst sonderbar, daß sie sich darein setzen können, wenn sie wollen, ohne daß man bemerken kann, wodurch sie sich in einen so unnatürlichen Umstand bringen. Daß das Gefolge des Bacchus den Wein dazu gebrauchet hat, weil die älteste Welt sich dieses Saftes sonst sehr wenig bediente, auch erst lange hernach der Gebrauch desselben allgemein ward, daran ist kein Zweifel. Daß einige amerikanische Völker sich durch den Tabacksrauch in eben dieser Absicht das Gehirn verwirren, das ist ganz zuverläßig; andere setzen sich in diesen Zustand durch den Rauch des Krautes Yuxa g). Das aber weiß man nicht gewiß, und doch sollte man es fast glauben, ob alle diese Völker durch einen heimlichen und nicht überall bekannten Gebrauch dieses Krautes sich selbst in diesen Zustand setzen. So viel ist gewiß, daß die Wilden ihre heiligen Gebräuche und Lehrsätze nicht weniger geheim halten, als die älteste Welt h), es ist daher etwas höchst schweres, die Art und Weise, **wie?** und die Mittel, **wodurch?** sie diese Narrheit ins Werk setzen, zu erklären. Da die Jüngern allezeit lernen, was die Aeltern thun, so hat man Ursache zu glauben, daß die ganze Sache auf gewissen Kunstgriffen beruhet, die vielleicht weit geringer sind, als man denken sollte, wenn sie bekannt würden. Vielleicht kann das

g) Pere Gumilla Orenoque, Tom. 1. Ch. 12.

h) Histoire de la Virginie.

das Gehirn, wenn es einmal verrückt geworden, bloß wenn es an grausame und schreckliche Dinge denket, aufs neue, und so oft sie wollen wieder in einen Zustand gesetzet werden, der auf eine kurze Zeit eine Krankheit mit so heftigen Anfällen verursachen kann, wie man an diesen Leuten siehet; denn man müßte sich grossen Zwang anthun, wenn man glauben wollte, es wäre alles, was sie vornehmen, nichts als Betrügerey, und sie sollten es also besser wissen, und den gemeinen Mann einbilden, sie hätten Umgang mit höhern Wesen, welches sie doch selbst nicht glaubten. Dieses ist unstreitig, daß nicht unter ihnen, eben so wie in der alten Welt i), Unwissende seyn sollten, die die rechte Art, entzückt zu werden, selbst nicht recht verstehen, und daher wissentlich betrügen. Man hat überdieß Beyspiele, daß zuweilen ein indianischer Fürst k), der zugleich das Haupt der Geistlichkeit gewesen ist, sich der Götzenbilder bedienet hat, durch welche er zu dem Volke redete, um sie desto besser im Gehorsam zu erhalten, damit das, was er verlangte, als ein Befehl der Götter angesehen würde. Man mögte die Wilden auch noch für so einfältig halten, als man wollte: so dürften doch ihre Regenten es kaum

i) Van Dalen de Oraculis, Dissert. 2.

k) Hist. de St. Domingo von Charlevoix. Tom. 1. Liv. 1.

kaum wagen, was sich ehmals ein Pisistratus mitten im scharfsinnigen Athen erkühnte l); aus dieser Ursache

l) Man muß glauben, es müsse Pisistratus auf eine ausserordentliche Art beydes der Götter und Menschen gespottet, und mehr als irgend ein anderer zu seiner Zeit eingesehen haben, daß es weit leichter sey, es dahin zu bringen, daß eine Menge Volks etwas glauben muß, als daß es darüber nachdenket, wenn nämlich von übernatürlichen und geistlichen Dingen gehandelt wird; er würde sich sonst nicht unterstanden haben, einen so verwegenen Streich zu spielen, wie dieser war, durch welchen er, nachdem er einmal Herr von Athen gewesen, hernach aber landflüchtig und verjagt geworden war, sich wieder zum andern male auf den Thron setzte. Er ließ das längste und schönste Frauenzimmer, das er finden konnte, als die Minerva ankleiden, und auf einen Triumphwagen setzen. Darauf sandte er Herolde nach Athen, die Ankunft der Göttinn zu verkündigen, indem sie sagten, sie fände ein besonderes Wohlgefallen am Pisistratus, und wollte ihn selbst zurück nach Athen bringen, und in seine erste Gewalt wieder einsetzen. Mehr war nicht nöthig, den ganzen Pöbel in Aufruhr zu setzen. Eben weil dieser Einfall so lächerlich war, daß niemand denken konnte, man würde ihn glauben, eben dießfalls ward er von allen geglaubt, und Pisistratus, wie man beym Herodotus weiter nachlesen kann, ward einstimmig zum Regenten angenommen. Es ist also nichts gewisser, als daß die Vernunft bey dem Menschen sich jederzeit in eben demselben Grade verliert, als der Aberglaube zunimmt. Bey den Wilden würde die ganze Welt über eine solche Erfindung lachen. Man findet in ihrer Geschichte davon besondere Beyspiele, von denen ich nur eines anführen will. Wenn die Canader in den Krieg ziehen wollen, so bereiten ihnen ihre Geistlichen verschiedene Arzteneyen; und zum Beweise, wie unvergleichlich sie sind, stellet sich einer

Ursache es aber von allen zu glauben, das würde sehr schwer seyn, indem die Geistlichen aller dieser Völker sich überall eben derselben Art bedienen, ohne daß es scheinet, der eine habe seine Kunst von den andern gelernt, z. B. die Einwohner der nordlichsten Tartarey von den südlichsten Amerikanern. Man muß vielmehr dafür halten, daß diese Verblendeten in dem Augenblicke, da sie verrückt werden, wie solches auch geschehen mag, eine würkliche Verrückung des Gehirns empfinden, sich Geister unter besondern Gestalten einbilden, glauben, mit ihnen zu reden und von ihnen angefochten zu werden. Man weiß, was für Bewegung die Furcht, der Aberglauben, eine von den Vorfahren überlieferte Lehre und eine unordentliche Einbildungskraft in dem menschlichen Gemüth verursachen können. Die besondern Exempel die man davon hat m), nämlich: wie ungern verschiedene dieser vermeynten Besessenen ihre Kunst haben ausüben

einer von ihnen für todt an, worauf er durch selbige wieder auferweckt wird. Die Wilden sehen diese Possen an, und verspotten im höchsten Grade den Auferweckten und den Auferwecker, weil sie daran nicht zweifeln, daß sie beyde Betrüger sind. Gleichwohl aber, welches am meisten sonderbar ist, wird dadurch diesen Taschenspielern nichts von der Hochachtung entzogen, worinn sie stehen.

m) Lettre edifiantes, Recueil 11. und Lambert hist. generale, T. 8. Ch. 11. Plutarch. de Orac. defectu von dem Pythia beym Schluß, Gmelin siberische Reise, 1734. den 19 Sept.

wollen, weil sie, nachdem sie sich mit den Geistern berathschlaget hatten, oder richtiger, nachdem sie sich den natürlichen Vorstellungen ihrer Einbildungskraft überlassen hatten, nicht allein schwach und über den ganzen Leib abgemattet, sondern auch zuweilen über den ganzen Leib so heftig beweget wurden, daß ihnen dieses heilige Spiel zuletzt das Leben kostete; dieses beweisen vollkommen, daß das, was sie sich vorgenommen hatten, nicht schlechthin eine Betrügerey war, sondern vielmehr eine Art einer künstlichen Krankheit, die größtentheils aus einer würklichen Raserey erreget ward. Einige Reisende halten dafür, ob es schon von andern geläugnet wird n), daß die Geistlichen dieser Völker einen würklichen Umgang mit den bösen Geistern haben. Man muß aber sehr vorsichtig seyn, ehe man dieser Meynung Beyfall giebt, weil nichts gewisser ist, als daß kein Europäer ein Augenzeuge einer solchen Begebenheit gewesen ist; denn die Wilden behaupten überhaupt, es hätten diese Geister in Gegenwart der Christen keine Macht. Es ist dieses auch kein Beweis, wenn einige Wilden selbst gesaget haben, sie würden von den bösen Geistern geschlagen und gemartert; insonderheit, da man zugleich gestehet, diejenigen, die dieses Bekenntniß gethan hätten,

n) Hennepin vojage au Misisippi. Recueil des Voj. au Nord. Tom. 5. Pere Gumilla description de l'orenoque, Tom. 1. Ch. 10. La Hontan, Tom. 2.

ten, wären von einem traurigen oder melancholischen Gemüthe. Man weiß, wie groß und weitläuftig die Herrschaft der Einbildungskraft ist. Vorgefaßte Meynungen, Furcht und Aberglauben verursachen gar leicht, daß man mit ganz andern Augen siehet, und an einen Berg zu stossen sich einbildet, wo man kaum einen kleinen Hügel findet. Wie zitterten nicht die Soldaten Cäsars o), als sie die heiligen Eichen im Wald bey Marseille umhauen sollten? Männer, die kein Feind erschrecken konnte, zitterten, da sie, die Hände an einen Baum legen sollten. Selbst unsere Europäer fielen in Ohnmacht, als ihnen befohlen ward, einige Götzenbilder aus einer Höhle auf der Insel St. Domingo zu nehmen p), weil die Wilden einstimmig bekräftigten, sie könnten ohne Lebensgefahr nicht angerühret werden. Allein, wenn ein Aberglauben erst einreisset, so ist nichts so unnatürliches in seinem Befehle, das nicht so gleich Beyfall findet q). Inzwischen muß man gestehen, daß, wenn alles

o) Lucani Pharſ. L. III.
Hanc jubet immiſſo ſylvam procumbere ferro,
Sed fortes tremuere manus; motique verenda
Majeſtate loci, ſi robora ſacra ferirent,
In ſua credebant redituras membra ſecures.

p) Charlevoix Hiſt. de St. Domingo.

q) Da man die amerikanischen heydnischen Geistlichen insgemein beschuldiget, daß sie glauben, die bösen Geister zu sehen, mit ihnen zu reden, und Umgang mit

alles wahr ist, was von den Orakelsprüchen der Wilden erzählet wird r), man solches allerdings für höchst sonderbar halten muß.

§. 28.

mit ihnen zu haben: so kann ich nicht unterlassen, eine Erzählung aus Coreals Reise B. 1. 2 Th. 1 Kap. anzuführen, welche beweiset, daß die europäischen Geistlichen in Amerika nicht weniger sehen, als die heydnischen, um dadurch zu bekräftigen, wie leicht man sich einbildet, etwas zu sehen, was niemals vorhanden ist, wenn man nur erst glaubet, daß es vorhanden wäre. Ein Mönch in Brasilien erzählte den Coreal sehr ernsthaft, er habe einsmals unbeschreibliche Mühe gehabt, die Seele eines verstorbenen Portugiesen aus den Klauen des Teufels zu retten, und zwar nach einer Warnung die er dießfalls von der Jungfrau Maria erhalten hätte. Er las erst vier Messen, ohne daß er im geringsten merken konnte, daß zween Teufel diese Seele, welche sie hielten, wollten fahren lassen. Allein bey der fünften Messe verzog der eine Teufel sein Gesicht auf eine häßliche Art. Unter der sechsten Messe fiengen beyde an, mit den Füssen zu wanken. Unter der siebenten schäumten sie vor Zorn. Unter der achten gab der eine Teufel der gefangenen Seele eine Ohrfeige. Unter der neunten gaben beyde Teufel ihr Nasenstüber. Unter der zehnten riß endlich der Mönch die Seele aus den Klauen der Teufel, sandte sie ins Paradies, und die Teufel in die Hölle. Man sollte denken, diese Erzählung wäre ein Mährchen, die Kinder damit zu ergetzen; gleichwol glaubte der gute Pater alles recht ernstlich. Darf man sich darüber wundern, wenn von den Südamerikanischen Wilden erzählet wird, es wäre ein Geist, oder, wie ihn die Europäer nennen, ein Teufel oben durch die Hütte zu ihren Geistlichen gekommen, er hätte die Hütte geschüttelt, so wie man vor Alters erzählte, daß Apollo seinen Tempel geschüttelt hätte;

§. 28.

Man findet in der Geschichte der Wilden vielerley närrische Arten, wodurch ihre Geistlichen die Gei-

 ster

er hätte mit den Zähnen geklappert, von denen ihm vorgesetzt gewesenen Gerichten gespeiset, bescheiden beantwortet, was man ihn gefragt, und sich endlich wieder abgeführt.

r) Garcilasso erzählet in seiner Hist. des Yncas, Liv. 9. Chap. 14. 16. Die Peruaner hätten eine Nachricht von ihren Orakeln erhalten, daß unter dem dreyzehnten ihrer Ynkas oder Kaiser ein fremdes Volk an ihren Küsten landen, sich des ganzen Kaiserthums bemächtigen, ihren Gottesdienst vernichten, und in Peru neue und bessere Gesetze einführen würde. So bald man aber diesen Skribenten mit Nachdenken lieset, so siehet leicht, daß die ganze Sache dahinaus läuft, daß der zwölfte Kaiser Huayna Capac kurz vor seinem Tode, da man bereits die fremden Schiffe an den peruanischen Küsten verschiedene male bemerket hatte, voraus sagte, man könnte sich von diesen Schiffen, die ihre Gewässer besegelten, einen Besuch vermuthen. Ein Schluß, den ein so vernünftiger Kaiser, wie dieser war, ohne weitere Offenbarung gar leicht machen konnte. Was aber zufolge dieser Erzählung die Worte dieses Kaisers zu einem Orakel oder zu einem Göttersprüche gemacht zu haben scheinet, das ist ohne Zweifel dieses, daß sein ältster Sohn Huascar, der von seinem jüngern Bruder Atabalipa vom Throne gestossen war, bey den Spaniern Hülfe suchte, seinen Thron wieder besteigen zu können, und daher ihnen die Worte seines Vaters als einen Göttersprüch auslegte, mit dem Zusatze, er hätte ihm zugleich befohlen, mit diesen Fremden Freundschaft zu machen, und sie gewissermassen für seine Herren zu erkennen. Solchergestalt drehete damals Huascar den

ster an sich zu ziehen suchen, bald durch tanzen, bald durch singen, pfeifen, durch Verdrehung des Körpers, durch unzählige närrische Gebärden u. s. w. denn wer die Lebensart der Wilden kennet, der wird sich nichts anders vermuthen können. Wie man aus dem bisher angeführten Umständen siehet, so glaubte die unwissende Welt überall, man müsse von den Menschen auf die Götter und Geister schliessen; alles, was jenen gefiel, das müßte auch diesen angenehm seyn. Da nun das Hauptvergnügen der Wilden im

Tanzen

den Mantel nach dem Winde. Daß inzwischen Huayna Capac an nichts weniger gedacht hatte, als daß seine Kinder den Fremden die Oberherrschaft über Peru zugestehen sollten, das siehet man aus den Anstalten, die er dazu vorkehrte, seinen jüngern Sohn Atabalipa den ruhigen Besitz des Königreichs Qvito zu versichern. Man kann daher nicht daran zweifeln, daß die Spanier selbst gesucht haben, den Ausspruch dieses Kaisers zu einem Orakel zu machen, um dadurch ihre Herkunft und daß sie rechtmäßige Herren der peruanischen Krone wären, zu beweisen, weil die Götter des Landes sie selbst dafür erkläret hatten. Ohne Zweifel muß man ungefehr eben dieses Urtheil fällen von einer ähnlichen Weissagung, die die Spanier auf der Insel St. Domingo sollen gefunden haben. Man sehe in Charlevoix Beschreibung dieser Insel im 1 B. das erste Buch nach. Wie oft die Sprüche der Orakel, so wie man sie für vortheilhaft fand, ausgeleget worden sind, oder auch wie oft sie ganz und gar erdichtet worden sind, um das zu bestätigen, was man überhaupt geglaubet haben wollte, davon sehe man van Dalen und Fontenelle in ihren hieher gehörigen Abhandlungen.

Tanzen bestehet, und das Tanzen selbst in einer Menge besonderer und lächerlicher Geberden; wer hätte daran zweifeln sollen, daß die Geister nicht ebenfalls Gefallen an einem so angenehmen Anblick haben sollten? Die älteste Welt dachte vollkommen auf eben diese Art; nicht allein die Poeten rühmen oft die Götter selbst, als grosse Tänzer, sondern diese Art, die höhern Wesen zu ehren, war auch in dem Gottesdienste der ältsten Zeiten etwas so wesentliches, daß man auch gewisse Geistliche hatte, nämlich die sogenannten **Kureten** s) und **Korybanten**, deren Hauptverrichtung im Tanzen bestund. Fast alle Völker in der heydnischen Welt sind in dieser Art, die Götter zu verehren, einig gewesen, und wo sie nicht älter als die Opfer ist, so kann man doch mit ziemlichem Rechte glauben, daß sie eben so alt ist, wie diese sind. Die Götter mit allerhand Spielen zu vergnügen, das war in der ältsten Welt ein wichtiger Religionspunkt. Die grossen griechischen Spiele, so wohl die olympischen als die andern, beweisen dieses vollkommen.

§. 29.

Was die Opfer betrift: so konnte es daran auch nicht fehlen. So bald man meynte, die Götter könnten von dem Irrdischen geniessen, so mußte man ihnen ja mit allen Dingen, woran der Mensch selbst

s) Strabo, L. 10.

Gefallen hatte, aufwarten, und zwar mehr oder weniger, nachdem man im grössern oder geringern Grad den höhern Wesen dadurch einen Dienst zu thun, gedachte. Die Opfer der ältsten Zeiten waren im höchsten Grade einfältig. Die ersten Aegyptier heiligten t) in ihrer äussersten Armuth den Göttern Rasen. Eine Sache, welche um so vielmehr für reimlich zu halten ist, da man erzählet, es brauchten einige wilde Völker noch itzt eine gewisse Art Erde zur ordentlichen Nahrung u). Je grösser der Ueberfluß unter den Menschen ward, je mehr man selbst nöthig hatte, desto mehrere Nothwendigkeiten legte man auch den Göttern bey, bis man endlich anfieng, zu glauben, sie wären nicht allein dabey anwesend, und bedienten sich des unsichtbaren und feinsten Saftes von dem, was man opferte, sondern, sie erzeigten auch den Menschen die Ehre v), bey öffentlichen Gastmahlen und

t) Euseb. am angeführten Orte, L. 1. §. 9.

u) Du Tertre von den Caraiben. Pere Gumilla descr. de l'orenoque Tom. 1. Chap. 11.

v) Auf diese Art erzählet Homer in der Ilias 1 B. Des Tages vorher, ehe Thetis mit dem Achill redete, wären Jupiter und die andern Götter abgereiset, um einem Gastmahle beyzuwohnen, zu welchem sie von den weisen Aethiopern wären eingeladen gewesen, und von welchem sie nicht unter zwölf Tagen zurück kämen; alsdann wollte Thetis nicht vergessen ihres Sohnes beym Jupiter zu gedenken --- Im folgenden Buche beklagt sich Vulkan gar sehr, über die

und Zusammenkünften ihre Gäste zu seyn. Man hat also nicht ohne Ursache gesagt, es wäre in der ältsten Welt, ausser den Göttern zu Ehren kein Gastmahl gehalten worden. Je gesitteter daher ein Volk geworden ist, je gemächlicher und überflüßiger es lebte, desto mehr Arten hat es erdacht, den unsichtbaren Wesen zu dienen, so gar bis auf die Menschenopfer. Die letzten scheinen in der Welt nicht gebräuchlich geworden zu seyn, so lange man noch nach Art der Wilden lebte, sondern hernach erst, da ein phantastischer Aberglauben, von einer Menge närrischer Meynungen unterstützt, die der Gemächlichkeit und dem Müßiggang Gelegenheit gaben, ihn auszudenken, den Gedanken einführte, daß nichts, was es auch wäre, den Göttern versaget werden müßte. Doch dem sey, wie ihm wolle, was die Wilden betrift: so opfern sie ihren Göttern keine Menschen, sondern sie erschlagen ihre Feinde, den Seelen der Personen zum Opfer, die zuvor von jenen sind erschlagen geworden. Es ist sehr reimlich, daß alle andere Völker

die Uneinigkeit, die allezeit unter dem höchsten Gotte und seiner Gemahlin herrschte, und man könnte bey den himmlischen Mahlzeiten sich nicht mehr in Ruhe und Vergnügen bewirthen lassen --- Man sehe auch das vierte Buch gleich im Anfange. Zufolge der Edda hielten unsere alten Vorfahren dafür, daß die Götter, wenn sie alt würden, in gewisse Aepfel bissen, welche von der Göttinn Idun verwahret würden. Resem Edda, Fab. 24. 51. 52.

ker in der Welt ebenfalls im Anfange bloß von ihren Feinden oder höchstens von Missethätern aus ihrem eigenen Staate, ein Opfer gebracht, oder vielleicht richtiger, die ersten Einrichtungen in ihrem Staate, als eine heilige Verrichtung, die in Gegenwart der Götter geschähe, eingeführt haben w). Da aber die Nachwelt einen Gebrauch bloß aus Gewohnheit beybehält, ohne die Ursache seines Ursprungs zu wissen; so kann man nicht leicht sagen, wieweit man sich hernach in diesen greulichen Verrichtungen kann vergangen haben. Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen, kürzlich der alten Kinderopfer zu gedenken, weil sie, wie gesagt wird, noch in den neuern Zeiten bey einigen Wilden gebräuchlich gewesen sind x). Die Veranlassung zu diesem Gebrauche ward ohne Zweifel zuerst von dem Rechte genommen, das man in der wilden Lebensart der ältsten Zeiten den Aeltern über die Kinder gab, nämlich in allen Dingen Herren über das Leben derselben zu seyn. Einige wilde Völker y), als die Hottentotten und andere, nehmen sich die Freyheit, wesfalls man die meisten wilden Völker in Verdacht hat, nicht allein die Kinder, die

w) Caesar de bell. Gall. L. 6. Auch Arnkiels Cimbr. Heyden-Religion, 28 Kap.

x) Garcilasso Hist. des Yncas, Liv. 1. Ch. 12. Florida von le Moine.

y) P. Gumilla, Tom. I. Chap. 13. Kolbe von den Hottentotten.

die das Unglück haben, als Krüpel oder sonst mit einem wichtigen Leibesfehler auf die Welt zu kommen, zu erschlagen, oder den wilden Thieren zu überlassen, sondern auch die Mägdchen die sie sich nicht zu unterhalten, getrauen, auf diese Art aus der Welt zu schaffen. Dieser Gebrauch hatte in der ältsten Welt so überhand genommen, daß man die Aegyptier dießfalls rühmte, weil sie alle ihre Kinder auferziehen liessen z). Es scheinet auch diese Barbarey so gar bey den gesitteten Völkern nur erst sehr spät aufgehört zu haben a), so wie sie noch itzt bey den Chinesern in den grossen Städten fortdauert, und zwar ohne einmal darauf zu sehen, ob die Kinder ein Leibesgebrechen mit auf die Welt bringen oder nicht. Bey einigen gesitteten Völkern war es so gar eine Pflicht, die ungestaltet gebohrnen Kinder umzubringen, sie ward ihnen von den Gesetzgebern auferlegt b), und die ansehnlichsten weltlichen Weisen gaben

z) Strabo L. 17. Dennoch ist es etwas besonders, daß ein Vater, der sein Kind erschlug, bloß dadurch bestrafet war, daß er drey Tage und Nächte beständig bey der Leiche des Kindes sitzen, und sie betrachten mußte. Diodor. Sic. L. 3.

a) Gudii Paganus Christianorum Laudat. V. de ritu liberos recens natos etc.

b) Plutarch. in Lycurgo Aristotel. Polit. C. 16. Ich kann nicht unterlassen, die Einrichtung des Romulus hier anzuführen, die man beym Dionys. Halicar. L. 2. C. 6. findet, wo es heisset: Wir wollen sehen, was er, nämlich Romulus, veranstaltete, um seine Stadt

ben ihr Beyfall. Bey einigen indianischen Völkern c) ließ man die Kinder zweene Monat nach der Geburth öffentlich untersuchen, ob Hofnung vorhanden wäre, daß sie mit Nutzen leben und aufwachsen könnten, oder nicht; in dem letzten Falle sahe man sie für Dinge, nicht für Personen an, und man sprach ihnen ordentlich das Leben ab. Unsere nordische Völker hielten sich nicht weniger für Herren über ihre Kinder, bis endlich durch die Gesetze befohlen ward, daß alle, die nicht ungestaltet wären, auferzogen werden sollten. Auch noch nach der Einführung des Christenthumes erlaubte man, die im höchsten Grade gebrechlichen Kinder auf den Kirchhof zu legen, bis sie stürben.

Stadt grösser zu machen, und die Anzahl ihrer Bewohner zu vermehren. Zuerst verpflichtete er alle und jede, alle ihre Knaben, wie auch die ältsten Mägdchen zu auferziehen, indem er verbot, irgend ein Kind, wenn es noch nicht drey Jahre alt wäre, umzubringen, es sey denn daß es gebrechlich oder ungestaltet zur Welt käme. In diesem letzten Vorfalle verbot er es ihnen nicht, daß sie es wegsetzen dorften, nur mit dieser Einschränkung, daß sie es zuvor von fünf ihrer Nachbarn sollen untersuchen lassen, um erst ihre Meynung anzuhören. Ueberdieß bestimmte er denen eine Strafe, welche sich gegen dieses Gesetz versehen würden, und unter andern diese, daß die Hälfte von ihrem Vermögen der gemeinen Kasse heimfallen sollte — Man kann daraus schliessen, was für Gerechtigkeit sich die alten Lateiner vor den Zeiten des Romulus über ihre Kinder müssen genommen haben. Man sehe auch Alex. ab Alexandro Gen. Dier. L. 2, C. 25.

c) Curtius, L. 9. C. 1. Strabo. L. 15.

stürben d). Vielleicht hat man auch in den ältsten Zeiten diejenigen Kinder, die man nicht im Stande war, zu ernähren, geopfert, ob man schon hernach unfehlbar in dieser Art von Abgötterey weiter gegangen ist e). Ueberhaupt kann man mit allem Recht glauben, daß man bey diesen blutigen Opfern in der ältsten Welt die Absicht nicht auf die guten Geister, sondern auf die bösen gehabt habe, oder doch höchstens auf die Geister von mittlerer Natur. Alle Völker scheinen darinn einig gewesen zu seyn, daß die hohen geistlichen Wesen theils die Geschenke der Menschen nicht nöthig hätten, theils auch kein Vergnügen an diesen grausamen und gewaltsamen Geschenken fänden.

§. 30.

So lange der Mensch nicht selbst ordentliche und ansehnliche Häuser bewohnte, ist es nicht glaublich, daß man sich sehr darum bekümmerte, den Göttern gewisse Wohnungen und Tempel zu bauen. Alle wilde Völker, die herumschweifen, ohne eine bestimmte Lebensart zu führen, denken wie die alten Deutschen und andere Völker alter Zeiten, und also

keines.

d) Herrn Professor Erichsöns Specimem Iuridico-Antiquarium de expositione Infantum.

e) 2 B. d. Kön. Kap. 3. v. 27. Euseb. praepar. Evang. L. 1. §. 10. und L. 4. §. 16.

keinesweges darauf, den Göttern gewisse Gebäude zu heiligen. Hayne, Wälder, Höhlen und Höhen hat man in der ältsten Welt, so wie noch die Wilden unserer Zeiten thun, für die Sitze der grossen Geister gehalten. Selbst in Aegypten, das sonst für das Vaterland des heydnischen Aberglaubens gehalten wird, scheinen die Tempel erst nach Verlauf eines ansehnlichen Zeitraumes aufgeführt geworden zu seyn. Hingegen zeiget die Geschichte aller wilden Völker, daß man, so bald man in der Welt selbst anfieng, auf einen einigermassen gewissen Fuß zu leben, den Göttern eben dieselbe Lebensart beylegte, und ihnen folglich Häuser errichtete. Man findet davon Beyspiele bey den Mexicanern, Peruanern, bey einigen wilden Völkern in Virgilien, Luisiana und bey andern. Andere hingegen, die keine ordentliche Tempel haben, sehen ihre Feuerherde für den Göttern geheiligte Plätze an, und verrichten darauf f) so wie in der ältsten Welt, so wohl ihre Opfer, als ihre Küchengeschäfte g). Noch andere aber, die ordentliche Tempel haben, scheinen in ihrem schon erwähnten heiligen Feuer einen allgemeinen und heiligen Feuerherd für das ganze Volk zu unterhalten, wie ehmals

f) Euseb. L. 3. §. 8. Allgemeine Gesch. von Amerika, 3 Hauptst.

g) Garcilosso, L. 1. Chap. 14. und allgem. Gesch. von Amerika, 3 Hauptst.

ehmals die Römer in dem Tempel der Vesta und die Griechen in ihrem Prytaneis. Bey einigen Wilden ist die Tabackspfeife, oder das Calumet, würklich eine Art eines Altars, worauf man der Sonne den Tabacksrauch opfert; ein Kraut, das die Amerikaner für das erste und vornehmste unter allen und für würklich heilig ansehen, weil es den Menschen in einen Zustand setzen kann, der sich einer Art einer Entzückung nähert. Bey den südlichen Nordamerikanern, ist diese Pfeife im allerhöchsten Grad heilig, was dabey geschlossen wird, das kann ohne die größte Gottlosigkeit nicht gebrochen werden. Nichts ist reimlicher, als daß man, je grössere und prächtigere Gebäude man selbst brauchte, auch desto ansehnlichere den Göttern aufgeführet hat, weil man würklich in den Gedanken stund, es fänden diese erhabene Wesen eben so viel Wohlgefallen daran, in prächtigen Gebäuden zu wohnen als die Menschen. Die ältste Welt ließ es nicht einmal bloß bey einem Gebäude bewenden; sie versah auch die Tempel mit einem Bette, und damit nichts unterlassen würde, was nur zu einem Beweise dienen konnte, sie hätte das Modell zum Gottesdienste vollkommen aus der Menschheit genommen: so suchte man die schönsten Frauenzimmer im ganzen Lande aus, damit eines nach dem andern den Göttern des Nachts Geselischaft

leisten h) mögte. Die alten nordischen Völker haben in Ansehung dieses Umstandes vollkommen gedacht, wie die Assyrier und andern Völker i); man suchte in Schweden für den schwedischen Abgott Frei ein junges und so schönes Mägdchen aus, als man nur finden konnte, damit es die Gemahlin dieses Gottes seyn sollte. Der gemeine Mann meynte, der Gott Frei lebte mit ihr in allen Stücken in einer ordentlichen Ehe. Ein gewisser Gunner, der durch das Christenthum einigermassen aufgeklärt geworden war, aber eines falschen Verdachts wegen Norwegen verlassen mußte, floh nach Schweden, stiftete Freundschaft mit der Gemahlin des Gottes Frei, schlug das Bildniß desselben in Stücken und reisete mit ihr an Statt des Gottes im Lande herum, doch ohne daß man ihm, wie es sonst gewöhnlich war, Opfer bringen dorfte. Das Volk freuete sich nicht wenig darüber, daß ihr Gott Frei so gut gehen konnte; und diese Freude ward auch dadurch ansehnlich vermehrt, als man nach einiger Zeit erfuhr, daß seine Gemahlin schwanger war. --- Es scheinet, daß es eine Folge des Wohlgefallens gewesen, den, wie man meynte,

h) Herod. L. 1. von den Assyriern, Aegyptiern und Lyciern. Strabo, L. 17. von Thobanischen Jupiter. Ruffini Hist. Eccl. L. 2. C. 25. von den Alexandrinern.

i) Barthol. de Cauf. Cont. Mortis. L. 2. C. 5. von Olafs Trygvasonarsaga.

meynte, die höhern Wesen nach menschlicher Weise an dem andern Geschlecht fanden, da man in den ältsten Zeiten Jungfrauen, die noch in ihrer ersten Jugend waren, dazu erwählte, den göttlichen Geist in den Orakeln zu empfangen. Die Sybillen, diese grossen Prophetinnen im Heydenthum, denen, wie es nach der allgemeinen Meynung schien, die Götter keine Vertraulichkeit versaget hatten, indem sie ihnen so gar den ganzen Inhalt der ewigen und geheimnißvollen Bücher des Schicksals anvertrauet hatten, diese Sybillen waren Frauenspersonen; und vielleicht ist es aus eben dieser Ursache geschehen, daß alle Völker in der Welt, so weit man wissen kann, eben so wie die Wilden k) mehr die Weiber als die Männer in Verdacht wegen eines unerlaubten Umganges mit den Geistern, der auf Hexerey, Beschwörungen, und auf die sogenannte schwarze Kunst hinaus läuft, gehabt haben. Bey den meisten Völkern hatte man gewisse Orden von Frauenspersonen, die sich beständig und auf ihre ganze Lebenszeit den Göttern geheiliget hatten. Ob man schon nicht sagen kann, diese Orden wären überall aus der angeführten Ursache aufgerichtet worden: so ist doch nichts zuverläßigers, als daß ihre Bestimmung in verschiedenen Gegenden mit der vorbemeldten einerley gewesen; denn nichts ist sicherer, als daß die ältste Welt ausdrücklich und für

k) Allgem. Geschichte von Amerika, 3. Hauptst. §. 38.

gewiß annahm, es wären einige ihrer Helden Kinder der Götter und irrdischer Schönen. Noch in unsern Zeiten stehet man in Indien in den Gedanken, es könne den Göttern kein grösser Vergnügen gemacht werden, als wenn öffentliche Huren vor den Götzenbildern unaufhörlich tanzen, welche so gar zu dieser Handthierung in der Jugend ordentlich eingeweihet geworden sind l). Ohne einen so augenscheinlichen Beweis, worauf die Thorheit des Menschen in seinem vermeynten Gottesdienste fallen kann, sollte man Mühe zu glauben haben, was von einigen wilden Völkern, als z. B. in Pavia m) erzählet wird, daß sie nämlich die neuverehligten Frauenspersonen, ehe die Ehe zwischen den Verehligten vollzogen wird, von ihren vermeynten Geistlichen misbrauchen lassen. Die Gebräuche dieser Völker sind noch nicht genug bekannt; ohne Zweifel aber sollen dadurch die Neuverehligten den Göttern geheiliget werden. Man findet unter den ältsten gesitteten Völkern ebenfalls solche unreimliche Exempel; z. B. bey den alten Assyriern war es gebräuchlich, daß alle Frauenspersonen des Landes verpflichtet waren, in einem jeden Jahre einmal ihre Schamhaftigkeit, die sonst in der ganzen Welt mit allem Recht für die Haupttugend des schönen

l) Nickamps kurzgefaßte Mißionsgeschichte. 10. Kap. §. 23.

m) Benson. nov. orb. Histor. L. 1. C. 3.

nen Geschlechts gehalten wird, auf die Seite zu setzen, und ihre Personen ein an einem Tage jährlich im Tempel der Venus Preis zu geben. So sehr, meynte man, fände die Göttin der Liebe Gefallen an einem schamlosen und schändlichen Umgange beyder Geschlechter. So viel man wissen kann n), haben die meisten andern Völker in der alten heydnischen Welt es wenig besser gemacht. So wie man aber in der Menschheit in den unordentlichen Begierden den Männern mehrere Freyheit als den Weibern ließ, so siehet man auch, daß die alten Völker keinesweges so viele schändliche und unziemliche Dinge auf die Rechnung der Göttinnen als der Götter gesetzt haben.

§. 31.

Kaum hatte man die Musik erfunden, so war man auch darauf bedacht, sich derselben zum Dienste und Vergnügen der Götter zu bedienen. Die älteste Welt, bezaubert durch die ungewöhnliche Würkung der Töne auf das menschliche Gemüth, sahe einen Laut, von dem sie nicht begriff, von was er kam, als eine Arbeit der Götter an, und als etwas, welches ihnen natürlicher Weise geheiliget war. Die Musik ist bey den Wilden, so wohl wie bey den alten

n) Herodot. L. 1. vom Tempel des Mars. Strabo. L. 11. von den Armeniern. L. 12. von Cadmona und Corinth. Athenaeus Deipnosoph. L. 13. C. 4.

ten Völkern, eines der grossen Mittel, wodurch man, die Geister an sich zu ziehen und mit den Göttern vereiniget zu werden, hoffet o). Ihre Geistlichen behängen sich daher mit vielerley tönenden Dingen, so oft sie ihre Beschwörungen anfangen wollen, und murmeln dabey verschiedene Worte, die sie entweder selbst nicht verstehen, oder den Europäern nicht erklären wollen. Man weiß, daß die Alten die Kunst, Verse zu machen, für etwas so erhabenes hielten, daß sie gar oft für eine göttliche Würkung im Gemüthe gehalten ward, von welcher sich die Götter selbst bezaubern liessen, und denen die Geister nicht widerstehen könnten p). Lebendige und todte, himmlische und irrdische Wesen fanden nach der Denkungsart der ältsten Zeiten in der Musik und in den Gesängen der Dichter ein ungemeines Vergnügen. Die Hölle selbst und ihre rasenden Göttinnen, die sich sonst durch nichts rühren lassen, wurden gezwungen, sich zu öffnen und durch die Leier mildere Empfindungen zu fühlen, womit ein Orpheus Wald, Bäume, die ganze Natur tanzend machte. Soll man auf die Poesie der ältsten Zeiten von der gegenwärtigen Beschaffenheit

o) Alex. ab Alexandro, L. 4. C. 17. Strabo, L. 10. Musica in saltatione, rythmo, cantilena versans, voluptate artisque varietate nos conjungit cum Deo.

p) Quintil. Declam. 10. Plato am schon angeführten Orte.

heit derselben bey den Wilden schliessen, so ist sie nichts anders, als eine schlechte Erzählung dessen, was man denket, gewesen, die nach gewissen Tönen, in einer gewissen Melodie und nach einer Art eines ordentlichen Taktes abgesungen ward. Alles dieses verursachte, daß der Verstand kürzer zusammen gezogen werden mußte; und solches scheinet hernach mit der Zeit den gezwungenen Styl, der in Reimen und ordentlichen Versen bestehet, verursachet zu haben. Die Geistlichen, die man ausgesandt hatte, die Wilden zu bekehren, sollen, wie man sagt, sehr oft bloß durch Singen und Spielen viele Leute aus diesen Völkern an sich gezogen, und sie durch dieses Mittel überredet haben, ihr voriges wildes Leben zu verlassen, um hernach in einer ordentlichen Gesellschaft mit einander zu leben. Vermuthlich haben sie sich auf diese Art von den Europäern nicht weniger vortheilhafte Gedanken gemacht, als ehmals die Wilden alter Zeiten von einem Orpheus und von einem Apollo. Ich kann hierbey nicht unterlassen, eine doppelte Anmerkung zu machen. Erstlich: was kann die besondern und unverständlichen Worte und Gedanken veranlasset haben, welche die Geistlichen der meisten Völker bey ihren heiligen Verrichtungen und insonderheit bey den vermeynten Hexereyen, gebrauchen? Die Ursache scheinet in der Veränderung zu liegen, welche die Sprachen durch die Länge der Zeit gelitten haben.

Die ältsten Völker haben bey ihrer Andacht gewisse Worte gebraucht, bloß weil sie einige gebrauchen mußten. Die folgende Zeit behielt sie aus Hochachtung für ihre Vorfahren, ohne sich nach einem langen Zeitraume deren Bedeutung mehr erinnern zu können, weil sich die ganze Sprache inzwischen verändert hatte. Man weiß, was für eine ungereimte Hochachtung die Menschen insgemein für das hegen, was sie nicht verstehen. Je weniger man den Verstand dieser Redensarten einsahe, für desto heiliger hielt man sie; was daher vor den Zeiten der alten Römer die hetrurische Sprache war, und was die Samskroutanische noch itzt bey den Brachmanen ist, das scheinet gleichfalls die Sprache q) bey den wilden Völkern zu seyn, deren sich ihre Geistlichen allein bedienen, und die man überhaupt nicht mehr verstehen kann.

§. 32.

Was ich hiernächst noch erinnern muß, das betrift ein musikalisches Instrument, dessen sich die Geistlichen der meisten wilden Völker noch bedienen, und das, wie man sehr wohl bemerket hat r), von dem uralten Systrum der alten Aegyptier nicht verschieden ist, welches das ältste Instrument, das jemals in der Welt bekannt gewesen, zu seyn scheinet.

Bey

q) Histoire de la Virginie, Liv. 3. Ch. 7.

r) Allgem. Gesch. von Amerika, 3. Hauptst. §. 10.

Bey den meisten Völkern ist es nichts anders, als die Schaale einer Frucht, als etwa einer Melone oder einer andern dergleichen. In die ausgehöhlte Schaale werden Steine oder andere harte Dinge geleget, welche, wenn das Instrument in der Hand herum gedrehet wird, und diese Dinge an die Schaale stossen, ein Getöne bald in diesem bald in jenem Tone verursachen, nachdem die inwendigen Körner, wenn ich so reden darf, die Schaale berühren, oder diese selbst mehr oder weniger geschickt ist, durch ihr harmonisches Zittern dieses oder jenes Getöne zu verursachen. Ein einfältigers Instrument, als diese Art von Klapper ist, wird kaum erdacht werden können. Hiernächst scheinen die Trummel, hohle Stöcke von Bäumen, Bockshörner, deren sich einige Wilde noch, nach Art der alten Tritonen bedienen, die ältsten Instrumente, die man kennet, gewesen zu seyn. Obschon einige Wilde andere zusammengesetzte und uns unbekannte Instrumente gebrauchen, so stehen doch die Klapper und die Trummel vorzüglich in Hochachtung, vermuthlich, weil sie die ältsten waren und man sie in den ältsten Zeiten zuerst gekannt hat. Anfangs bediente man sich ohne Zweifel schlechthin dieser Dinge, bloß um die Götter zu vergnügen; die Nachwelt, die jederzeit auf ihre Vorfahren mit Ehrfurcht zurück siehet, und ein graues und unbekanntes Alterthum für ehrwürdiger und aufgeklärter, als es würklich

war, hält, stehet in den Gedanken, man hätte ehmals grössere und bessere Gründe zu seinen Gebräuchen gehabt, als man anitzt wüßte; es werden also diese Dinge nicht dafür angesehen, als ob sie zu einem einfältigen Vergnügen gedienet hätten, sondern man meynet es wäre würklich derselbe Geist darinn, den die Vorfahren anbeteten. Die Brasilier gebrauchen noch heutiges Tages die Klapper auf eben diese Art, und bekümmern sich ganz und gar um keine andere heilige Wesen, als um diese allein.

§. 33.

Man muß gestehen, daß die wilden Völker, so wie sie keine so ungereimten Meynungen von dem göttlichen Wesen haben, als die gesitteten, bloß weil sie die ersten menschlichen Gedanken von der Natur weniger ausgearbeitet haben, auch ebenfalls aus Mangel der Künste die Abgötterey nicht so weit, wie die Gesitteten getrieben haben. Unter allen Künsten scheinet keine die Abgötterey mehr befödert zu haben, als die Bildhauerkunst; denn man hat Exempel s), daß einige Wilde ein Gemälde, das eine abwesende Person sehr ähnlich vorstellte, für die Person selbst hielten, und es so gar an die Ohren schlagen wollten, weil es ihnen nicht antworten wollte. Man kann nicht läugnen, daß vor der Aufnahme dieser Wissenschaft

s) Vojage au Nord, Tom. I. Frobishers Reise.

schaft die Götter bereits unter einer Art von Abbildungen angebetet worden sind. Ob man schon glaubte, wie man hernach sehen wird, daß diese unsichtbaren Wesen eine Gestalt annehmen könnten, welche sie wollten: so war doch die Eigenliebe so groß, daß man auch allen geistlichen Wesen in Gedanken eine menschliche Figur beylegte; dennoch aber, so lange man die Materie auszuarbeiten, und ihr gleichsam das Leben, wodurch sie dem Menschen ähnlich ward, zu geben, noch nicht verstund, war ein Stein, ein Stücke Holz dasjenige, wodurch man sich die Götter vorstellte t). Auf diese Art war bey den Arabern das Bild des Mars ein schwarzer viereckigter Stein; das bild der Sonne zu Edessa in Syrien ein schwarzer Stein in der Gestalt eines Zuckerhutes, ungefehr auf die Art, wie man noch in den neuern Zeiten eine solche Figur in dem Tempel der wilden Natcher fand; die uralte Bildsäule der Diana zu Ephesus ein spitziger hölzerner Kloß; die heiligen Bilder in dem Tempel des Bacchus in Böotien schlechthin von Stein. Als die Römer die Mutter der Götter aus Phrygien hohlen liessen, so sandte man ihnen einen Feuerstein. Bey unsern alten nordischen Völken waren schlechthin die Steine die Bild-

t) Voßius im angeführten Werke, L. 9. C. 5 und 10. Gronov. im angeführten Werke. Marmoria basis, C. 23. Pausan. Baeotica, C. 23. L. 5. 29.

Bildnisse der Götter u); anderer dergleichen uralten Bilder der Götter nicht zu gedenken. Ob man schon insgemein glaubet, es wären die ältsten Menschen, bloß damit sie etwas vor Augen hätten, um ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, auf die Anbetung solcher Dinge gefallen: so ist dieses doch nicht hinlänglich, man muß vielmehr ohne Zweifel eine wichtigere Ursache dießfalls voraus setzen, welche kaum eine andere seyn kann, als die ich schon zuvor angeführt habe; nämlich: weil die ältste Welt, wie unsre heutigen Wilden noch thun, geglaubet haben, alle Dinge wurden von Geistern bewohnt, wenn sie auch nur blosse Werkzeuge wären. Die Kraft spitziger Dinge ist bekannt, man verehrte sie als besonders würkend, und hernach vielleicht als natürliche Zeichen der grossen würkenden Kräfte in der Natur. Die Pyramiden in Aegypten selbst scheinen unter andern in dieser Absicht aufgeführt geworden zu seyn. Noch in unsern Zeiten findet man spitzige Steine als Zeichen der Gottheit in den Tempeln der Wilden und der Indianer. Wie sehr das graue Alterthum in der Meynung stand, die Geister bewohnten diese leblosen Dinge, das kann man daraus schliessen, was die alten Phönicier von ihren heiligen Steinen erzählten v); denn sie gaben vor, sie könnten reden. Vermuthlich

u) Barthol. de Cauſ. contemt. mortis. L. 3. C. 2.

v) Eusebius im angeführten Werke. L. 1. §. 10.

muthlich ist ihr Klang eine Art eines Orakels gewesen, wie das Geräusche der Eichen zu Dodona. Es ist zuverlässig, daß leblose Dinge an sich selbst niemals göttliche Ehre genossen haben. So oft man sich eingebildet hat, etwas erhabenes in dergleichen Dingen zu finden, so oft hat man auf etwas besonders dabey gesehen, welches das Nachdenken der Anbetenden auf sich gezogen hat. Auf diese Art beteten die Saracenen x) einen Stein an, weil er einem Kopfe ähnlich war, so wie die Wilden noch in unsern Zeiten in verschiedenen Gegenden von sich selbst glauben, sie wären Kinder und Nachkömmlinge der Klippen, die, aber auf eine sehr grobe Art, den Menschen ähnlich sehen. Die Abnakis, ein Volk in Canada, hielten einen grossen Baum, der am Ufer eines Flusses stund, ohne umzufallen, obschon das Wasser die Erde von den meisten Wurzeln abgespühlet hatte, für etwas göttliches, weil sie glaubten, er stünde durch eine übernatürliche Kraft so fest. Wenn eine Höhle das Ansehen hat, als ob sie durch die Kunst ausgearbeitet wäre: so sehen sie die Wilden, z. B. die Agalachiten, die Einwohner der Insel St. Domingo, und andere, für eine Arbeit der Götter und für einen natürlichen Tempel an. Die ältste Welt hatte gegen die unterirrdischen Höhlen keine geringere

x) Vossius im angeführten Werke. L. 2. C. 31.

ringere Ehrfurcht; ein Minos y) und andere der ältsten Gesetzgeber gaben vor, sie hätten darinn ihre Gesetze von den Göttern bekommen. Kurz: alles Sonderbare z) ward in der ältsten Welt gar leicht eine Gottheit, und alles, was sie für einen Gott hielt, hatte würklich etwas sonderbares und unbegreifliches an sich. Die ältsten Völker, die die Götter in den Steinen anbeteten, sagten daher entweder diese Steine wären vom Himmel gefallen, oder sie verwunderten sich

y) Lactant. L. 1. C. 22.

z) Dionys. Halicarn. L. 1. C. 2. von den Aborigenen. Sie hielten, spricht er, einen See für heilig, daher niemand sein Wasser berühren dorfte, ausser an den Tagen, da man ihm opferte. Die Ursache war diese, weil in dieser See eine schwimmende Insel war, und man eine so seltene Würkung der Natur für übernatürlich hielt. Einige wilde Völker beten die Schlangen an, so wie solches auch schon verschiedener Völker der ältsten Zeiten thaten; und dieses kam grossentheils aus der Verwunderung her, die dadurch entstand, weil man vermeynte, diese Thiere ohne Füsse gehen zu sehen. Dieser hohe Begriff von den Schlangen ward durch andere ihnen eigene Beschaffenheiten bestätiget, nämlich, daß sie die Haut abstreiften, und daß ihr Biß tödtlich war. Ich habe schon erinnert, daß die ältste Welt gerne schädliche Dinge anbetete; wer sollte aber glauben, daß eine der geringsten Gewächse in der Welt, nämlich der Vogelleim unter dem Namen der Mistel eins der größten Heiligthümer der Druiden hätte werden können? Aber sie wuchsen ohne Wurzel auf den Eichen. So leicht findet die Unwissenheit in dem Ungewöhnlichen etwas übernatürliches, und eine Veranlassung etwas zu glauben, weil sie es nicht begreift.

sich entweder über gewisse schöne und ungewöhnliche Flecke in ihnen, oder über eine besondere Eigenschaft derselben, so wie am Feuerstein, daß man Feuer daraus schlagen könnte. Die Bilder der ersten Künstler wurden ebenfalls als Dinge angesehen, woran die Götter selbst, sie zu verschaffen, Antheil gehabt hätten, ob sie schon so ungestalt waren, daß man auch sagen will, es würden Personen, die sonst niemals lachen könnten, so bald sie sie ansehen sollten, sich des Lachens unmöglich haben enthalten können a). Ohne Zweifel sind sie nicht besser gewesen, als man sie noch itzt bey einigen wilden Völkern b) findet; denn dem meisten ist die Bildhauerarbeit und die daraus fliessende Abgötterey gänzlich unbekannt. An den ältsten Bildsäulen war fast nichts anders als das Gesicht ausgearbeitet; mit der Zeit aber bekamen sie Hände und Füsse, bis endlich ein Dådalus auch die Kunst erfand, Arme und Beine auszuhauen, und dem Körper eine freye und natürliche Stellung zu geben. Die alten Bildsäulen Merkurs wurden noch lange Zeit auf die uralte Art verfertiget, dennoch aber erregten diese groben und ungeschickten Bilder die Bewunderung der ältsten Welt. Der Gedanke, daß alles

a) Athenaeus, L. 14. C. 11. von Parmenisco Metapontino.

b) Prem. Vojage au Waigaz. Vojages au Nord, Tom 3. Idoles des Samojedes.

alles Künstliche, das eine besondere Würkung that, oder von einer besondern Gestalt war, einen besondern Geist fände, der es sich zueignete, beseelte die Bildsäulen gar bald, daher man sie, wenigstens zu gewissen Zeiten, von den Geistern, die sie vorstellten, für bewohnt ansahe. Wie sehr die einfältige Welt geneigt ist, auf diese Art zu denken, das siehet man unter andern an den Wilden in Florida. Die ersten Franzosen, die ans Land traten, richteten daselbst, wo sie landeten, das königliche französische Wappen auf d), zum Beweise, daß sie im Namen ihres Königs das Land in Besitz genommen hätten. Andere Franzosen, die hernach ans Land kamen, fanden, daß die Wilden dieses Wappen anbeteten. Es war also in der ältsten Welt, so wie bey allen Völkern, die auf eben diese Art dachten, nichts weiter dazu nöthig, als daß ein Ding sonderbar war, wenn es als etwas Göttliches von ihnen geehret werden sollte e). Die Alten bildeten sich eben so wohl ein, die Götter

d) Florida von le Moine beym le Bry.

e) Man hat unter andern davon ein besonderes Exempel und zwar in einer in Indien am meisten berühmten Pagode zu Jaqvenate. Lamberts Sammlung, Tom. 9. Ch. 4. Man sieht in selbiger ein schlecht ausgehauenes Bild, das mehr einem Affen, als einem Menschen ähnlich ist. Dieser Gott war anfangs nichts anders als ein hölzerner Klotz, dem die See nach einem starken Sturme aufs Ufer geworfen hatte. Man dachte

Götter bewohnten die Bilder persönlich; daher meynten sie, sie trügen nicht weniger Sorgfalt für sie, als die Seele für dem Körper. Kurz vor der Zerstörung Troja behauptete man, die Götter hätten ihre Bilder aus der Stadt weggebracht, damit sie nicht unter der Asche und unter den Steinhaufen der Stadt begraben würden f). Man gieng endlich in dieser Meynung so weit, daß man dafür hielt, die Seelen hielten sich nach dem Tode der Körper zu den Bildnissen der Götter und bewohnten sie. Dieser

letzte

dachte Anfangs an nichts anders, als sich dessen als eines andern Bauholzes zu bedienen; so bald man aber mit der Axt hinein hieb, floß ein rother Saft heraus; welches man doch hätte voraus sehen können, weil es rothes und mit Wasser durchdrungenes Holz war. Die herumstehenden erschracken, und liessen einige Braminen holen, welche sogleich sagten, in diesem Klotze hätte ein Gott ihr Land besucht. Man gab ihm nunmehr eine Gestalt, und er ward hernach eine in ganz Indien am meisten berühmte Gottheit. So leicht ward die höchste Klasse der Götter der ältsten Welt durch ein neues Mitglied vermehrt. Und nichts ist sonderbarer, als daß der Mensch, der in Dingen von dem geringsten Werthe so genau siehet, hingegen in den allergrößten und wichtigsten seine Augen verschliesset, um mit ganz andern Augen zu sehen, und ohne Untersuchung dem ersten glaubt, der entweder dumm oder dreust genug ist, zu sagen: Ich sehe mehr als ihr andern.

f) Dionys. Halicarn. L. 1. C. 15. von den Bildnissen der Götter, die sich selbst von Alba nach Lavinium versetzten.

letzte Gedanke beföderte ihre Hochachtung nicht wenig, und noch scheint er in China gewöhnlich zu seyn.

§. 34.

Da die Geschichte der Wilden und der ältsten Zeiten solchergestalt zeiget, daß man fast ohne Ordnung geneigt gewesen, alles, was ihnen in der Natur vorkam, und insonderheit das Böse und Schädliche, als etwas göttliches zu verehren: so kann man daraus sehen, mit welchem Rechte verschiedene, so wohl alte als neuere, dafür haben halten können, es hätten die Schöpfer der ältsten Völker die Anbetung der Götter zugleich zuerst als etwas, dem Staate Nützliches, eingeführt g). Weil man, nach dem, was man nach Anleitung dessen, was bey den meisten Wilden geschiehet, mit Fug glauben kann, die Anbetung geringerer Geister wäre in den ältsten Zeiten die Hauptsache gewesen; ob man schon damals nicht daran zweifelte, daß die Sonne, der Mond und andere vermeynte geistliche Wesen auch von einer höchst vortreflichen Natur wären: so kann folglich die Hauptsache der ersten Regenten und Weisen mancher Staaten diese gewesen seyn, die Verehrung der guten Geister als das Vornehmste einzuführen; solchergestalt wie Mango-Capak der erste Kaiser in Peru den Dienst

g) Plato de Leg. L. 10. und Bayle in seinem Wörterbuche im Artikel Critias.

Dienst der Sonne in Peru veranstaltete, der älteste Kaiser in China die Anbetung des Himmels, und die ersten Regenten anderer alten Völker ebenfalls in ihren Ländern, wie solches aus der Geschichte erhellet. So lange man also keineswegs zugestehen kann, daß alle Arten des Gottesdiensts zuerst von den ältsten Regenten und Gesetzgebern in der Welt sind eingerichtet worden, um so vielmehr hat man hingegen Ursache zu glauben, daß die ältsten Menschen die guten Geister zwar für ehrwürdig angenommen, aber nicht verehret haben; die grossen Schöpfer ihrer Völker hingegen haben dieses letzte als eine der größten Pflichten des Menschen angesehen, und sie durch Befehle ordentlich bestätiget. Man kann folglich sagen, daß der erste Grund zum Gottesdienste zuerst eine Hochachtung für die Gottheit gewesen sey, welche dem Menschen natürlich war; Leichtsinnigkeit, Mangel an Nachdenken und die Herrschaft sinnlicher Dinge hingegen ihn verunstaltet und im höchsten Grade verkehrt haben. Man suchte ihm daher hernach durch die Kunst eine bessere Gestalt zu geben; welches doch in den meisten Zeiten am ärgsten ausgefallen ist.

§. 35.

Wenn man einige wenige Völker, als die alten Perser, ausnimmt, so haben die meisten andern zufolge dessen, was im Irrdischen vorgieng, dafür ge-

halten, die Götter und Geister bestünden eben so wie die Menschen, aus zweyerley Geschlechtern. Die Wilden h) stehen in eben diesen Gedanken, und halten Sonne und Mond für Mann und Frau. Vielleicht kann man daraus erklären, warum man in den Sprachen selbst unter leblosen Dingen einen Unterschied gemacht hat, als ob sie von beyden Geschlechten wären. So bald man meynte, es wäre alles beseelt, und die in den Dingen wohnenden Geister wären von zweyerley Geschlecht, so bald scheinet auch diese Art zu reden fast nothwendig gewesen zu seyn, weil die Worte nichts anders als äusserliche Kennzeichen der Gedanken sind. Obschon einige Wilde mit einigen Völkern der ältsten Zeiten glauben, Kinder der Erde zu seyn, so sehen sich doch diese ihre vermeynte Mutter niemals für eine Gottheit an i), ausser nur, wenn sie etwas von ihr haben wollen, welches daher desto sonderbarer ist, weil die meisten Völker in der alten Welt dieser Meynung, die Erde für eine Gottheit zu halten, gar sehr zugethan gewesen sind. Alle Wilde, die sich eine Art einer Vorstellung vom Ursprunge der Dinge gemacht haben, scheinen das Wasser für ewig zu halten; einige von ihnen hingegen meynen, die Erde wäre erschaffen geworden. Doch weit entfernt, daß sie durch die Schöpfung eine würk-

liche

h) Coreal, Tom. I. Part. I. Ch. 7.

i) Garcilasso Hist. des Yncas. Liv. I. Ch. 10.

liche Hervorbringung der Dinge aus nichts verstehen sollten; ein Gedanke, der, wie man glauben muß, der ältsten Welt ebenfalls unbekannt war k). Sie nehmen jederzeit einen kleinen Theil Materie für dem ersten Stoff oder für die Grundlage der Erde an, ob es schon schwer zu sagen ist, wie sie sich eine so besondere Sache verständlich machen, wie diese ist, nämlich, wie ein so grosser Erdball, wie der unsrige, aus einigen wenigen Sandkörnchen gebauet werden konnte. Da sie glauben, es wäre alles in der Natur von Geistern bewohnt, so könnte man beynahe denken, daß sie vielleicht die Materie von diesen unsichtbaren Wesen, welche inwendig in ihr wohnen, für aufgeblasen ansehen. Doch das ist nur eine Muthmassung; denn die eigentliche Erklärung ihrer Meynung weiß man nicht, vielleicht wissen sie sie selbst nicht, und an statt einer ganz begreiflichen Ursache speisen sie sich bloß mit der Gedanke ab, man könne von den Würkungen eines unbegreiflichen Wesens nichts anders als etwas Unbegreifliches erwarten.

§. 36.

Da inzwischen alle wilde Völker der Meynung sind, alle Dinge in der Natur bestünden aus Geistern, unter welchen einige besonders böse sind, oder wären von ihnen beseelet: so darf man sich nicht wundern,

k) Mosheim de Creatione ex nihilo beym Cudworth.

wenn sie auf eben dieselben Gedanken gefallen sind, von welchen sich die ganze übrige Welt hat verblenden lassen, nämlich die Hexerey zu glauben. Alle wilde Völker sind im höchsten Grade davon eingenommen; zwar muß man auch in ihrer Geschichte einen Unterschied unter ihren Geistlichen machen, nämlich unter denen, welche meynen, sie hätten nur mit den guten Geistern Umgang, und unter den Hexenmeistern, welche sich, dem Dienste der bösen Geister ergeben haben, und die übrigens insgemein verhaßt sind. Es ist würklich etwas sonderbares, daß ein so lächerlicher Aberglauben, als die Hexerey ist, in der ganzen Welt eine so grosse Herrschaft über den menschlichen Verstand hat gewinnen können. Fast alle Völker, wilde und gesittete, haben sich davon einnehmen lassen, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil man, da die ältste Welt die natürlichen Ursachen der Dinge nicht kannte, darauf fiel, unnatürliche zu glauben; und sahe man Menschen in ihrem blühenden Alter sterben, welches man hingegen unter den Thieren nicht bemerkte: so hielt man einen Zufall, der mit dem Zustande des Menschen in seinen besten Jahren zu streiten schien, für unnatürlich, und meynte, es müßte solches aus unnatürlichen Ursachen herkommen. Die Wilden glauben überzeugt zu seyn, daß Krankheit und Tod vor der Zeit, ehe sie ein hohes Alter erreichet haben, nicht unter die natürlichen Zufälle gerechnet

werden

werden müssen; daher glauben sie insgemein, die Kranken würden von den Geistern der todten Thiere geplagt, weil sie vor der Krankheit mit den Knochen und mit dem Fleische der Thiere nachläßig umgegangen wären, und entweder aus Versäumniß oder aus Unachtsamkeit eins von beyden oder beydes nachläßig hingeworfen hätten; denn einige Wilde halten es für eine ihrer größten Pflichten, alles, was eßbar am Thiere ist, zu verzehren, und dem Rest zu verbrennen. Sie ziehen insgemein mit ihren Hütten zuweilen viele Meilen weiter, wenn ein Thier ungewöhnlicher Weise stirbt, aus Furcht vor den Geistern, die, wie sie glauben, daran Ursache und auf dieser Stelle gereizet worden sind. Meistentheils, wenn sonst die geringste Reimlichkeit ihren Verdacht bestätiget, warfen sie die Schuld auf die Hexenmeister und insonderheit auf die Hexen; welche alsdann ohne Recht und Verhör, bloß aus einem Verdachte, ohne Gnade erschlagen worden: daher manche unschuldige Menschen dieses Verdachts wegen in die andere Welt geschicket worden. Allein, wenn man es auch für reimlich finden könnte, daß Kranke und Schmerzhafte ihre Feinde wegen dieser schlechten Künste in Verdacht ziehen können; so sollte man doch kaum glauben, daß sie sich selbst eines solchen Verdachts wegen für schuldig halten sollten; gleichwohl geschiehet es gar oft. So weit gehet die Herrschaft der Einbildung in der Menschheit;

die Enthusiasterey ist zu allen Zeiten und bey allen Völkern Mode gewesen.

§. 37.

Man siehet übrigens aus dem Vorigen, daß die Wilden glauben, die Seelen der Thiere überlebten ihre Leiber, weil sie meynen, diese herumschwärmenden Geister bekümmerten sich noch um ihre zurück gelassenen Theile ihrer Körper. Ueberhaupt hegen alle diese Völker grosse Hochachtung gegen die Thiere, weil sie sie gewisser massen für vernünftig halten. Es ist nicht zu zweifeln, daß die älteste Welt l) ungefehr eben so gedacht hat, weil sie dafür hielt, es wäre möglich, die Sprache der Vögel und Thiere zu verstehen, und von ihnen davon unterrichtet werden zu können, was in andern Ländern und in weitentfernten Gegenden geschieht; wie denn dieses die Wilden noch itzt glauben.

§. 38.

Halten die Wilden die Seelen der Thiere für unsterblich, so glauben sie dieses um so vielmehr von dem Menschen. Nichts ist gewisser, als daß der Gedanke von der Unsterblichkeit der Seele unter die allerältsten in der Welt gehöret. Ob schon die meisten Wilden sich nicht sehr um das Zukünftige bekümmern, so sind sie doch alle darinn einig, diese grosse Wahrheit

zu

l) Stephan. Not. in Sax. p. 112. 113.

zu bekennen. Sie haben sich, wie alle andere Völker in der Welt, obschon auf eine undeutliche Art zwey grosse Hauptheile in der Natur vorgestellt, einen würkenden und einen todten, der zugleich leidend oder materiell war. So wie sie meynten, nichts hätte seinen Ursprung aus nichts, so meynten sie auch, daß niemals etwas, das vorhanden wäre, in nichts zerfiele; es bliebe alles, folglich bliebe das Würkende, zu welchem die Seelen und Geister gehörten, allezeit was es war, ohne zu vergehen. Diese einfältige Art zu schliessen, die der ältsten Welt und den Wilden gewöhnlich war und ist, enthält freylich keinen Beweis, der die Probe hält, wenn er scharfsinnig untersuchet wird; inzwischen scheinet er ein allgemeiner Beweis bey diesen Völkern gewesen zu seyn, vermöge dessen sie die Hoffnung zu einem Leben nach diesem behalten. Hingegen scheinen sie niemals auf den Zustand der Seelen gedacht zu haben, ehe sie mit den sichtbaren Körpern vereiniget wurden; eine Aufgabe, die so viele besondere Meynungen erzeuget hat. Der allererste Ursprung der Seele war für die Wilden ein allzuhoher Gedanke. Man findet daher unter ihnen auch nicht die Meynung von dem allgemeinen Untergange der Dinge oder von der Zurückkunft zu ihrer ersten Quelle (woraus sie anfangs ausflossen), und zwar nach Verlauf eines grossen Jahres. Ein Gedanke, der sonst bey vielen Völkern in der Welt angetroffen wird, entweder weil

sie dafür halten, es stammten die Seelen ursprünglich von einen erhabenen Wesen ab, zu welchem sie alle, nachdem sie alle Veränderungen durchgegangen wären, zuletzt wieder zurück kehrten, wenn einmal Himmel, Erde und alle Elemente zusammen vermischt und vergehen würden; oder weil sie in den Gedanken stunden, die beyden herrschenden Wesen in der Natur, das Böse und das Gute lägen in einem beständigen Streite mit einander, welcher sich zuletzt mit dem Untergange der ganzen sichtbaren Welt endigen würde. Die alte nordische Philosophie, so wie man sie noch in der Edda findet, scheinet überhaupt darauf hinaus zu laufen. Die guten und das böse Wesen fechten beständig mit einander, bis endlich, wenn der letzte Kampf vor sich gehet, die ganze Natur in einander gerühret wird, und die Götter selbst mit dem Ueberreste vergehen. Eine so ausstudierte Meynung scheinet nur unter Völkern, die bereits gesittet geworden waren, statt gefunden zu haben. Es ist würklich etwas sonderbares, daß sie auch bey den Peruanern und Mexikanern, als den beyden sittlichsten und am besten eingerichteten Völkern in Amerika, gesunden wurden.

§. 39.

Man siehet es aus nichts deutlicher, wie gewiß alle diese Völker die Seelen für unsterblich halten, als aus den Begräbnißgebräuchen. Weil sie glauben,

es

es wäre das zukünftige Leben in allen Dingen wie das gegenwärtige beschaffen, und es mangelte ihm auch nicht an Sorgen und andern Verdrieslichkeiten, daher die Verstorbenen nach diesem Leben nicht weniger als itzt allerhand Werkzeuge und andere Dinge nöthig hätten: so begraben sie mit ihnen Bogen, Pfeile und andere Waffen, das nothwendigste Hausgeräthe, Schmuck und was ihnen sonst im Leben zugehöret hat. Man muß diese Völker nicht für so thörigt halten, daß sie glauben sollten, daß dasjenige, was sie auf diese Art mit ins Grab legen, oder mit dem Todten verbrennen, die Verstorbenen ins Land der Seelen begleiten würde. Sie wissen allzuwohl, daß alle diese Dinge unbeweglich auf der Stelle liegen bleiben, wo sie sie hingelegt haben, auch mit der Zeit verfaulen und zerstäuben: allein da in allem, was sie hinlegen, auch in Dingen der Kunst m), wie ich schon bemerket habe, ein Geist wohnet: so glauben sie, daß die Seelen aller dieser Dinge, nicht die Dinge selbst, die Todten begleiten, so wohl unterweges, als ins Land der Seelen, und damit sie sich ihrer überall, wo es nöthig thut, bedienen können n). Einige wilde Völker scheinen in keiner andern Absicht etwas zusammen zu bringen, als um ihre Todten desto reichlicher aussteuern

m) Vojage de Hennepin. Recueil de Vojage au Nord. Tom. 5. p. 266.

n) Allgemeine Gesch. von Amerika, 13 Hauptst.

steuern zu können, und suchen darinn ihre höchste Ehre, damit sich ihre Todten nicht mit leeren Händen unter ihren Vorfahren einfinden sollen. Daß die ganze alte Welt fast auf eben diese Art gedacht hat, das ist unläugbar. In Indien verbrennen die Bonzen überall noch in unsern Zeiten, ehe das Begräbniß vor sich gehet, Gebäude von Papier und alles nur erdenkliche Hausgeräthe von eben derselben Materie, in der Meynung, die Todten würden alle diese Sachen in der andern Welt in größter Vollkommenheit wieder finden. Die Nachwelt, die eigennütziger ward, weil sie mehr als die uralte Welt nöthig hatte, wollte die Sachen selbst nicht verlieren, sie auch dem Verstorbenen nicht abschlagen; sie traf daher ein solches Mittel, wie ich von den Bonzen erzählet habe, ohnfehlbar in der Meynung, es hätten alle Dinge der Kunst eine Seele, die ihnen ihre Gestalt und ihre Kräfte gäbe. Wie ganz allgemein der Gedanke, daß die Form oder die Seele von den Dingen getrennet seyn und für sich selbst bestehen könnte, in der ältsten Welt war, das siehet man daraus, daß die größten Philosophen, als ein Pythagoras, ein Plato und andere daraus einen Hauptlehrsatz in ihren Unterweisungen oder in ihrer Philosophie gemacht haben. Die alten Deutschen begruben mit ihren Todten, nach der Erzählung des Tacitus, Pferde und Waffen. Daß man hier in Norden eben derselben Meynung, wie

die

die Wilden, gewesen, was nämlich die Todten betrift, dieses bezeugen die Ueberbleibsel von ihren Waffen o), die noch zu unsern Zeiten aus den Begräbnißhügeln der ältsten Zeiten ausgegraben werden. Unsere alten nordischen Vorfahren liebten die See, und verbrannten daher die Körper ihrer Seeleute mit ihren Schiffen, damit sie auch in der andern Welt seegeln könnten. Als König Harald Hyldetand p) begraben ward, verbrannte man sein prächtiges vergoldetes Schiff; man warf eine Menge Waffen, Gold und das Beste, was die dänischen Herren bey der Hand hatten zugleich mit den Waffen und dem Handpferde des Königs zur Leiche ins Feuer, damit er, wie Saxo spricht, als der Vormann der Erschlagenen ins Land der Seelen reiten könnte. Es waren also unsere alten Vorfahren in den Ehrenbezeugungen gegen die Verstorbenen und in ihrer Aussteuer nach Valhalla nicht weniger prächtig und andächtig, wie vorbemeldte Wilden. Man meynte würklich, daß je mehr auf das Begräbniß verwandt würde, desto reicher und glücklicher die Todten in der andern Welt seyn würden q). Die Freygebigkeit der Zurückgelassenen gieng so weit, daß man in Rom durch das Gesetz der zwölf Tafeln

o) Arnkiels Cimbr. Begräbniß-Gebräuche. Cap. 22 und 23.

p) Saxo Lib. VIII.

q) Snorre Sturbsön Nordische Kronicke. S. 7. 8.

Tafeln ordentlich verbiethen mußte, den Todten Gold und Silber mit ins Grab zu geben, so wie schon ehmals Solon r) in Athen diesen Aberglauben ebenfalls eingeschränket hatte. Die alten Gallier s) gaben ihren Todten Briefe an ihre vorlängst verstorbene Freunde mit; ein Gebrauch, der noch in den neuern Zeiten bey einigen Völkern, die sich zur Griechischen Kirche bekannten, Mode gewesen seyn soll; unter diesen Briefschaften waren unter andern auch die Schuldbriefe und Verschreibungen, wornach diejenigen, die in diesem Leben nicht bezahlen konnten, angehalten wurden, ihre Schulden in dem künftigen Leben abzutragen. Es verstunden also die alten Gallier in dem Artikel des Darlehns an Gelde keinen Scherz, da die Verschreibungen sich auch bis in die andere Welt erstreckten. Die Tartarn in den neuern Zeiten t) hielten nicht allein die Verbindungen, die sie selbst im Leben eingegangen waren, auch nach dem Tode für unauflöslich, sondern auch diejenigen, die die Nachgelassenen der Verstorbenen wegen eingiengen; daher, wenn zwo Personen, jede von einem andern Geschlechte, ohne zuvor mit einander verheyrathet gewesen zu seyn, starben, so schrieben sie ihnen einen ordent-

r) Plutarchus in Solone.

s) Diodor. Sic. L. 5. Mela de Situ Orbis, L. 3. & Alex. ab Alexandro, L. 3. C. 7.

t) Marc. Paul. Venetus, L. 5. C. 58.

ordentlichen Ehecontract, warfen ihn mit den Leichen ins Feuer, und erklärten solchergestalt die Verstorbenen für ein rechtmäßiges Ehepaar in der andern Welt. Die Sorgfalt für die Todten, daß ihnen in dem künftigen Leben, ihrem Stande nach, nichts mangeln mögte, gehet bey einigen Wilden so weit u), daß man beym Grabe die Sklaven der Verstorbenen hinrichtete, um im Lande der Seelen nicht ohne Bediente zu seyn; ein Gebrauch, der ebenfalls in der alten Welt bey vielen Völkern gewöhnlich gewesen ist v). Diese Raserey gieng bey einigen, als bey den Peruanern und Tartarn so weit, daß sie einige tausend Menschen bey dem Begräbnisse ihrer Könige aufopferten. Nicht allein die Sklaven mußten ihren Herren in der andern Welt Gesellschaft leisten, sondern auch bey verschiedenen Völkern mußten auch die liebsten Weiber und die besten Freunde das Gefolge ansehnlicher machen. In beyden Umständen gaben unsere nordische Völker den andern Völkern nichts nach x).

Es

u) Coreal. Tom. I. Ch. 7. Rochefort von den Caraiben u. s. w.

v) Hom. Ilias. L. 23. vom Begräbniß des Patroklus, Misenii und Servii Anmerkungen zum 20sten Verse des 6ten Buches in der Aeneis Virgils, Inferias quas immolet vmbris. Herod. L. 4. von den Scythen. Cæsar. L. 6. von den Galliern.

x) Arnkiel Cimbr. heyd. Begr. B. 1. Cap. 15. Barthol. de Caus. Cont. mortis, L. 2. C. 10. daß die Weiber theils gutwillig, theils zufolge der Gesetze sich hier in Norden mit den Männern begraben liessen.

Es ist daher nichts zuverläßiger, als daß die ganze Welt darinn einig gewesen, ein anderes Leben nach diesem zu glauben. Eben diese fröliche Hofnung verursachte, daß verschiedene Völker in den ältsten Zeiten, so wie noch itzt alle Wilden, dem Tode mit lachendem Angesicht entgegen gehen y). Alle wilde Völker sehen den Tod am wenigsten für ein Uebel an, und halten es daher für ein ansehnliches Glücke, sich mit Ehren unter ihren Vorfahren einzustellen.

§. 40.

Ich darf in dieser Betrachtung nicht unterlassen, anzumerken, daß ein grosser Theil der Wilden dem Menschen mehrere Seelen zuschreibet z). Darinn suchen

y) Siehe Paraguai von Charlevoix, Tom. I. Liv. 2. beym Jahre 1542, von den wilden Goaycurus, die sich selbst in Menge anbiethen, um mit ihren Helden und vornehmen Verstorbenen zu sterben. Bey den wilden Itatinern stürzten sich die liebsten und besten Freunde bey dem Leichenbegängnisse der Verstorbenen von den Klippen herab. Charlevoix, Tom. 2 Liv. 8. Vojages au Nord, Tom 5. von den wilden Natchern in Louisiana. Relation de la Louisiana und Charlevoix Nouv. France, Tom. 3 Lettre 30.

z) Charlevoix Nouv France, Tom 3. Lettre 24. und allgem. Gesch. von Amerika, 13. Hauptst. §. 7. S. 476. In diesem letzten Werke ist dieser Umstand merkwürdig, daß man darinn eine derer Ursachen bemerkt, wodurch die Meynung von der Seelenwanderung veranlasset geworden zu seyn scheinet. Einer der ältsten Mißionarien in Neufrankreich, (nämlich Brebeuf) fragte einen alten Huronen von den Meynungen der Wilden,

suchen sie die Ursache derer oft mit einander streitenden Begierden. Die Caraiben a) sind nach dem Berichte

Wilden, die Seele betreffend. Dieser sagte: wir glauben im Menschen zwo Seelen, beyde theilbar und materialisch, und beyde vernünftig. In dem Augenblicke, da man stirbt, verläßt die eine den Körper; sie bleibet aber doch so lange bey dem Grabe, bis das grosse Seelenfest, das diese Völker alle drey Jahre feyern, vorbey ist, und alsdann begiebt sie sich ins Land der Seelen. Die andere Seele hingegen bleibet auch nach diesem Feste bey dem Grabe, welches sie nicht eher verläßt, als bis sie sich in einen andern Körper verfüget. Wenn dieses letzte nicht wäre, setzte der alte **Huron** hinzu, so könnte keine andere Person, die lange nach dem Tode der vorigen geboren wird, diesem in allen Dingen, in seiner Gemüthsneigung und in seiner Gestalt u. s. w. ähnlich seyn — Eine andere Erzählung findet man in **Niels Egedes** schönen Tageregister über Grönland, und verdienet ebenfalls angeführt zu werden. Der Innhalt ist kürzlich dieser: Ein Knabe ward krank und der Vater beklagte sich darüber bey einem **Angekok** oder grönländischen Geistlichen, welcher ihm antwortete: der Knabe habe seine Seele verlohren. Der **Angekok** nahm sich darauf vor, ins Land der Seelen auf eben die rasende Art zu reisen, deren wir schon gedacht haben, und er fieng seiner Meynung nach, eine Hasenseele, und setzte sie in den Knaben; damit aber die Seele ihre neue Wohnung nicht verlassen sollte, so ließ er oben in den Kopf des Knaben ein wenig Fett schmieren, um gleichsam die Seele fest zu kleistern — So einfältig denken die Grönländer, so einfältig dachte die älteste Welt, und man muß eben so einfältig denken, um den Ursprung dieser Meynungen zu erklären. Daß die südlichen Amerikaner eben diese Gedanken hegen, das kann man aus dem oft angeführten Pater Gumilla sehen, und zwar Tom. 1. Ch. 15. Ein bekehrter

 Indianer

richte einiger so freygebig, daß sie in einer jeden Person eben so viele Seelen annehmen, als man in den Adern Pulsschläge bemerken kann. Daß die älteste Welt auf eben diese Art gedacht hat, solches ist unstreitig b), doch hat man, wie die heutigen Wilden thun, dem Menschen insgemein nicht mehrere als zwo oder drey Seelen gegeben, unter welchen die vernünftige die vornehmste war. Und diese war es, welcher die Völker, die hoch genung dachten, um den Seelen ihren rechten Ort anzuweisen, einen Platz im Himmel zugestanden. Unsere alten nordischen Völker haben auf eben diese Art gedacht; es erzählet daher die Voluspa so wie die Edda; als die ersten Menschen, Asker und Embla erschaffen geworden waren, und ohne Leben und Bewegung auf dem Ufer lagen, so hätte ihnen der erste der Götter Seele und Leben gegeben, der andere Vernunft und Bewegung, der dritte Gesicht und Sinne; daher wäre das, wodurch die

Indianer starb, und alle andere glaubten mit Freuden, die Seele wäre im Himmel; dennoch wollten seine Verwandte nicht zugeben, daß er bey einem Kreuze, das der Mißionar auf dem freyen Felde aufgerichtet hatte, begraben werden sollte; sie verlangten, er sollte in der Hütte, worinn er gestorben war, begraben werden; denn sonst, sagten sie, müßte er zu viel ausstehen, wenn es regnete.

a) De la Borde. Auch Rochefort Hist. des Antilles.

b) Mosheim in seinen Anmerkungen zum Cudworth p. 1040 seq. Man sehe auch die Voluspa und die Edda. Fab. 7.

die Menschen lebten, von dem Wesen verschieden, das vernünftig dächte, und dieses wieder von der Empfindung, die in den äusserlichen Sinnen ist. Die Wilden halten die Seele insgemein für eben dasselbe Wesen, wie das Feuer ist, und ohne Zweifel haben, aus dieser Ursache, so wohl die Wilden als die ältsten Völker die Seelen der Verstorbenen unter die Sterne gesetzt; und verschiedene Völker fürchteten auf dem Wasser zu sterben, damit dieses Feuer, dieser Funke, im Menschen nicht ausgelöschet werden sollte c). Die Ursachen zu dieser Meynung sind leicht einzusehen: So bald man erst die Sonne für einen Gott und für den größten unter den Geistern hielt, so konnte man auch hernach gar leicht darauf fallen, die Seelen für Feuerwesen anzunehmen, vornehmlich, weil das Feuer unter allen bekannten Dingen das am meisten würkende Wesen gleichsam wie die Seele war. Obschon einige Wilde keinen Unterschied unter den verschiedenen Seelen im Menschen zu machen scheinen, so glauben doch andere unter ihnen nach Art der alten Welt, daß die mehr sinnliche und aus einem gröbern Wesen bestehende Seele, sich bey dem todten Körper aufhält, bey dem Grabe herumschwebte, und den zurückgebliebenen Rest des Körpers, den die Erde bedeckt, nicht

 ehe

c) Bartholin. de Causis Cont. mortis, L. 2. C. 2. Wie sehr die Caraiben dafür halten, die Seele wäre ein Feuer, das kann man beym de la Borde sehen. Sie glauben, alle Sterne wären verstorbene Caraiben.

ehe verlässet, bis er ganz im Staub zerfallen ist. Die meisten wilden Völker setzen daher in den ersten Zeiten nach dem Begräbnisse Essen und Trinken bey das Grab d). Einige Völker in Indien und Afrika thun eben dieses. Die älteste Welt bedachte ihre Todten in den meisten Gegenden auf eben diese Art, und in Afrika konnte das Christenthum diesen heydnischen Gebrauch lange Zeit selbst unter den Christen nicht ausrotten. Vermuthlich haben die Völker, die, wie man erzählet e), ihren Todten beym Begräbnisse allerhand Spiele hielten, dabey bloß diese Absicht gehabt, den Seelen der Verstorbenen zum Abschiede noch ein Vergnügen zu machen. Die Neigung verschiedener wilden Völker zum Todtendienste ist unbeschreiblich groß. Sie graben nach Verlauf von einigen Jahren die Begrabenen wieder aus, und wickeln die Knochen in neue Kleider, weil sie glauben, die Seelen hielten sich noch bey dem Grabe auf. Man kann einigen dieser Völker keine grössere Feindschaft erzeigen, als ihre Ruhestädte, die bey ihnen überall heilig sind f), anzurühren. Die Meynung, die in alten

d) Allgem. Gesch. von Amerika, 13. Hauptst.

e) Homer am angeführten Orte vom Patroklus. Dares Phrygius excid. trojæ vom Begräbnisse Hektors. Lettres edifiant. et curieus. Rec. 23. Lettre du Pere Rarles, von den Ilinoisern in Louisiana.

f) Allgem. Gesch. von Amerika, 13. Hauptst. La Potterie, Tom. 3. Lettre 1.

alten Zeiten gewöhnlich war, daß die Geister der Todten bey den Gräbern hervor gerufen werden könnten, damit man sie daselbst befragen, und sie zu Rathe ziehen könnte, hat keinen andern Ursprung. Die alten Aegyptier sahen die Begräbnisse als die rechten Häuser der Menschen an; sie gaben sich daher keine sonderliche Mühe, denen Lebendigen prächtige und dauerhafte Paläste aufzuführen, weil das Leben nur eine allzukurze Zeit dauerte; hingegen mit den Begräbnissen beschäftigten sie sich weit mehr, um den Verstorbenen ewig dauernde Wohnungen zu bauen. In der Meynung, die Seelen verliessen den Körper nicht, so lange er nicht in Staub zerfallen wäre, sondern fänden ein Vergnügen daran, sich bey ihm aufzuhalten; in dieser Meynung balsamirten sie die Leichen, und sahen diese Arbeit als die heiligste und wichtigste in der Menschheit an. Einige wilde Völker bedienen sich, wie ihre Geschichte zeigt, der Einbalsamirung in derselben Absicht, obschon nicht mit so viel Aberglauben, wie die Aegyptier. Einige andere Völker, als die Scythen, Assyrier, Perser und andere haben in eben dieser andächtigen Meynung die Körper ihrer Verstorbenen aufzubehalten gesucht. Die Aegyptier waren davon so versichert, daß sich die Seelen nach dem Tode bey den Körpern aufhielten, daß sie daher auch ihre Verstorbenen in den Häusern bey sich behielten, wie solches auch noch einige Wilde thun, und

sie so gar mit sich zu Tische setzten. Sie sahen diesen Zustand der Seelen, im Tode einen fortdauernden Körper bekommen zu haben, bey dem sie sich ohne Schmerzen, ohne Hindernisse und ohne einige Nothwendigkeiten zu gebrauchen, beständig aufhalten könnten, für so glücklich an, daß sie auch nach der Mahlzeit, wenn sie sich recht belustigen wollten, das Bild eines Todten, oder eine Mumie, in die Gesellschaft brachten, und indem sie einer zu dem andern sagten: So sollst du auch werden! so wußten sie sich nichts angenehmers vorzusagen. Unsere alten nordischen Völker waren nicht weniger der Meynung, daß sich die Seelen nach dem Tode bey den Gräbern aufhielten g). Als ein gewisser Asmund in einem Grabe mit seinem Diener begraben ward, erschien er einige Zeit darnach seinen Freunden, und bat sie, den Diener wegzuschaffen, weil er sich mit diesem unruhigen Kopfe nicht vertragen könnte. Daß sie ebenfalls dafür hielten, der Tod wäre kein Uebel, das siehet man aus der Begierde, mit welcher die meisten, eines gewaltsamen Todes zu sterben, verlangten.

§. 41.

Ungeachtet aller Mühe, die sich so viele Völker gaben, um die Gestalt des Körpers nach dem Tode, so viel es möglich war, unverändert zu erhalten, so scheinet doch die uralte Mode, die Bücher zu verbrennen,

g) Arnkiels Cimbr. Begräbniß-Gebr. 20. Cap. und Cimbr. Heyden-Religion, 9. und 18. Cap.

nen, die man ebenfalls bey einigen wilden Völkern auch noch in unsern Zeiten antrift, ihren Ursprung nicht weniger aus der angeführten Meynung herzuleiten, nämlich, daß sich die Seelen nach dem Tode bey ihren erblaßten Leibern aufhielten. Nicht alle Völker waren darinn einig, dieser ihr Zustand wäre glücklich; diejenigen, welche ein glückseliges Land der Seelen glaubten, hielten meistentheils dafür, die Seelen befänden sich daselbst besser, und verwandelten daher die Leiber in Staub, damit die Seelen nicht dabey aufgehalten werden, sondern sich unverzüglich auf die Reise begeben sollten h).

X 4 §. 42.

h) Daß unsere alten Dänen aus dieser Ursache ihre Todten verbrannten, kann man beym Bartholin. de Caus. contemptae mortis L. 2. C. 2. nachsehen. So oft sie meynten, es liesse sich ein Verstorbener sehen, oder, wie man zu reden pflegte, daß er wieder käme, und dadurch die Nachgelassenen beunruhigte, so hielt man es für das sicherste Mittel, dieses Uebel zu hemmen, wenn man den todten Körper wieder ausgrub, und zu Asche verbrannte. Insonderheit ist davon ein von Bartholin angeführtes Exempel merkwürdig: Ein gewisser Hrappe befahl seinen Angehörigen, seinen todten Körper unter die Küchenthiere, doch in einer stehenden Positur, (eine Art, die fast bey allen Wilden gebräuchlich ist) zu begraben, damit er nach seinem Tode das ganze Haus übersehen könnte. Dieses geschah. Als er aber sich nach seinem Tode sehen ließ, die Bedienten erschlug, und den Flecken Hrapsed unbewohnbar machte: so stach einer, Namens Ole Pa, das Gespenst mit einem Spieße durch und durch. Den Tages darnach öfnete man das Grab, worinn

§. 42.

Mit der Meynung, daß die Seele nach dem Tode sich wenigstens einige Zeit bey dem Körper aufhielte, stehet eine andere, die in der ältsten Welt nicht weniger gewöhnlich war, in genauer Verbindung. So bald man entweder kein Land der Seelen glaubte, oder auch annahm, es wären nicht alle Seelen so glücklich, hinein gelassen zu werden, kurz, so bald man meynte, die Seelen blieben nach dem Tode hier auf Erden bey den Körpern; so mußte man auch hernach, wenn diese endlich in Staub zerfielen, darauf bedacht seyn, ihnen einen andern Aufenthalt, und folglich auch einen andern Körper, zu geben. Man darf sich daher

man den Spieß und den Todten unverweset fand. Man verbrannte den Körper, und das Gespenst ließ sich nicht mehr sehen. — Ein Exempel, woraus man siehet, daß man in der Menschheit ganz leicht auf dergleichen wunderliche Gedanken fällt, wenn man zu einer Zeit, da eine ansteckende Krankheit regieret, die Leichen unverweset in den Gräbern findet, haben wir in unsern Zeiten an den Vampyren in Ungarn gehabt. Daß die Wilden, die ihre Todten verbrennen, dieses thun, damit sie die Seelen desto geschwinder an ihren Ort befördern können, davon kann man nachsehen in Lettres edifiant. et curieuf. Rec. 23. Lettre du Pere Rarles von den Mißilimakinaken, einem Volke im südlichen Canada. Doch will ich nicht läugnen, daß man zugleich dadurch die Seelen von den Unreinigkeiten habe reinigen wollen, womit sie im Körper besudelt gewesen; denn die Reinigung durch das Feuer war in der ältsten Welt in grossem Ansehen. Alex. ab Alexandro genial. Dier. L. 3. C. 7.

her nicht wundern, wenn man diese Meynung unter den Wilden findet, so wie sie sonst in den ältsten Zeiten unter den Aegyptiern, Indianern, Galliern und alten deutschen und nordischen Völkern im Schwange gieng, andere Völker nicht zugedenken i). Man

i) Herod. L. 2. Cæsar. L. 6. Diodor. Sic. L. 5. Was die Wilden betrift, so hat man diese Meynung bey den Guaycurus gefunden. S. Charlevoix Hist. du Paraguai, Tom. 2. Liv. 6. beym Jahre 1616. Ihre Meynung stimmte mit der Meynung der Pythagoräer vollkommen überein, nämlich, daß die Seelen der bösen Menschen nach dem Tode entweder in giftige oder grimmige Thiere übergiengen, und hernach Unglück anstifteten. Daß die Wilden in Paraguai diese Meynung von der Wanderung der guten Geister aus einem Körper in den andern gehabt haben, das kann man eben daselbst L. 7. in der Historie vom Jahr 1628 sehen, wo noch von einem andern Volke erzählet wird, daß es glaubte, die Seele einer unter ihnen sehr hochgeschätzten Person, eines gewissen verstorbenen Quarutiki, wäre in den Leib eines in grosser Hochachtung stehenden Mißionars gefahren. S. auch Lettr. edifiant. Recueil 24. Lettre du Pere Chome von den Chiriganes, welche glauben, die Seelen flatterten nach dem Tode in den Büschen um ihre Hütten herum. Eine Frau ward durch einen Fuchs erschreckt, welcher bey ihr vorbey lief; denn sie meynte, es wäre die Seele ihrer Tochter, die einige Zeit vorher gestorben war. Charlev. Nouv. France Tom. 3. Lettre 24. spricht, daß die Canader die Kinder auf solche Stellen begraben, wo insgemein viele Leute vorbey giengen, damit sich die Seelen der Schwangerschaft der Weiber bedienen können, um einen neuen Körper zu bekommen. Von andern Völkern sehe man Relation de la Louisiana par un Officier de Marine,

wie

kann daher keinesweges sagen, es habe ein Pythagoras oder ein anderer alter Philosoph diese Lehre von der Seelenwanderung erfunden; denn sie haben vielmehr aus dieser Meynung der ältsten Welt einen moralischen Satz oder eine Sittenlehre gezogen.

§. 43.

Von diesen Meynungen war die Einbildung von den Gespenstern fast unzertrennlich; sie scheinet würklich in der ganzen Welt geherrschet zu haben. Die Wilden fürchten sich vor diesen eingebildeten Schatten so sehr, daß sie im Finstern kaum einen Schritt gehen dörfen. Wenn sie die gefangenen Sklaven hingerichtet haben, so laufen sie, wie unsinnig herum, klopfen auf die Dächer und Häuser, die Seelen derselben zu schrecken, damit sie, wenn sie durch diesen Lärmen in Furcht gejaget sind, sich desto geschwinder an einen andern Ort verfügen sollen. Unzählige Dinge haben die ältste und unwissende Welt in dieser Meynung bestärket; ein jedes ungewöhnliches Geschrey von Nacheulen oder andern wenig bekannten Thieren, der geringste Lärmen, den man bemerkte, ohne dessen Ursache

wie auch Tonti Vojages au Nord, Tom. 5. Wegen unserer alten nordischen Völker, kann man Bartholin im angeführten Werke nachsehen, und zwar L. 2. Cap. 1. Allein diese Seelenwanderung, die sonst in unsern Ländern geglaubet ward, soll darinn bestanden haben, daß man meynte, die Seelen der Verstorbenen würden aufs neue gebohren.

sache zu wissen, waren genung, sie zu einem so ungereimten Aberglauben zu überreden. Noch eine andere Meynung, die nicht weniger als die andern eingerissen gewesen, und eben so sonderbar ist, findet man so wohl unter den Wilden, wie in andern Ländern in der Welt, nämlich, daß sich nicht allein die Seelen der Verstorbenen bald unter dieser, bald unter jener Gestalt, sehen lassen könnten, sondern daß sich auch gewisse Leute, die noch im Leben sind, in die Gestalt eines Thieres verwandeln können. Ob man schon in den neuern Zeiten würklich dafür hält, es würde der grobe und sichtbare Körper solchergestalt verändert k); so ist doch ohne Zweifel die uralte Meynung diese gewesen, daß die Seele den Körper verlassen, und in diesem freyen Zustande entweder in andere Körper wandern, oder welches reimlicher wäre, den feinern Körper, woraus sie, wie man meynte, selber bestund, oder den sie immer behielt, in eine Gestalt, in welche sie wollte, verändern könnte l). Auf diese Art wird von

k) Pausan. Accad. C. 2. Luciani Asinus, und überhaupt Ovids Verwandlungen. Wenn man glauben kann, es habe Saxo in seinem ersten Buche in Haddings Historie, sich nicht als ein Poet einer allzugrossen Freyheit bedienet: so haben die alten nordischen Völker in Ansehung des Glaubens der Verwandlung des Körpers und der Hexerey keinem andern Volke etwas nachgegeben, denn die Hexe Harthgrepe konnte sich so hoch machen, daß sie bis an die Wolken reichte.

l) Cudw. de corpore animæ ex mente veterum.

von Othin m) erzählt: daß er seine Gestalt verwandeln konnte, da inzwischen sein Körper für schlafend oder todt liegen blieb, er selbst hingegen ein Vogel, ein Thier, ein Fisch oder ein Wurm zu seyn schien. In diesem Zustande konnte er in kurzer Zeit weiter in andere Länder reisen, und daraus Neuigkeiten nach Hause bringen. Othins Zustand ist ohne Zweifel entweder eine Art der Entzückung gewesen, deren ich schon gedacht habe, oder eine würkliche Krankheit; und nichts anders hat die nordischen Völker in der Meynung von der Wanderung seiner Seele bestärkt, als weil es scheint, daß sie von eben der Meynung, die die Wilden und Indianer unserer Zeiten hegen, schon damals eingenommen waren, daß nämlich die Seelen nicht allein im Schlafe, sondern auch zu andern Zeiten, dem Leibe ohne Schaden, ihre Körper verlassen könnten.

Diese letzte Meynung war fast eine nothwendige Folge des Gedankens, den sich die ältste Welt, so wie noch die heutigen Wilden, von den Geistern und Seelen machten, welche sie, wie ich schon gesaget habe, entweder für eine Art von Schatten oder für eine Art von Feuerwesen ansahen. Diese einfältige Art zu schliessen, brachte es fast nothwendig mit sich, daß man den Seelen das beymessen mußte, was man in andern Dingen, denen sie ähnlich zu seyn schienen, zu sehen vermeyn-

m) Snorre Sturlesön im Othin. Resen. Edda, Fab. 52. 57.

vermeynte. Weil nun so wohl die Flamme des Feuers als der Schatten der Dinge unendlich veränderlich sind, und man an ihnen nach allen neuen Abwechslungen und Umständen neue Gestalten erblickt; so darf man sich nicht wundern, wenn man die Geister und Seelen auf eben diese Art betrachtete. Darinn liegt ohne Zweifel die Ursache der vielen fürchterlichen Bilder, worunter man im Heydenthume die Götter vorstellte. Nachdem sie nämlich unter der einen Gestalt besser, als unter einer andern, das, was sie sich vornahmen, verrichten konnten, darnach, wie man dafür hielt, nahmen sie auch die Gestalt an, die sich am besten dazu schickte. Auf diese Art stellen sich die Indianer ihren Wisthun bald als einen Fisch vor n), weil er etwas verrichten will, wobey er schwimmen muß, bald als halb Löwe und halb Mensch, weil er zu einer andern Verrichtung die Geschwindigkeit des Menschen mit der Stärke des Löwen verbinden muß. Sie gaben den Bildnissen der Götter viele Hände, viele Köpfe, nach dem sie ihrer Meynung nach zu ihren Verrichtungen eine grössere oder geringere Andacht nöthig hatten, und weil man sich einbildete, sie wären beständig beschäftiget, so ließ man ihnen ihre Gestalt beständig behalten. Bey den eigentlich so

genannten

n) Rogers ofne Thüre zu dem verborgenen Heydenthum. Th. 2. Kap. 3. Bernier Vojage au Mogol. Niekamps Mißionsgeschichte, und Picard im angeführten Werke.

genannten Wilden kommen dergleichen Bildnisse sehr selten vor, doch hat man zuweilen einige unter ihnen angetroffen o). Die wenigen dieser Völker, bey denen man diese Art des Götzendiensts findet, haben ihre Götter meistentheils unter der Gestalt eines Thieres vorgestellt, oder ihnen eine Aehnlichkeit mit dem Menschen gegeben.

§. 44.

Man siehet hieraus, daß die Seele vom Leibe getrennt, für freyer und mächtiger, als mit demselben vereiniget, gehalten wird; folglich ist es kein Wunder, wenn man in einer so grossen Unwissenheit in der Kenntniß des wahren Gottes in der ältsten Welt darauf fiel, die Verstorbenen anzubeten. Personen von einer sonderbaren Tapferkeit, von einem durchdringenden Verstande, oder auch von einer besondern Geschicklichkeit, sich nach dem in ihren Zeiten herrschenden Geschmack, der vielleicht oft sehr ungereimt war, zurichten, konnten nach ihrem Tode fast für nichts anders, als für Schutzgötter, angesehen werden. Gleichwohl haben die wilden Völker nur wenige von ihren Verstorbenen auf dem Thron der Götter erhoben; und man muß gestehen, daß sie bey aller ihrer Einfalt nicht allein darinn sondern auch in vielen andern Vorfällen weit besser gedacht haben, als

o) Charlevoix Hist. de St. Domingo.

als die aufgeklärten, die auf der einen Seite ihren Verstand bis aufs höchste getrieben zu haben scheinen, um auf der andern Seite desto besser zu zeigen, wie unendlich tief der Mensch zu fallen im Stande ist, und wie augenscheinlich er sich selbst entgegen handeln kann. Inzwischen scheinen doch einige Gebräuche der Wilden daraus entsprungen zu seyn, als z. B. wenn man findet p), daß einige wenige dieser Völker, die Gebeine ihrer tapfersten Verstorbenen an einen Stock gebunden, als Fahnen mit ins Feld nehmen, theils um sich dadurch zur Tapferkeit zu ermuntern, theils um vermuthlich unter dem Schutze dieser verstorbenen Helden zu stehen. Andere machen sich aus eben dieser Ursache Trummelfelle aus den Häuten der gefangenen und erschlagenen Feinde, in der Meynung, die ganze übrige Völkerschaft, mit der sie Krieg führen, dadurch zu erschrecken; vermuthlich weil sie, wie die Canader, glauben, es sollten gewissermassen die Seelen der Verstorbenen die Lebendigen warnen, die grausamen Hände, unter die sie gefallen waren, zu fliehen. Warum glauben sie aber nicht eben so leicht, diese Seelen würden ihre Landsleute zur Rache ermuntern? Geschiehet es vielleicht aus der Ursache, weil der Mensch immer eitel genung ist, alles zu seinem Vortheil zu erklären? Ein Held, spricht die Geschichte, der bey dem ersten Schritte,

p) Benson im angeführten Werke. L. 2. C. 6.

den er auf fremden Grund und Boden thun sollte, zu Boden fiel, küßte die Erde, und dankte, weil sie sich seine Person so augenscheinlich zueignen wollte. Könnte man dem Menschen ins Herz sehen, so würde man darinn mit grossen Buchstaben aufgezeichnet finden: **Warum sollte es nicht gut gehen, da Ich es bin?**

§. 45.

Ein falscher Schluß bietet allezeit dem andern die Hand. So bald der Gedanke Beyfall gefunden hatte, die Seelen schwärmten nach dem Tode herum, sie könnten in diesem freyen Zustande eine Gestalt annehmen, welche sie wollten, und sie könnten bald dieses bald jenes Thier bewohnen: so hatte man nichts mehr nöthig, sich besondere Gedanken von denen zuweilen am wenigsten wichtigen Dingen zu machen. Hörte man das unangenehme und klägliche Geschrey einer Eule oder eines andern Vogels, der sich nur des Nachts sehen lässet: so legte man es als ein Unglückszeichen aus; aus keiner andern Ursache, als weil man glaubte, eine Klage müßte die andere bedeuten, und gar oft hielt man dafür, die Seelen der Verstorbenen oder andere böse Geister hätten Theil an einem solchen Geschrey. Doch dieses war nicht die einzige Ursache; die hohen Gedanken, die sich verschiedene wilde Völker von den Thieren und

von ihrer Wissenschaft machten, beförderten zugleich diese Meynung nicht wenig.

§. 46.

Ich würde meine Leser allzulange aufhalten, wenn ich mich in der Erklärung des Ursprungs aller Arten des Aberglaubens, der die wilden Völker gemeinschaftlich mit andern Völkern überschwemmet hat, weitläuftig und insbesondere einlassen wollte. Gleichwohl muß ich, ehe ich diese Abhandlung schliesse, ausführlicher zeigen, wie vorbemeldte Art, aus einer Menge besonderer Meynungen zu schliessen, entsprungen ist. Ich habe schon gesagt, daß eine der allgemeinen Regeln, die man in der ältsten Welt, so wie noch itzt bey den gegenwärtigen Wilden, zum Grunde vieler Schlüsse annahm, darinn bestund, daß man die unbekannten Dingen mit andern bekannten Dingen verglich, und dafür hielt; es wären die Dinge, die nur einigermassen einander ähnlich wären, alsdann auch von eben derselben Natur, von eben denselben Würkungen; und das eine gäbe das andere zu erkennen. Kurz: man suchte auf diese falsche Art die Natur zu erklären, und fiel daher in unzählige Irrthümer. Ich will zum Schlusse davon nur einige der wichtigsten anführen, um das, was ich schon gesaget habe, nochmals zu beweisen. Wenn die Wilden die Ursache einer Mondensinsterniß erklären

wollen, so sagen einige q): er wäre zu der Zeit krank, und wollte sterben; andere, er wäre mit einem bösen Geiste, der ihn umbringen und verschlingen wollte, im Gefechte. Daher machen viele dieser Völker nach Art der ältsten Völker r) einen grausamen Lärmen so lange die Finsterniß dauert, theils um den Mond aus dem Schlafe zu erwecken, und ihn zu erinnern, alles mögliche zu thun, um sich zu retten, theils auch um das böse Thier, das ihm Schaden thun will, zu erschrecken, in die Flucht zu jagen, und folglich ganz zu vertreiben. In den östlichen Ländern herrschet diese Meynung noch itzt s), und unsere alten nordischen Vorfahren bildeten sich, nach dem Berichte der Edda, ein, Sonne und Mond würden von zweenen Wölfen verfolget, die sie verschlingen wollten. Einige Völker haben die sonderbare Gewohnheit, unter einer Mondfinsterniß die Hunde zu prügeln, damit sie desto stärker schreyen und bellen sollen, in dieser Absicht, damit der Mond, der sie liebet, sich ihrer erinnern und alle seine Kräfte sammlen soll, um länger zu leben. Diese vermeynte Liebe des Mondes zu den Hunden entstehet

q) Allgem. Gesch. von Amerika, 3. Hauptst. §. 14.

r) Allgem. Gesch. von Amerika 3. Hauptst. § 14. S. 113. da Cæl. Rhodigin. Lect. antiq. L. 19. C. 10. angeführt wird.

s) Niekamps Mißionsgeschichte. Cap. 9. §. 4.

entstehet ohne Zweifel aus nichts anders, als weil sie den Mond anbellen, wozu sie die Ursache in dem Umgange des Mondes mit diesen Thieren und in dessen besonderer Neigung gegen sie wollen gefunden haben.

Ich will davon nicht reden, wie sehr alle Einbildungen, die man sich von dem Unterschiede des Säens und bey andern Verrichtungen im zu- oder abnehmenden Monde macht, aus der uralten Hochachtung gegen diesen Trabanten der Erde entstehen, indem man, wenn er zunahm, dafür hielt, itzt wäre er in seiner Stärke, und neue Kräfte zu sammlen begriffen, hingegen aber, wenn er abnahm, glaubte, er wäre schwach und unvermögend, eine Vollkommenheit, woran er selbst Mangel litte, der Erde mitzutheilen. Die Milchstrasse und das Nordlicht werden so wohl von den Grönländern, als von andern Wilden für eine Menge Seelen der Verstorbenen angesehen, die im Himmel Ball spielen, und sie glauben, dadurch eine herrliche Ursache zu diesem Glanze am Himmel gefunden zu haben. Wenn man die Grönländer fragt, wo der Mond ist, wenn er nicht gesehen wird: so sagen sie, er wäre ins Wasser gewandert, um Seehunde zu fangen. Wenn sie erklären wollen, wovon seine Flecken entstehen, so sagen sie, er wäre der Bruder der Sonne, und

hätte eine unanständige Neigung auf diese seine schöne Schwester geworfen, welche hingegen einen Abscheu gegen diese Liebe des Mondes trüge, sich daher von ihm los risse, und gen Himmel flöhe, wo noch immer der eine die andere verfolgte. Hat man wohl etwas mehr nöthig, zu verstehen, warum sich diese Lichter des Himmels bewegen? Obschon die Peruaner unter die gesitteten und sehr wohl eingerichteten Völker zu rechnen waren, so hatten sie doch eben so wenig die einfältigen Gedanken der ältsten Welt vom Himmel verloren, als wie die Grönländer und andere Wilde. Sie erklärten die Flecken im Monde auf eine lächerliche Art, nämlich: es hätte sich einsmals ein Fuchs in diese Königinn der Nacht verliebt, da nun kein Weg so rauh und ungebähnet ist, den die Liebe nicht eben und wegsam machen kann, so hätte auch der Fuchs den Weg zum Himmel gefunden, und da er nun den Mond umarmet hätte, so hätte er diese seine Liebste so sehr gekratzt, daß man die Schrammen davon noch sehen könnte. Sie hielten mit den meisten andern Völkern in der alten und mit nicht weniger andern aufgeklärtern in der neuen Welt dafür, es senkte sich alle Abend die Sonne nieder ins Meer, und nachdem sie es durchgewatet hätte, so käme sie des andern Morgens an der andern Seite des Himmels wieder zum Vorschein. Donner, Bliß und Regenbogen sahen die

Vernünftigen für Diener und Gesandte der Götter an. Andere hingegen hatten von diesen Veränderungen in der Luft eine lächerliche Fabel. Sie erzählen, es schöpfte eine Jungfrau im Himmel mit einem Kruge Wasser, wenn aber ihr Bruder diesen Krug zerbräche, so entstünde aus dem Knalle Donner und Bliz, vom Wasser hingegen, welches in Tropfen über den ganzen Himmel ausgesprüzet würde, entstünde der Regen. Ein Vers, worinn diese peruanischen Philosophen der Jugend diese physische Fabel lehrten, ist dieses Inhalts t).

„Schönes Mägdchen! dein regnender Bruder
„zerbricht dann und wann deinen kleinen Krug, und
„davon kommt es, daß es donnert, daß es blizt,
„daß der Bliz einschlägt. Du Königstochter giebst
„uns durch den Regen dein angenehmes Wasser!
„Zuweilen lässest du auf uns hageln und schneien.
„Der, der die Welt gemacht hat, der grosse Vira=
„cocha, er, der dir die Seele gegeben hat, gab
„dir auch daselbst, wohin er dich gesezt hat, diese
„Verrichtung.„

Es ist gewiß sehr artig, aus der Edda zu sehen, wie die alten nordischen Völker fast auf eben dieselbe

t) Garcilasso de la Vega im angeführten Werke, B. 2. Cap. 27.

dieselbe Art die Natur zu erklären gesucht haben u). Das Feuer war ein Geist, der in Süden wohnte, folglich mußten die südlichen Länder und der Südwind warm seyn. Die Nacht war ein Frauenzimmer aus dem Geschlechte der Riesen oder der bösen Geister; der Tag war eine Mannsperson v), theils aus der Familie der Riesen, theils aus der Familie der Götter; und eins fuhr nach dem andern, jedes mit seinem Pferd und Wagen, um den Himmel herum, und verursachte dadurch Licht und Finsterniß. Aus dem Schaume, der aus dem Munde des Pferdes der Nacht floß, ward der Thau; das Licht hingegen war der Abglanz von der Mähne des Pferdes, worauf der Tag ritt. Die Ursache, warum Sonne und Mond x) nicht stehen blieben, sondern beständig um den Himmel herum lieffen, war diese, weil sie sich durch diese ihre beständige Flucht vor den sie verfolgenden Wölfen retten wollten, die sie doch zuletzt am grossen Untergange aller Dinge einhohlen und auffressen sollten. Der Regenbogen y) war die Brücke der Götter, auf welcher sie vom Himmel auf die Erde und wieder zurück ritten; seine rothe Farbe ward Feuer, damit die Trollen oder die bösen

Geister.

u) Resen. Edda, Fab. 4.

v) Fab. 8.

x) Fab. 9 et 10.

y) Fab. 11.

Geister sich nicht erkühnen sollten, auf diesem Wege hinauf in den Himmel zu steigen. Der Wind ward von einem Riesen verursachet z), der im äussersten Norden auf dem Himmel saß, und die Gestalt eines Adlers hatte. Der Wind ward stärker oder schwächer, nachdem der Adler mehr oder weniger geschwind flog. Sommer und Winter a) wurden ebenfalls zur zweene Geister verursachet; der eine war seiner Natur nach lieblich und angenehm, der andere aber aus eben dieser Ursache böse, unangenehm und kalt. — Ohne mehrere Beweise aus der Geschichte anderer Völker anzuführen, glaube ich, man werde zur Genüge einsehen, was für einen Dienst die Patrioten der Welt gethan haben, die zuerst anfiengen, die Natur aus natürlichen Ursachen zu erklären. Um nun also der Naturlehre und den ältsten Philosophen die ihnen gebührende Hochachtung zu ertheilen, muß man die Denkungsart der Alten kennen, und daraus schliessen, was für Einsicht und Stärke des Geistes dazu gehörte, so viele unordentliche, thörigte und doch allgemein angenommene Meynungen zu bestreiten.

§. 47.

So wie man meynte, das Unbekannte in der Natur würde durch ein Ding verursachet, das in

z) Fab. 16. a) Fab. 17.

und von Natur seinen Würkungen ähnlich wäre, und das man folglich kannte, so schloß man ebenfalls, diese Würkungen wären allezeit wie die Dinge beschaffen, woraus sie ihren Ursprung hätten. Der Abscheu, den verschiedene Leute vor gewissen Thieren haben, entstehet unstreitig aus dieser Gedanke, obschon nicht die ganze Welt davon eingenommen war. Also speisen die Brasilianer niemals von einem Thiere, das langsam geht, aus Furcht, sie mögten selbst dadurch langsam und ungeschickt werden. Die Caraiben b) essen aus eben dieser Ursache keine Schildkröten auch kein Schweinfleisch, damit sie keine solchen kleinen Augen bekommen, wie diese Thiere haben. Man muß auf eben diese Art andere höchstsonderbare Einrichtungen der Wilden erklären, insonderheit folgende, die viele südamerikanische Völker in Acht nehmen. Wenn eine Frau ins Kindbette kommt c), vornehmlich das erste mal und zwar mit einem Knaben, so müssen bey einigen beyde Aeltern, bey andern aber der Vater allein eine sechs Monate lange und strenge Fasten halten, in der Stille und in Einsamkeit leben, allem Vergnügen entsagen, kurz: die strengste Lebensart von der Welt führen. Weil der Mann in dieser Zeit beständig das

b) Rochefort Hist. des Antilles, Part. 2. Ch. 12.

c) Rochefort Chap. 25. Du Tertre Hist. des Antilles, Tr. 7. Ch. 1. Allgem. Gesch. von Amer. 3. H. §. 15.

das Bette hüten muß, so scheinet es, als ob er würklich an statt der Frau im Kindbette läge. Vorher, ehe er Erlaubniß erhält, etwas gutes, insonderheit Fleisch zu essen, versammlen sich bey einigen Völkern die nächsten Anverwandten, und schneiden den durch das langwierige Fasten ausgemergelten Körper über mit Zähnen des Thieres Agouti tiefe Furchen in die Haut, kochen darnach eine Suppe von Pfeffer, womit sie die Wunden auswaschen, und dadurch dem armen Manne unglaubliche Schmerzen verursachen. Diese schmerzliche Art seine Erstgeburth zu kaufen, ist bereits in der ältsten Welt Mode gewesen d). Die Ursache ist nicht schwer einzusehen. So bald man glaubte, was die wilden Völker überhaupt für wahr halten, daß die Kinder eben dieselben Eigenschaften, wie die Aeltern bekämen: so ward es die Pflicht eines Vaters, eine Menge Uebel auszustehen, damit die allergrößte Eigenschaft in den Augen dieser Völker, nämlich beherzt, stark und gegen ein vorfallendes Uebel unempfindlich zu seyn, bey den Kindern erblich werden könnten; sie bestreichen daher auch dem Kinde das Angesicht mit dem Blute des Vaters. Die Weiber der Wilden empfin-

d) Strabo, L. 3. von den Cantabriern. Diodor. Sic. L. 6. von den Corsen. Alex. ab Alexandro genial. dier. L. 2. Cap. 25. von den Tibarenern, Thraciern, Scythen und Celtiberiern.

empfinden insgemein nur geringe Geburtsschmerzen; wie groß sie aber auch seyn könnten, so darf doch keine Mutter sich darüber beklagen, aus Furcht, das Kind mögte eben so kleinmüthig und empfindlich werden, wie sie. Alle Wilde sehen es für etwas wunderbares an, wenn eine Mutter sich in diesem Umstande ungeduldig bezeiget, und einige schlagen würklich die solchergestalt gebohrnen Kinder so gleich todt, weil sie sie zum Kriege und zur Rauhigkeit ihrer Lebensart für untüchtig halten. Vielleicht geschieht es aus eben dieser Ursache, nämlich wegen der vermeynten natürlichen Aehnlichkeit der Gemüths- und Denkungsart zwischen allen Personen von einer Blutverwandschaft, daß man in verschiedenen Ländern den grausamen Gebrauch eingeführt hat, wenn einer aus der Familie ein Verbrechen begehet, das nach den Landesgesetzen die Todesstrafe verdienet, alsdann alle nächsten Anverwandten der schuldigen Person zugleich mit hinzurichten. Die falschen Meynungen der ältsten Zeiten, wie sehr sie auch nach und nach geschwächt geworden sind, herrschen doch noch sehr oft in ihren Folgen und in den durch sie entstandenen Einrichtungen, ungeachtet sie sich an sich selbst verloren haben, und mit der äussersten Verachtung angesehen werden.

§. 48.

§. 48.

Die meisten wilden Völker besorgen den Ackerbau durch ihre Weiber, ohne daß die Männer Hand an diese Arbeit legen. Insgemein siehet man diese Nachläßigkeit als einen Beweis ihrer Dummheit an, da man doch darinn vielmehr eine neue Probe des Aberglaubens dieser Völker finden sollte. Die vorbemeldte Art zu schliessen verursachet, daß sie glauben, das Getraide könnte nicht ohne die Hände der Weiber gelingen; weil sie von Natur dazu bestimmt sind, fruchtbar zu seyn, und ihres gleichen zur Welt zu bringen, so werden sie dießfalls insonderheit für geschickt gehalten, dem Getraide eben dieselbe Kraft mitzutheilen. Solchergestalt hat der Aberglaube sich auf vielerley Arten bemüht, die Umstände des andern Geschlechts in der Welt schlechter zu machen, als es seyn sollte. Ausser den häuslichen Verrichtungen ist der Ackerbau bey allen wilden Völkern die Sache der Weiber geworden, daher die Reisenden insgemein die Weiber der Wilden als Sklavinnen der Männer beschreiben, da doch dieses Joch ihnen würklich mehr aus Aberglauben über den Hals geworfen worden ist, als aus der vermeynten Oberherrschaft der Männer.

§. 49.

Eine unzählige Menge anderer falschen und voraus gefaßten Meynungen ist aus eben dieser Schwachheit zu schliessen entsprossen. Man meynte, daß einander gleichförmige oder ähnliche Dinge in einer natürlichen Gemeinschaft mit einander stunden; die Wilden glauben also die so genannte Sympathie, oder gemeinschaftliche Empfindung eben so wohl als alle andere Völker, ob sie schon keinen so allgemeinen Gebrauch davon machen, als man ehmals in Europa that, da man darinn auch einen Grund zu gewissen Wissenschaften fand, und meynte, die Pflanzen müßten die Artzeneymittel zu allen Theilen der Körper der Thiere seyn, die ihnen ähnlich wären, Gestalt und Farbe mögten auch seyn, wie sie wollten. Z. B. Ein Blatt, daß einem Herze ähnlich war, mußte ein herzstärkendes Mittel, und ein Kraut, das leberfarbicht war, der Leber heilsam seyn. Der Himmel, die Planeten und Sterne regierten die Erde, weil eine verwirrte Phantasie sich einbildete, darinn die Zeichen gewisser Thiere oder gewisser Buchstaben zu finden; in den Planeten sahe man bald ein rothes Licht, welches

welches sie zu hitzigen Sternen machte, bald ein bleiches, welches sie langsam und phlegmatisch machte, bald ein sehr helles und glänzendes, welches der Venus eine weitgestreckte Herrschaft über alle Schönheiten und Verliebte ertheilte. Mit einem Worte; andere Völker haben in dieser Betrachtung den Wilden nichts vorzuwerfen. Der Gedanke, daß Dinge, die nur einigermassen einander ähnlich wären, eine natürliche Beziehung, als Ursache und Würkung innerlich auf einander hätten, ist in der ganzen Welt die allgemeine Art zu schliessen gewesen; es würde also eine unendliche Arbeit seyn, wenn man sich auf alle falsche Sätze und Meynungen, die sie zur Welt gebracht hat, einlassen und sie einzeln durchgehen wollte. Doch alles dieses war noch nicht genung. Da man augenscheinlich sahe, daß ganz verschiedene Dinge diese oder jene Veränderung in einander verursachten: so fieng man an, zu glauben, sie könnten durch eine blosse Zueignung Ursache und Würkung auf einander werden. Ein grosser Theil der so genannten Sympathie findet in dieser Meynung seinen Ursprung. Da aber die Natur keinen Theil daran zu haben schien, wie in den Zufällen, da die

Dinge

Dinge einander ähnlich waren: so fiel man am meisten darauf, durch das eine oder andere Mittel die Zueignung zu veranstalten, und unter denen von Natur verschiedenen Dingen eine Vereinigung zu Stande zu bringen, nachdem man sich einbildete, verborgene Kräfte dazu, wozu sie gebrauchet würden, darinn zu finden. Ein grosser Theil dieser Possen, die man in der ganzen Welt auch noch zu unsern Zeiten Hexerey, Ahndung, und Wahrsagerey nennet, hat in diesen beyden falschen Arten zu schliessen augenscheinlich seinen Grund. Doch ich will mich bey dieser unwürdigen und verächtlichen Sache nicht länger aufhalten. Ich muß nur noch dieses sagen, daß so bald alles für beseelt gehalten ward, der Weg bereits gebahnet war, zu glauben, es könnten alle unsichtbare Bewohner der Dinge theils natürlicher Weise theils durch die Kunst mit einander in Vereinigung gebracht werden.

§. 50.

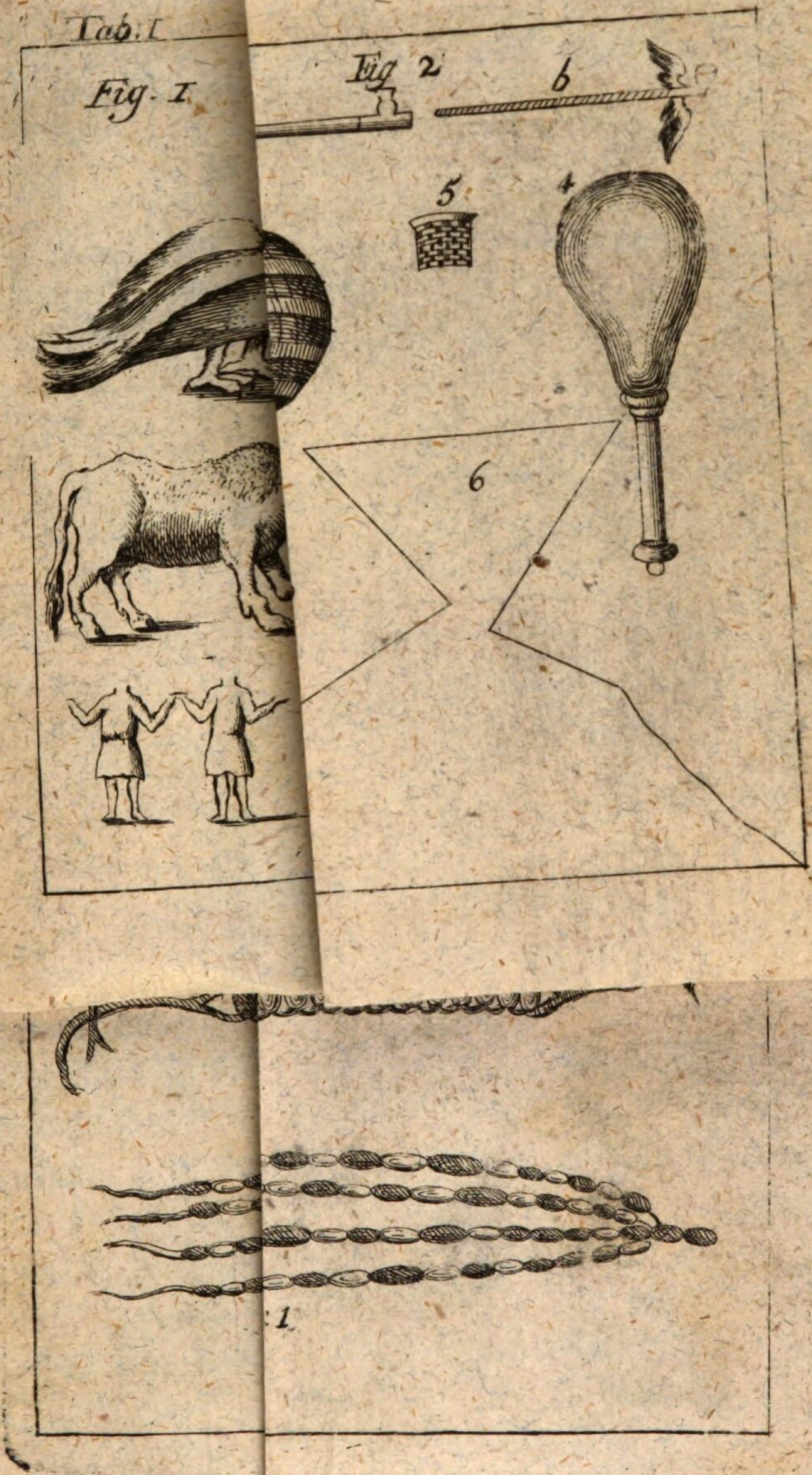
Ich darf meine Leser nicht länger aufhalten, indem ich bereits weitläuftiger geworden bin, als ich mir anfangs zu seyn vorgesetzet hatte. Da man

man aber insgemein glaubet, daß alles, was die Wilden denken und glauben, ein unreimliches Gewebe von lächerlichen Possen ohne Grund und Zusammenhang sey; so habe ich auf eine ordentliche Art in einem kurzen Begriffe die Leser mit diesen Völkern bekannt machen wollen, damit sie einsehen können, wie richtig alles, was in ihrer Geschichte vorkommt, seinen guten Grund in ihren Umständen hat, und daß sie in unsern Zeiten dasjenige sind, was ehmals in den ältsten Zeiten der größte Theil der Welt gewesen ist. Die Wilden haben ihre schlimme Seite, sie haben aber auch, wie man deutlich siehet, ihre gute; und es wäre zu wünschen, daß wir ihre guten Eigenschaften mit unserer wahren Aufklärung, mit unsern Künsten und Wissenschaften vereinigen könnten. Ich kann aber diese Abhandlung nicht schliessen, ohne mit ein paar Worten zu erinnern: daß diejenigen, welche dafür halten, die Wissenschaften hätten in der Welt keinen Nutzen geschaft, und daß die Naturlehre größtentheils für nichts anders als für ein blosses Vergnügen anzusehen

wäre, nur allein nöthig haben, einen Blick auf die Meynungen der Völker der ältsten Welt und der Wilden zu werfen, um überzeugt zu werden, wie unschätzbar eine jede Wahrheit sey, weil der Verstand natürlicher Weise aus einen Irrthum in den andern fällt; denn die falschen und vorausgefaßten Meynungen des Menschen sind seine gefährlichsten Feinde und sehr oft die unüberwindlichsten Tyrannen des ganzen menschlichen Geschlechts.

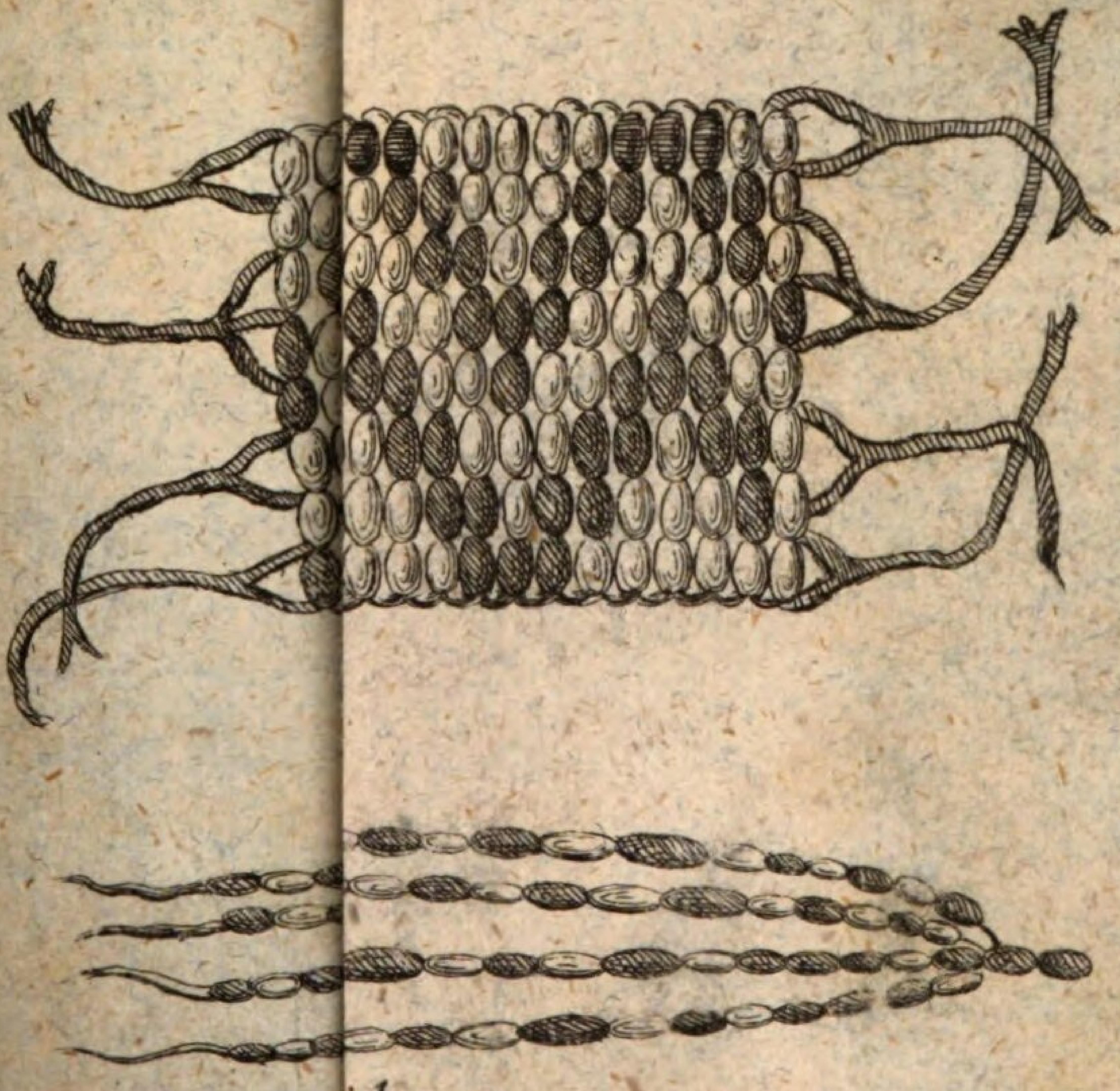
Erklärung

Tab. I



Erklärung

Tab. II



1

Erklärung der Kupfertafeln.

Erste Tafel.

Die erste Figur zeiget eine Probe von der Bilderschrift oder der so genannten hieroglyphischen Schreibart der Wilden zur Aufklärung dessen, was im §. 56. der zwoten Abtheilung davon gesagt worden. **Der Kopf** mit den drey Federn bedeuten einen Wilden, dessen Name **Dreyfeder** ist. Der bey ihm stehende **Vogel**, der ein **Kranich** seyn soll, soll anzeigen, daß der Wilde aus einer Nation ist, die die Nation der Kraniche genennet wird. **Der Stier** unter dem Vogel giebt den Namen des Geschlechts, aus welchem der Wilde ist, zu erkennen, er ist nämlich aus dem Geschlechte des Stiers. Die Person mit dem Bogen bedeutet, daß dieser solchergestalt beschriebene Wilde in den Krieg gezogen war. Die auf dem langen Viereck das oben unter dem Kopfe stehet, be-

findliche Striche zeigen die Anzahl der Personen an, die mit ihm in den Krieg gezogen waren, deren also dreyzehn waren. Auf diesem Zuge hat er so viele Personen erschlagen, als Figuren ohne Kopf da stehen, nämlich drey, und einen hat er zum Gefangenen gemacht; welcher durch die neben den vorigen drey Figuren stehende unverstümmelte menschliche Figur vorgestellet wird. Diese sechs mit Strichen bezeichneten Vierecke zeigen an, wie vielen Feldzügen er beygewohnet hat; er war also sechsmal mit zu Felde gegangen und in vier Feldzügen war er Anführer gewesen; dieses zeigen die vier obern, gleichsam mit einem Dache oder einem Giebel bedeckten Vierecke an. Man wird nunmehr diese hieroglyphische Schrift völlig lesen können. Uebrigens kann man davon den **Lafitau** oder **die allgemeine Geschichte von Amerika** und zwar im ersten Theile das 6te Hauptstück §. 9. nebst der dazu gehörigen Kupfertafel nachsehen, wie auch **la Hontan** in seinen **Nachrichten von Canada.**

Die andere Figur auf dieser ersten Tafel stellt zuerst oben eine doppelte Zeichnung der im südlichen Nordamerika heiligen Tabacks-

Pfeife

Pfeife vor. Es wird derselben §. 30. der dritten Abtheilung kürzlich erwähnt. Man findet sie im schon gedachten Werke des **Lafitau**, auch beym **la Potterie** und bey andern, unter dem Namen des **Calumets** beschrieben. Sie wird insgemein von einem rothen und glatten Steine, der dem Marmor ähnlich ist, gemacht, und überall am Stiele mit Vogelflügeln und mit Federn von den schönsten Farben ausgeschmückt. Die Wilden geben vor, es hätte die Sonne zuerst einem Volke in **Neu-Mexiko** ein Geschenke damit gemacht; daher wird es überall für so ehrwürdig gehalten, daß ein Reisender, sofern er einem fremden Volke diese Pfeife oder eigentlich das **Calumet** anbietet, und es von ihm angenommen wird, hernach so sicher unter dieser Nation leben kann, als wenn er durch die höchsten und heiligsten Eidschwüren mit ihnen verbunden wäre. Wenn mitten in einer Feldschlacht einer der Kämpfenden darauf fällt, das **Calumet** vorzuzeigen: so hört das Gefecht so gleich auf, und alle legen die Waffen nieder; doch stehet es der andern Parthey auch frey, das **Calumet** anzunehmen oder abzuschlagen, und im letzten Falle, wird das Gefechte wieder erneuert; im er-

stern aber der Friede geschlossen. Es ist zu merken, daß die Wilden zweyerley Arten des **Calumets** haben; die eine wird zu allen friedlichen Handlungen gebraucht, die andere aber zur Ankündigung des Krieges.

Figur 3 und 4. gehören zur Erklärung des §. 32. der dritten Abtheilung. Beyde Figuren stellen eine Zeichnung der einfältigsten musikalischen Instrumente vor, die man in der Welt erfunden hat; denn sie sind nichts anders als die Schaale einer Frucht, als etwan einer grossen Melone oder eines Kürbis u. d. g. worinn die darinn befindlichen Steine durch das Umdrehen, oder wenn das Instrument mit der Hand stark geschüttelt wird, eine Art eines Klanges oder Getönes verursachen. Die nordamerikanischen Wilden nennen dieses Instrument **Chichikone**, die südlichen insonderheit die Brasilier, **Marca**.

Figur 3. stellet eine Art des alten **Sistrum** der Aegyptier vor, um mit der itzt beschriebenen indianischen Klapper verglichen zu werden. **Lafitau** hat so wohl diese Klapper als die verschiedenen Arten der alten umständlich

ständlich beschrieben, und man kann bey ihm davon im 3ten Hauptst. §. 10. nachlesen.

Figur 5. stellet eine Art einer **Krone** vor, die die Wilden hinten auf dem Kopfe tragen, wovon man weiter nachlesen kann die oft angeführte Histoire de la Virginie. Andere Wilden machen ihre Kronen von Federn. Die **Floridaner** sandten dem Könige von Engelland eine von bunden Federn und Büffelshörnern geflochtene Krone zum Geschenke, und man kann dießfalls **Becks Tageregister** vom Jahr 1736 von Monat Junius in **Urlspergers Nachrichten von den Salzburgischen Emigranten** nachsehen.

Figur 6. stellet die in der Anmerkung c bey §. 20. der ersten Abtheilung erwähnte **Einhegung** von Pfählen vor, in welche sie die Thiere jagen, damit sie sich ihrer hernach desto bequemer bemächtigen können. Man kann davon **Champlains Reisen in Canada** und **la Hontans Nachrichten** nachschlagen.

Zwote Tafel.

Auf dieser findet sich eine Vorstellung der **Porcellanschnüre** und des **Porcellanbandes,**

des, die den Wilden an statt der Geldmünzen in der Handlung wie auch an statt der Schriften und Archiv-Dokumenten dienen. Die so genannten **Porcellanschnüre** Fig. 1. bestehen meistentheils aus runden weissen Stücken, oder Körnern, die aneinander gereyhet sind, und stehen in geringerer Achtung als das Band. Dieses Figur 2. hingegen bestehet aus weissen und dunkelblauen Porcellankörnern die in einander geflochten sind. Dieses wird bey den Wilden am höchsten geachtet, und in grossem Werthe gehalten. Nachdem diese Körner im Bande bald auf diese oder jene Art durch einander geflochten sind, darnach ist auch ihre Bedeutung verschieden. Dieses Porcellan wird von den Wilden mit grosser Mühe aus einer Art zwoschaalichter Austerschaalen gemacht, die den so genannten **St. Jakobs-Muscheln** ähnlich sind.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

XX V.85
XXX II.92

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kraft, Jens,

Die Sitten der Wilden zur Aufklärung des Ursprungs und Aufnahme der Menschheit

Kopenhagen 1766

H.g.hum. 130 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10435359-2
VD18 11147547